1
2025

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

Libuše Hannah Vepřek
Intraversionen von Mensch-KI-Relationen. Eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf „Human-in-the-Loop"-Systeme

Dennis Eckhardt
Das Partineum. Ein ethnografischer Ort zur Wissens- und Denkstilteilhabe

Florian Grundmüller
Postkarten und die deutsche Wende. Zur Temporalität des Mediums in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs

Frauke Ahrens, Christiane Schwab
Sind wir stets (trans-)national gewesen? Die Fachgeschichtsschreibung der Volkskunde auf dem Prüfstand

Forum: Politisierung der Wissenschaft

www.zekw.de

WAXMANN

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft.
Journal for Cultural Analysis and European Ethnology
(bis 2021 Zeitschrift für Volkskunde)
Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft
(www.dgekw.de)
herausgegeben von Regina Bendix, Claus-Marco Dieterich, Anne Dippel,
Timo Heimerdinger, Manfred Seifert, Markus Speidel, Thomas Thiemeyer,
Barbara Wittmann und Sabine Zinn-Thomas

DGEKW Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft

Anschriften der Redaktionen:
Aufsatzteil und Forum (aufsaetze@zekw.de): Regina Bendix (Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Göttingen); Anne Dippel (Institut für Designforschung, Braunschweig sowie Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften, Jena); Timo Heimerdinger (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Freiburg); Thomas Thiemeyer (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen);
Berichte (berichte@zekw.de): Manfred Seifert (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Marburg);
Buchbesprechungen (rezensionen@zekw.de): Markus Speidel (Münchner Stadtmuseum, München); Barbara Wittmann (Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Bamberg); Sabine Zinn-Thomas (Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)
Abstracts: Bearbeitet von Ramona Lenz

Die Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft durchläuft ein Peer-Review-Verfahren. Sie ist indiziert in der MLA International Bibliography, im Arts & Humanities Citation Index und bei Scopus (Stand April 2021). Die Zeitschrift ist in weiteren Datenbanken zur Indizierung vorgeschlagen.

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:
Die Zeitschrift erscheint in zwei Halbjahresbänden. Der Bezugspreis beträgt im Abonnement jährlich 52 €, ein Einzelheft kostet 26 € (je inkl. 7 % MwSt.). Alle Preise zzgl. Porto- und Versandkosten. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements. Alle Beiträge der Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft. Journal for Cultural Analysis and European Ethnology (ZEKW) erscheinen unter der Lizenz Creative Commons BY 4.0. Die veröffentlichten Beiträge dürfen Sie unter den Bedingungen der Lizenz frei nutzen. Es findet keine exklusive Übertragung von Verwertungsrechten („copyright transfer") an die Zeitschrift statt. Die DGEKW e.V. (als herausgebende Körperschaft der ZEKW) stellt den Autor:innen keinerlei Kosten für die Publikation (Article Processing Charges, APC – beziehungsweise Book Processing Charges, BPC) sowie für die Einreichung (Submission Charges) in Rechnung.

ISSN 2752-1591 E-ISSN 2752-1605
© Waxmann Verlag GmbH, Steinfurter Str. 555, 48159 Münster
Internet: www.waxmann.com, E-Mail: info@waxmann.com
Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster
Satz: satz&sonders, Dülmen
Printed in Germany

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C016439

1
2025

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

Inhalt

121. Jahrgang

Editorial 3

Libuše Hannah Vepřek
Intraversionen von Mensch-KI-Relationen.
Eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf „Human-in-the-Loop"-Systeme 5

Dennis Eckhardt
Das Partineum.
Ein ethnografischer Ort zur Wissens- und Denkstilteilhabe 28

Florian Grundmüller
Postkarten und die deutsche Wende.
Zur Temporalität des Mediums in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs 48

Frauke Ahrens, Christiane Schwab
Sind wir stets (trans-)national gewesen?
Die Fachgeschichtsschreibung der Volkskunde auf dem Prüfstand 73

Forum: Politisierung der Wissenschaft 99

Berichte 113

Buchbesprechungen 144

Anschriften der Autorinnen und Autoren 176

Editorial

Die erste Nummer unserer Zeitschrift für das Jahr 2025 beginnt mit zwei Beiträgen, die jeweils neue Konzepte für sich verändernde Alltage ebenso wie Forschungswelten vorschlagen. Libuše Vepřek bietet mit *Intraversion* einen Begriff an, der das prozesshafte Einweben menschlichen Handelns in Systeme maschinellen Lernens (Künstliche Intelligenz) beschreibt. Der Begriff ist aus empirischer Feldforschung gewonnen und Gleiches lässt sich für Dennis Eckhardts *Partineum* postulieren, der ebenfalls lateinische Wurzeln hat. Es handelt sich um eine Wort- und (abstrakte) Ortneuschöpfung, die Eckhardt konzipiert als Antwort auf nicht gelingende Kommunikation in disziplinübergreifender Technikforschung. Im Partineum als wörtlichem Ort der Teilhabe können Wissen und Denkstile in ihrer Unterschiedlichkeit thematisiert und aus den Unstimmigkeiten neu und gemeinsam zu entwickelnde Felder freigelegt werden.

Die folgenden zwei Artikel widmen sich methodischen Anliegen. Wie sich Postkarten ethnografisch-kulturhistorisch begreifen lassen, beschäftigt Florian Grundmüller. Anhand von Postkarten aus der Wendezeit 1989/90 legt er die verschiedenen Zeitebenen frei, die in der Auseinandersetzung mit diesem Objekt, Kommunikationsmedium und Bildträger zutage treten. Frauke Ahrens und Christiane Schwab suchen nach Möglichkeiten, transnationale Verflechtungen in der Fachentwicklung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hervorzuheben und auf diesem Wege auch die sich eher in kritischer Reflexion nationaler und regionaler Narrative übende disziplinäre Fachgeschichtsschreibung zu erweitern – nicht zuletzt um zu fragen, weshalb die Evidenz vergangener transnationaler Unterfangen bisher weitgehend unbeachtet blieb.

Das Forum widmet sich der neuen Politisierung von Wissenschaft, die im vergangenen Jahr nicht nur, aber auch in Deutschland an vielen Orten zu Turbulenzen in und außerhalb von Universitäten geführt hat. Sechs Beitragende berichten und betrachten aus biografischen über standort- bis themenspezifischen Gesichtspunkten die latente bis direkte Verquickung der Empirischen Kulturwissenschaft und ihrer verwandten Fächer mit vergangenen und akuten Problem- und Konfliktlagen. Inwiefern darf, soll oder muss sich Wissenschaft politisch positionieren? Wie beeinflusst dies Lehren und Lernen? Was bedeuten die unterschiedlichen Beantwortungen auf diese Fragen für das Wissenschaftsverständnis?

RB und AD für die Redaktion

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.01

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft
121. Jahrgang 2025, S. 5–27
CC BY 4.0 – 2025 Waxmann
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.02

Libuše Hannah Vepřek

Intraversionen von Mensch-KI-Relationen

Eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf „Human-in-the-Loop"-Systeme

Libuše Hannah Vepřek
Intraversions of Human-AI Relations. A Cultural Studies Perspective on Human-in-the-Loop Systems
Abstract: How do human–technology relations develop in so-called human computation systems develop along technological advancements and in everyday negotiations? While the development of these hybrid systems often follows the „human-in-the-loop" (HITL) approach, which describes the integration of humans into artificial intelligence systems, this paper argues that such an approach does not adequately capture the complexity and dynamics of these relations' everyday unfolding. Based on several years of ethnographic and co-laborative research and the analysis of the underlying imaginations of the HITL approach, the concept of intraversions is proposed to understand human-technology relations in their multiplicity and becoming. Using the examples of two human computation-based citizen science projects, Foldit and Stall Catchers, this paper demonstrates how continuous reconfigurations within these relations go hand in hand with the redistribution of agency, tasks, and role-attributions. This perspective also aims to highlight the potential of ethnographic research in shaping hybrid human-AI systems. Intraversions provide a reflective perspective in technology development by offering an understanding of the complex interweaving of humans and technologies in their ongoing evolution. This, in turn, helps to understand how sociotechnical systems become what they are, where they are heading, how different actors, path dependencies, and contingencies shape them, and how to incorporate these insights into implementation.
Keywords: Human-Technology Relations, Artificial Intelligence, Intraversions, Human-in-the-Loop, Technological Development

„Die KI-Entwicklung schreitet immer weiter voran. Erst kürzlich ist mit AlphaFold2 ein Durchbruch in der Proteinstruktur-Vorhersage gelungen. Ich denke, Foldit wird in absehbarer Zeit nicht mehr benötigt werden. Vielleicht noch 5 Jahre!", teilte mir der Spieler Arthur[1] mit und brachte damit seine Überlegungen zum Online-Puzzle-Videospiel Foldit hinsichtlich der Auswirkungen des Fortschreitens in der Entwicklung Künstlicher Intelligenz (KI) auf das Citizen-Science-Game ein.

1 Interview, 12.02.2021. Alle Namen der Citizen Science-Teilnehmer*innen, die zu meiner Forschung beigetragen haben, sind Pseudonyme.

Seit 2008 falten Teilnehmer*innen in diesem Spiel gemeinsam mit algorithmischen Werkzeugen und automatisierten Computerprogrammen Proteine und tragen so zu der Erforschung verschiedener Krankheiten, darunter COVID-19 und Alzheimer, bei.[2] Das Citizen-Science-Projekt ist ein sogenanntes *Human Computation (HC)-System*, bei dem Spieler*innen *in the Loop* mit technologischen Komponenten an der Lösung von Problemen arbeiten (hier der Proteinfaltung), die derzeit anders nicht bewältigbar sind. Im Zentrum dieses Ansatzes steht das aus der Informatik stammende Verständnis von „Humans-in-the-Loop" (HITL), die an designierten Punkten in ein rechnergestütztes System eingebunden werden, um Rechenschritte zu übernehmen, die maschinell noch nicht lösbar sind.

Foldit wurde 2008 eingeführt, weil das Vorläuferprojekt Rosetta@Home bei der automatisierten Proteinstrukturlösung noch weitgehend zufallsbasiert arbeitete und die Ergebnisse hinter den Erwartungen der Forschung zurückblieben. 2021 änderte sich dies mit der Einführung des KI-Programms AlphaFold2, mit dem das bis dahin als eines der schwierigsten Probleme der Biomedizin geltende Proteinfaltungsproblem als weitgehend gelöst erklärt wurde.[3] Entwickelt von DeepMind, konnte AlphaFold2 vorhersagen, wie sich Aminosäuresequenzen, gegeben der unzähligen Möglichkeiten, zu 3D-Strukturen, den Proteinen, falten.

Fasziniert, aber auch forschungsbezogen besorgt, dass damit mein Fallbeispiel hinfällig sein könnte, beobachtete ich die Entwicklungen, die sich daraufhin in Foldit entfalteten. In meiner ethnografischen Feldforschung interessierte ich mich für das Zusammenspiel verschiedener menschlicher und nicht-menschlicher Akteur*innen in HC-basierten Citizen-Science-Projekten und wie diese die soziotechnischen Assemblages hervorbringen (Vepřek 2024). Bedeutete die Einführung von AlphaFold2, dass damit Foldit durch Automatisierung obsolet würde? Wie wenige Monate später deutlich wurde, war das nicht der Fall. Vielmehr kam es zu Verschiebungen innerhalb der Relationen, die mit Rekonfigurationen der Aufgaben und Rollen der menschlichen Akteur*innen und Software- bzw. KI-Komponenten einhergingen.

Eine ähnliche Beobachtung machte ich auch in meinem zweiten Fallbeispiel, dem vom Human Computation Institute (HCI) entwickelten Stall Catchers, in dem Teilnehmer*innen mit der Datenanalyse zur Alzheimerforschung eines biomedizinischen Techniklabors beitragen, bei der maschinelle KI-Modelle zunächst keine für die wissenschaftliche Datenqualität notwendigen Ergebnisse erbringen konnten.

2 https://fold.it (Zugriff 02. 07. 2024). Foldit wird vom *Center for Game Science* und dem *Institute for Protein Design* an der University of Washington in Seattle gemeinsam mit weiteren, hauptsächlich in den USA ansässigen Forschungseinrichtungen entwickelt.

3 Toews, Rob (2021): AlphaFold Is The Most Important Achievement In AI—Ever, in: Forbes, 03. 10. 2021. https://www.forbes.com/sites/robtoews/2021/10/03/alphafold-is-the-most-important-achievement-in-ai-ever/ (Zugriff 02. 07. 2024).

Nach einigen Jahren konnten jedoch auch hier basierend auf den Relationen zwischen Stall-Catchers-Teilnehmer*innen und Technologien neue Machine-Learning (ML)-Modelle trainiert werden, die diese Relationen verschoben.

In beiden Beispielen folgten die beobachteten Verschiebungen einem Muster, das – so argumentiere ich in diesem Beitrag[4] – nur unzureichend mit den informatischen Konzepten von HITL erklärt werden kann. Denn obzwar wissenschaftliche Entwicklungen, wie die Kybernetik, seit etwa der Mitte des 20. Jahrhunderts das Zusammenwirken von Menschen und Maschinen in Feedback-Loops betonen, dominiert in Narrativen über HC und der Literatur dazu dennoch oft ein starres und teils widersprüchliches Verständnis dieses Zusammenspiels. Dieses Verständnis hat Auswirkungen auf die Entwicklung dieser Systeme, in der die multiplen Verschiebungen *innerhalb* der Mensch-Technologie-Relationen (noch) wenig mitgedacht werden. Hier sehe ich das Potenzial der Empirischen Kulturwissenschaft (EKW), einen kritisch-konstruktiven Beitrag zur Technikentwicklung im Bereich hybrider Mensch-KI-Systeme zu leisten und durch den aktiven Einbezug vergangener, aktueller und potenziell zukünftiger Verschiebungen in die Entscheidungsprozesse in der Entwicklung von HC-Systemen der Komplexität und Prozesshaftigkeit von Mensch-Technologie-Relationen im Alltag gerechter zu werden. Im Rahmen meiner Feldforschung gelang es mir, aus der empirischen Beobachtung den Begriff der *Intraversion* zu entwickeln, der, wie ich im Folgenden zeigen werde, den epistemischen Horizont von HITL erweitert und neue Chancen für die Entwicklung von HC-Systemen eröffnet.

Die beobachteten Veränderungen innerhalb dieser Relationen waren stets auf imaginierte zukünftige hybride Systeme gerichtet und konnten nur unzureichend mit Begriffen wie „Transformationen“[5] oder bestehenden relationalen Konzeptionen von Technik beschrieben werden, weshalb ich sie mit dem Begriff Intraversionen zu greifen versuche. Mit dem lateinischen Präfix „intra“ verweise ich nicht nur auf das *Innerhalb* der Relationen, sondern schließe an Karen Barads Begriff der „Intra-Aktionen“ (1996) an. Anstatt sich auf Interaktionen zwischen festen und unabhängigen Entitäten zu beziehen, entwickelt Barad den Begriff der Intra-Aktionen auf der Basis der Kopenhagener Interpretation Niels Bohrs zur Beschreibung quantenmechanischer Prozesse, um Phänomene zu beschreiben, die sich nicht mit Dichotomen Subjekt-Objekt-Relationen erklären lassen (vgl. Barad 1996: 179, 2015: 42). Es geht Barad in der Anwendung dieses Phänomens auch außerhalb der Quantenmechanik um die „Verbindungen und Trennungen – zusammen-auseinander-schneiden – nicht

4 Ich bedanke mich herzlich bei den anonymen Gutachter*innen sowie Anne Dippel für das hilfreiche Feedback und die konstruktiven Vorschläge für diesen Beitrag.

5 Im Vergleich zum Begriff der Transformation, der zunächst unspezifisch eine nicht zwangsläufig zielgerichtete Umformung oder Umwandlung von etwas beschreibt, handelt es sich bei Intraversionen um spezifische, vorwärtsdrängende Verwandlungsprozesse innerhalb von Relationen.

als separate, konsekutive Aktivitäten, sondern als ein einziges Ereignis, das nicht Eines ist. *Intraaktion*, nicht Interaktion" (Barad 2015: 77, Herv.i.O.). Den Begriff Intraversionen leite ich zudem von „Inversion" ab, was sich auf den Prozess der Umkehrung einer bestimmten Ordnung oder Richtung bezieht oder das Auf-den-Kopf-Stellen einer Sache. Anstatt das Gegenteil von dem zu schaffen, was vorher da war, führen Intraversionen immer zu etwas Neuem, das auf vorangegangenen Instanzen von Relationen basiert und somit an das Vergangene anknüpft, dabei aber niemals einfach eine Umkehrung des Bisherigen darstellt.

Intraversion erlaubt mir, prozessuale Muster von Mensch-Technik-Phänomenen zu beschreiben, die sich in meiner ethnografischen Untersuchung verschiedener Fallbeispiele herauskristallisierten. *Intraversionen* stellten für mich zusätzlich ein praktisches Hilfsmittel dar, um meine ethnografische Perspektive im Forschungsfeld HC, in dem ich ko-laborativ mit dem HCI zusammenarbeitete, zu kommunizieren und so nicht nur eine kritische Analyse, sondern auch Vorschläge des Umdenkens der Entwicklung solcher HITL-Systeme einzubringen. Der Begriff löste somit gleichsam mein eigenes Beobachter*innen-Problem, das sich durch die ko-laborative Forschung ergeben hatte.

Im Folgenden führe ich zunächst in meinen Forschungskontext ein, bevor ich knapp den HITL-Ansatz beispielhaft anhand des auf die Entwicklung von HC-Systemen fokussierten Forschungsinstituts, das HCI, Imaginationen des HITL dekonstruiere. Anschließend definiere ich das Konzept der Intraversionen, mit dem exemplarische Mensch-Technologie-Relationen in den Fallbeispielen Foldit und Stall Catchers untersucht werden, bevor ich im Fazit einen Vorschlag für einen kulturwissenschaftlichen Beitrag zu einer kritischen und konstruktiven Technikentwicklung formuliere.

Spielend *in the Loop*

Im Rahmen des durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderten Forschungsprojekts „Spielend *in the Loop*" (11/2021-10/2024)[6] untersuchten Johannes Moser und ich die Formierung verschiedener HC-basierter Citizen-Science-Projekte im Zusammenwirken verschiedener Akteur*innen im Alltag. Foldit und Stall Catchers zählten zu den Fallbeispielen. Diese HITL-Systeme analysierten wir dabei als soziotechnische Assemblages (Deleuze/Guattari 2013; u. a. Welz 2021) und fokussieren darauf, wie diese in den Verflechtungen unterschiedlicher Relationen gebildet

6 Moser, Johannes/Vepřek, Libuše Hannah: „Spielend *in the Loop*: Neue Mensch-Software Relationen in Human Computation Systemen und deren Auswirkungen auf Sphären des Alltags" (DFG – 464513114).

werden.[7] Dazu wählten wir einen multimethodischen Ansatz und kombinierten teilnehmende Beobachtung mit qualitativen Interviews mit Teilnehmer*innen, den Teammitgliedern sowie den beteiligten Forscher*innen und der Analyse von Medienmaterial. Im Stall-Catchers-Beispiel konnte zudem der In-Game Chat, über den sich Teilnehmer*innen untereinander und mit dem Team austauschten, sowie der Quellcode einbezogen werden (Vepřek 2023b; Vepřek et al. 2023). Daneben bildete ein weiterer Schwerpunkt der Forschung die Zusammenarbeit mit und Erforschung der Arbeit des US-basierten HCI, einem nicht-gewinnorientierten Forschungsinstitut, das sich der Entwicklung von HITL-Systemen unter dem Mantel von HC im Citizen-Science-Bereich verschrieben hat. Hier forschte ich über circa drei Jahre ko-laborativ (u. a. Niewöhner 2014, 2019) und ethnografisch, indem ich einerseits als Teil des Teams in der Entwicklung neuer Projekte und der Instandhaltung und Weiterentwicklung bestehender Projekte mitwirkte und andererseits die Projekte des Instituts, vornehmlich Stall Catchers, analysierte. Neben zwei mehrmonatigen Feldaufenthalten im Sommer 2021 und Herbst 2022 vor Ort in Ithaca, NY, forschte ich und arbeiteten wir von Ende 2019 bis Ende 2022 täglich in virtueller Kooperation zusammen.

Das Institut wurde 2014 vom Kognitionswissenschaftler und mathematischen Psychologen Pietro Michelucci gegründet. Michelucci verfolgt mit dem Institut die Mission, partizipative Systeme von gesellschaftlichem Nutzen in den Bereichen Gesundheit, Bildung und humanitäre Hilfe zu entwickeln, welche die „komplementären Stärken vernetzter Menschen und Maschinen" (Human Computation Institute n.d., Übers. d.A.) kombinieren. Den Kern des HC-Ansatzes bildet dabei das Verständnis, dass „superhuman intelligence" gegenwärtig nur durch die Einbindung von Menschen „in the loop" in KI-basierte Systeme erreicht werden kann (Michelucci 2019: 11:22-11:47). Das Institut folgt dabei dem selbst gesetzten ethischen Grundsatz, dass menschliche Akteur*innen nur dann in Computersysteme zur Übernahme einer Aufgabe eingebunden werden dürfen, wenn diese nicht maschinell zu lösen ist (Michelucci/Egle [Seplute] 2020). Da HC an gegenwärtigen KI-Problemen ansetzt und zu deren Lösung beiträgt, treibt es die technologischen Entwicklungen immer mit an, während es ebenso durch diese Fortschritte geprägt wird. Deshalb müssen HC-Systeme und ihre Mensch-Technologie-Relationen fortwährend weiterentwickelt werden. So ist es beispielsweise laut dem ethischen Grundsatz nicht mehr vertretbar, eine Analyseaufgabe von menschlichen Akteur*innen ausführen zu lassen, wenn basierend auf den gesammelten Daten in der Zwischenzeit ein ML-Modell die Analyse automatisiert übernehmen kann. Dieser Grundsatz des Instituts ist eng verknüpft

7 Für eine genauere theoretische Auseinandersetzung und Einordnung des Assemblage-Begriffs in der EKW und wie wir ihn im Projekt verstehen, siehe u. a. Hansen/Koch 2022; Schwertl 2013; Vepřek 2024; Welz 2021.

mit dem Verständnis von HITL-Computing, welches zu den grundlegenden Ansätzen in Design und Entwicklung solcher hybriden Systeme zählt.

Der „Human-in-the-Loop"-Ansatz

HITL ist ein verbreiteter Ansatz in der Informatik, insbesondere in Bereichen wie Mensch-Maschine-Interaktion, Human Computation oder ML[8]. Besonders in den letzten Jahren beschreibt es „eine Interaktion zwischen Menschen und einer künstlichen Intelligenz (KI bzw. Maschine)" (Rückert/Riedl 2022). HITL verfolgt das Ziel, mit menschlicher Einwirkung eine KI zu trainieren bzw. zu verbessern (Rückert/Riedl 2022). Hier ist es „the prevailing approach, which requires human interaction when algorithms encounter problems" (Ponti et al. 2022: 5). Im Zentrum steht die Interaktion von Menschen und Maschinen bzw. KI-Systemen in Form einer kontinuierlichen Schleife (Monarch 2021; Mosqueira-Rey et al. 2022).[9] Während in diesen Definitionen unklar bleibt, wie diese „Interaktionen" grundsätzlich aussehen (sollen), werden mit „menschlichen Interaktionen" im ML-Bereich bspw. das Annotieren von Daten zum Trainieren von Modellen oder das Korrigieren von Outputs beschrieben. Gleichzeitig wird HITL in Forschungsbereichen wie HC und *interactive* ML (Holzinger 2016) als Ansatz verstanden, um Probleme zu lösen, die aktuell weder von Menschen noch von Computern allein gelöst werden können (Holzinger 2016: 120; Michelucci 2013): „*interactive* machine learning (iML) puts the ‚human-in-the-loop' to enable what neither a human nor a computer could do on their own" (Holzinger 2016: 120). In anderen Bereichen, wie bspw. der Militärtechnologie bei Fragen zu (semi-)autonomen Waffensystemen, wird HITL als Verweis darauf verwendet, dass Menschen die Kontrolle über die entsprechenden Systeme haben sollen.[10] Allerdings wird auch hier nicht definiert, *wie* Menschen in Kontrolle sein sollen und welche Art der Kontrolle gemeint ist (Sharkey 2016: 25 f.).

Während HITL in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen hat, geht der Ansatz auf Entwicklungen im 20. Jahrhundert zurück, etwa auf die Kybernetik sowie frühe Auseinandersetzungen mit Mensch-Computer-Interaktionen in der KI-Forschung. Die Idee der *Feedback-Loops* bzw. Rückkopplungsschleifen etwa, waren bereits in den 1940er- und 50er-Jahren in den Bereichen der Kontrolltheorie und Systemtechnik unter anderem von Norbert Wiener diskutiert worden. Das Konzept

8 ML verstehe ich hier als einen Teilbereich oder eine Technik der KI, die auf großen Datenmengen basiert und aus diesen ohne explizite programmierte Anweisungen ein Entscheidungs- oder Vorhersagemodell erstellt.

9 Bei HITL handelt es sich um einen Ansatz, der von Wissenschaftler*innen unterschiedlich ausgelegt wird. Die hier präsentierten Auslegungen beziehen sich besonders auf Forschungsbereiche um HC.

10 Vgl. in diesem Kontext auch die verwandten, aber andere Konstellationen beschreibenden Begriffe „human-on-the-loop" oder „human-out-of-the-loop" (für eine kritische Auseinandersetzung mit diesen siehe Biswas Mellamphy 2021).

der Feedback-Loops beeinflusste das Verständnis, wie Menschen in operative Abläufe solcher Systeme eingebunden werden können, indem zukünftiges Verhalten auf Basis vergangenen Verhaltens und Leistung angepasst wird (Wiener 1988: 33, 61).

Auch wenn keine*r meine*r Forschungspartner*innen explizit auf die Kybernetik Bezug nahm, schließt das Denken in *Loops* und die Einbindung von Menschen „in-the-Loop" in KI- und HC-Systeme an das kybernetische Verständnis von Rückkopplungsschleifen an. Menschliches Feedback wird genutzt, um ML-Modelle fortwährend zu verbessern bzw. funktionsfähig zu machen und letztlich menschliche Arbeitsschritte vollständig zu automatisieren. In HC-Systemen führen diese fortschreitenden Schleifen über Verbesserung der Technologie hinaus, sodass die Systeme in ihrer Weiterentwicklung auch den eigenen Zweck verändern können. Damit einher geht die Rekonfiguration der Verteilung der Akteur*innen, wer wen oder was steuert und gesteuert wird.

Neben der Kybernetik haben frühe Explorationen zur Menschen-Computer-Interaktion in der KI-Forschung in den 1950er-Jahren das HITL-Konzept beeinflusst. Dazu zählen die Arbeiten von Alan Turing (1950), Joseph Carl Robnett Lickliders (1960; Quinn/Bederson 2011: 1403) sowie die Forschung des Computertechnikers Douglas Engelbart. Auf Letzteren bezieht sich das HCI auf seiner Website mit einem Zitat von Engelbarts Tochter, indem betont wird, wie das Institut an die Vision ihres Vaters anschließt (Engelbart o. D.). Engelbarts Vision lag in der Erweiterung menschlicher Intelligenz mithilfe von Computertechnologien (Engelbart 1962: 1b). Während bei Engelbart der Fokus stark auf der Unterstützung des Menschen durch Computer und Technologie lag, ist in gegenwärtigen HITL-Systemen nicht in jeder Situation deutlich, wer zu wessen Unterstützung hinzugeholt wird. Denn die Rollenverteilung zwischen Menschen und Maschine ist nicht statisch und verändert sich mit fortschreitenden technologischen Entwicklungen oder den Praktiken einzelner Akteur*innen.

Um nachvollziehen zu können, wie die Rolle „des Menschen" oder die des *Loops* verstanden wird, ist die Analyse der hinter dem HITL-Ansatz stehenden Annahmen wichtig. Zudem ist besonders die Untersuchung des Werdens und Sich-Entwickelns von HITL-Systemen im Alltag bedeutend, um die verschiedenen Perspektiven – etwa der „Humans in the Loop", die zu oft bei HITL-Design-Ansätzen zurückbleiben, und wie diese ihre Einbindung wahrnehmen und gestalten – zu verstehen.

Der imaginierte *Human in the Loop*

Was oder wer steht nun hinter dem Konzept des HITL in diesen hybriden Systemen? Aus einer kulturwissenschaftlichen und in Assemblages denkenden Perspektive kann die Antwort auf diese Frage nicht ein unabhängiges Subjekt beinhalten, wie es Louise Amoore treffend für verschiedene HITL-Beispiele beschreibt:

> „[W]here would one locate the account of a first-person subject amid the limitless feedback loops and back propagation of the machine learning algorithm of Intuitive Surgical's robots? When the neural networks animating autonomous weapons systems thrive on the multiplicity of training data from human associations and past human actions, who precisely is the figure of *the* human in the loop? The human with a definite article, *the* human, stands in for a more plural and indefinite life, where humans who are already multiple generate emergent effects in communion with algorithms." (Amoore 2020: 66, Herv.i.O.)

Gerade aus diesem Grund ist nicht nur eine Perspektivierung von hybriden Mensch-KI-Systemen als Assemblages lohnend (Bareither 2024; Vepřek 2024), sondern auch das Denken in sich zeitweise stabilisierenden, aber doch ständig verändernden Relationen intraagierender Menschen und technologischer Elemente (siehe auch Bareither 2024; Weber/Suchman 2016). Das Design und die Implementierung der Mensch-Technologie-Relationen in hybriden Systemen ist jedoch grundlegend von den hinter dem HITL-Ansatz stehenden Imaginationen geprägt. Daher ist ein Blick auf die Perspektive der Entwickler*innen sinnvoll, um Annahmen, Werte und Weltbilder zu verstehen, die in die soziotechnischen Systeme eingeschrieben werden. Auch wenn sie die Mensch-Technologie-Relationen und Assemblages niemals allein bilden, sind sie somit doch wirkmächtig und welterzeugend.

Als Ziel von HC beschreiben Pietro Michelucci, Anne Bowser, Michael Sloan und Eleonore Pauwels, dass HITLs „the societally-relevant decisions and behaviors of the system" treffen, sodass „humans remain ultimately in control, individually or collectively, as systems achieve superhuman capabilities" (Bowser et al. 2017: 11). *Welche* Akteur*innen jedoch „in control" sein sollen, bleibt hier unklar. In den untersuchten Beispielen waren es nicht die „Citizen Scientists", die die Kontrolle über das System hatten, so sehr sie auch aktiv die Systeme mitgestalteten. Vielmehr hatten Forscher*innen und Entwickler*innen letztlich die Entscheidungsgewalt über das System und seine Gestaltung. Diejenigen, die als HITL imaginiert wurden, waren diejenigen, die mit dem Fortschreiten der Rechenkapazitäten durch automatisierte Prozesse verdrängt werden könnten und – dem ethischen Grundsatz folgend – sogar sollten. In diesem Sinne findet menschliche Kontrolle über KI derzeit typischerweise als Kontrolle „of the loop" statt. Die Menschen „in the loop" werden als „Laien" verstanden, deren Eingaben maschinell be- und ausgewertet werden müssen. Der HITL ist ein Rechen- und Verarbeitungselement in HC-Systemen (u. a. Michelucci 2017; Von Ahn 2005), der auf seine Fähigkeit reduziert wird, eine bestimmte Rechenoperation zu übernehmen oder fehlende Datenpunkte zu liefern, auch wenn diese Reduktion nicht immer explizit von Entwickler*innen intendiert ist. Die Interaktion zwischen Menschen als weiteren Systemkomponenten neben technischen wird dabei meist als geschlossen, sich wiederholend und immergleich verstanden. Gleichzeitig werden Menschen als voneinander „unabhängige" (Surowiecki 2005: 10), zugleich

aber aggregierte und in der Schleife miteinander vernetzte Individuen verstanden, die eine „wisdom of crowds" (Surowiecki 2005, 10) bilden. Die Schleife wird dabei von Entwickler*innen implementiert und von Computeralgorithmen kontrolliert, die die Eingaben und Leistungen der Teilnehmer*innen kontinuierlich bewerten und zu einer Crowd-Antwort kombinieren. Die Idee der Schleife basierte dabei auf der Imagination einer zukünftigen Konversation (Interview Michelucci, 21.01.2021) oder Partnerschaft (Michelucci 2017) zwischen Computer und Mensch, in der die Aufgaben nach den respektiven Fähigkeiten verteilt werden sollen. Im Gegensatz zu KI-Ansätzen, die auf „information processing efficacy" basieren, streben HITL-Imaginationen demnach nach einem menschzentrierten und ethischen Ansatz, weshalb die *richtige* Kombination von Menschen und KI nicht immer der effizientesten oder effektivsten Lösung entspricht (Interview Michelucci, 14.01.2021). In diesem Sinne können HITL-Ansätze, einem Konzept von Moritz Ege und Johannes Moser (2021) folgend, als „ethische Projekte" verstanden werden. Allerdings weicht diese Idee des HITL stark von aktuellen Umsetzungen ab. Selbst beim Beispiel des erfolgreichsten HC-basierten Citizen-Science-Projekts des Instituts, Stall Catchers, besteht eine Diskrepanz zwischen der Idee, Menschen und ihre Kreativität in den Mittelpunkt zu stellen, und der Notwendigkeit, Probleme und Aufgaben der Menschen in HC-Systemen auf eine maschineninterpretierbare Weise zu abstrahieren. Denn diese Abstraktion führt fast zwangsläufig zur Entfremdung der Menschen und zur Ersetzbarkeit des*der Einzelnen als Informationsverarbeiter*in. Dieses Verständnis von HITL, so wird deutlich, steht im Kontrast zu einem kultur- und geisteswissenschaftlichen Verständnis von Menschen als in soziokulturellen Kontexten situierte, verkörperte und „‚cultured' human beings" (Beck 2012: 136) und greift HITL aus ihrer Situiertheit im Alltag heraus.

An dieser Stelle möchte ich mit einer empirischen Kulturanalyse ansetzen, die sich der Komplexität des Alltags anzunehmen vermag. Durch diese Fokussierung lässt sich das Zusammenspiel von Menschen und Technologie aus dem etablierten, erstarrenden Verständnis lösen. Schließlich sind HC-Systeme in soziokulturelle Kontexte eingebettet, wie zahlreiche Forschungen aus der empirisch-kulturwissenschaftlichen Technikforschung, der Digitalen Anthropologie und den Science and Technology Studies (STS) zeigen konnten.[11] Ich verstehe dabei Mensch-Technologie-Relationen als multipel (Mol 2002), situiert und dynamisch. Dies wird der Entfaltung von HITL-Systemen im Alltag gerechter, die von verschiedenen menschlichen und

11 In diesen Feldern ist die Auseinandersetzung mit Technik und vereinzelt auch mit KI nicht neu und wurde beispielsweise von Diana Forsythe (2001), Susan Leigh Star [1988] 2015, Gertraud Koch (2005), Sherry Turkle (2005), Adrian Mackenzie (2017), Anne Dippel (2017, 2019), Sarah Pink (2023) und Christoph Bareither (2023) oder auch in experimenteller Form wie von Anders Kristian Munk et al. (2022) vorangetrieben (für einen Überblick siehe auch Dippel/Sudmann 2023).

mehr-als-menschlichen Akteur*innen mitgeformt werden und über die von Entwickler*innen und Forscher*innen imaginierten und designten HITL-Systeme hinausgehen. So werden sowohl „the human" als auch „the loop" und deren Interaktionen (oder passender: „Intraaktionen" [Barad 1996]) unterschiedlich ausgehandelt.

Dynamische Mensch-Technologie-Relationen

Ein relationales Verständnis von HITL-Systemen, das in den Begriff der Intraversion eingelassen ist, öffnet die Perspektive von einer geschlossenen und statischen, von Entwickler*innen einseitig definierten Schleife hin zu vielfältigen, Assemblages formende Relationen, in denen die Rollen und Aufgabenverteilungen nicht fixiert, sondern dynamisch sind. Dies geht mit dem Öffnen des Akteurskreises von HITL einher, indem sowohl menschliche (z. B. Nutzer*innen, Teilnehmer*innen, Entwickler*innen und Forscher*innen) und nicht-menschliche Akteure (z. B. Algorithmen, Code, Server und Datenbanken)[12] berücksichtigt werden. Mit dieser Perspektive knüpfe ich an das relationale und praxeologische Technikverständnis in der EKW an, wie es u. a. besonders von und seit Stefan Becks „Umgang mit Technik" (1997) entwickelt wurde. In den STS und kulturwissenschaftlichen Disziplinen wurden in den letzten Jahren auch verschiedene Ansätze entwickelt, die auf eine Pluralisierung der unterschiedlichen Rollen und Positionen in Mensch-Technologie-Relationen abzielen (u. a. Lange et al. 2019; Mackenzie 2017; Ponti et al. 2022).

Mit Intraversionen rücken nun das Zusammenwirken und Sich-Verschränken von multiplen human/loop-Relationen entlang unterschiedlicher Temporalitäten in den Blick. Zu diesen Temporalitäten zählen u. a. jene der fortschreitenden Technikentwicklung, die sich im Vergleich zu den täglichen Rhythmen des Spiels langsam entfalten, oder jene der Forschung, die abhängig von Förderlogiken und Experimentverläufen sind (vgl. auch Thanner/Vepřek 2023).

Das Konzept erlaubt es, die spezifischen Verschiebungen innerhalb der Mensch-Technologie-Relationen in den untersuchten HITL-Systemen greifen zu können. Denn während die relationale Perspektive es ermöglicht, in der Logik von HITL gesprochen, den „Loop" auf andere Akteur*innen neben den imaginierten Nutzer*innen und KI zu erweitern, ist zusätzlich auch ein temporaler Fokus notwendig, um Mensch-Technologie-Relationen in ihrem Werden zu betrachten (Hultin 2019; vgl. auch Beck 1997: 347 f.). Während verschiedene kulturanthropologische und STS-Forschungen bereits die verschiedenen Phasen der Biografien (Beck 1997: 291) von Technologien und Objekten untersuchten (u. a. Bijker/Law 1992; Bijker/Pinch 1984; Löfgren 1994),

12 Auch mehr-als-menschliche Akteur*innen spielen in den Fallbeispielen eine Rolle. In Stall Catchers zum Beispiel nehmen Mäuse in der Alzheimerforschung eine aktive Rolle ein und beeinflussen durch ihre Rhythmen etwa den gesamten Forschungszyklus und damit auch, wie sich das HC-System entfaltet.

rücke ich mit Intraversionen spezifisch die operative Dimension in den Fokus, also nicht bloß *dass* sich, sondern *wie* sich nämlich die Relationen zwischen Menschen und Technologie entlang unterschiedlicher temporaler Dimensionen entfalten und verändern. Neben den historischen und gegenwärtigen Prozessen nehme ich dabei ebenfalls auf die Zukunft ausgerichtete Bewegungen in den Blick und versuche diese zusammenzubringen. Während eine Mikroanalyse einzelner Situationen erforderlich ist, um die konkreten Intraaktionen und Formierungsprozesse verstehen zu können, müssen ebenso die historischen Entwicklungen und diskursiven Formationen berücksichtigt werden (Wietschorke 2021: 57 f.), welche die Relationen in diesen spezifischen Momenten formen und beeinflussen (z. B. durch die Pfadabhängigkeiten [Klausner et al. 2015], die zu bestimmten Konfigurationen führen).

Das Konzept der Intraversionen schließt somit an bestehende relationale Technikverständnisse an und führt gleichzeitig einen prozessorientierten und temporalen Fokus ein. Intraversionen sind prozesshafte Vorwärtsbewegungen und Verschiebungen innerhalb von Mensch-Technologie-Relationen, die aufgrund der Einführung neuer Rechenfähigkeiten, unterschiedlicher Intraaktionsweisen oder durch neue Potenziale bestehender Relationen entstehen und sich sowohl situativ als auch entlang kurz- und langfristiger zeitlicher Entwicklungen vollziehen (Vepřek 2024).[13] Die Potenziale gehen wiederum aus den Praktiken menschlicher Akteur*innen und / oder den Wirkungsweisen algorithmischer und materieller Elemente hervor. Intraversionen können somit als Schwankungen oder Gewichtsverlagerungen betrachtet werden, die *innerhalb* dieser Relationen auftreten. Entscheidend für Intraversionen ist, dass mit ihnen besonders zwei verschiedene Formen von Rekonfigurationen auftreten: 1) Verschiebungen in den Rollenzuschreibungen von Subjekt und Objekt, die nie vollständig auf einer Seite verortet sind, bzw. Agency zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen verteilen; 2) Umverteilungen von Aufgaben und Einbindungsformen, die mit Rekonfigurationen der Machtverhältnisse einhergehen.

Genau wie die Assemblages, in denen Mensch-Technologie-Relationen eingebettet sind, bleiben letztere trotz temporärer Stabilisierungen immer offen für Intraversionen. Während verschiedene Akteur*innen in einem Moment auf stabilisierende Art und Weise intraagieren, können sie im nächsten genauso destabilisierend auf bestehende Relationen einwirken. Bspw. können Materialitäten und Infrastrukturen wie Server ausfallen und menschliche Intervention erfordern oder menschliche Akteur*innen sich vorgegebenen Nutzungsweisen widersetzen und neue einführen. Die von Operationalität und Kontingenz geprägten Relationen, aus denen neue Po-

13 Das Konzept ist im Rahmen meiner Dissertation „At the Edge of Artificial Intelligence. Intraversions in Human Computation Systems" entstanden, auf der dieser Beitrag grundlegend aufbaut (Vepřek 2023a, 2024).

tenziale entstehen, werden zudem durch Bestrebungen und der Gerichtetheit auf weitere Automatisierung und der damit einhergehenden ständigen Weiterentwicklung hin zu intuitiveren und *smarteren* Systemen geformt. Ähnlich wie Derridas Konzept der *différance*, die sowohl Unterscheidung als auch Aufschub (Derrida 2022) bedeutet und somit besonders mit Letzterem darauf verweist, dass die Bedeutung eines Wortes niemals endgültig festgelegt ist, sondern sich durch andere Wörter und Kontexte (die Verwendung der Sprache) immer wieder auf- und verschiebt, beschreibt Intraversionen also die nie abgeschlossenen Weiterentwicklungen dieser Mensch-Technologie-Relationen. Intraversionen helfen hier jedoch dabei, diese Verschiebungen trotz ihrer Multiplizität in ihrer Gerichtetheit (*desire* bei Deleuze und Guattari) greifbar zu machen und als konkrete (Re-)Konfigurationen für die Beschreibung sichtbar zu machen.

Das Konzept dient sowohl als analytische als auch reflexive Perspektive, welche die Technikentwicklung begleiten kann und ein erweitertes Verständnis von HITL einführt. Anstatt in getrennten soziotechnischen Systemen (Versionen) zu denken, führt diese Perspektive ein Denken in kontinuierlichen Verschiebungen ein, das die Zusammenhänge multipler Relationen in hybriden Systemen berücksichtigt.

„One can't exist without the other"

Wie können nun mit dem Intraversionen-Konzept die eingangs beschriebenen Verschiebungen, die mit der Einführung von AlphaFold2 in Foldit einhergingen, verstanden werden? Hierzu möchte ich in meiner Feldforschung zum Juli 2021, also wenige Monate nach der Einführung AlphaFolds, zurückkehren.

Foldit hat eine neue Funktionalität erhalten: „We are announcing a brand new Foldit feature that will enable players to use the revolutionary AlphaFold algorithm from DeepMind!" (bkoep 2021a), kündigte Foldit-Teammitglied bkoep die Integration von AlphaFold2 auf der Projekt-Plattform an. In einer Antwort auf einen User-Kommentar warnte bkoep jedoch davor, AlphaFold2 als perfekte Lösung zu verstehen, da es sich sowohl bei Foldits Ansatz als auch jenem des neuen KI-Modells um „useful-but-imperfect approaches for evaluating a protein design" (bkoep 2021b) handeln würde. Anstatt Foldits Mensch-Technologie-Zusammenspiel also obsolet zu machen, wurde mit dem KI-Programm ein neuer Akteur in Foldit eingeführt, sodass Teilnehmer*innen nun ihre gemeinsam mit algorithmischen Werkzeugen erstellten Lösungen von AlphaFold prüfen und anschließend verbessern können. „If you have [...] a structure, or where you think, this could be something [...], then you could give that sequence to AlphaFold and say, hey, look what you make of it within an hour or so. And then you get a result back and then you can see if that is the same shape you came up with. If it is not, then apparently [...] something [...] is not right" (Interview 04.03.2021), erklärte Spieler David. Mit AlphaFold2s Einführung rekonfigurierte sich das Zusammenspiel innerhalb der Mensch-Technologie-Relatio-

nen in Foldit. Die Agency und Aufgaben, die über die Relationen verteilt sind und bei denen zuletzt die Teilnehmer*innen entscheiden mussten, ob es sich bei der kreierten Struktur um eine zufriedenstellende Lösung handelte, verschob sich wieder mehr in Richtung der KI-Komponenten. Wieder, weil diese Intraversion kein einmaliges Vorkommnis darstellte, sondern vielmehr einen Ausschnitt aus fortlaufenden Rekonfigurationen der Relationen beschrieb.

Foldit wurde 2008 eingeführt, weil das Anfang der 2000er genutzte Softwareprogramm Rosetta, das Teilnehmer*innen im Rahmen des Rosetta@Home-Projekts auf ihren Rechnern installieren und dann bei der Entwicklung einer Proteinstruktur beobachten konnten, unzureichende Ergebnisse erzielte. Wie mir ein Foldit-Teammitglied erklärte, wollten Teilnehmer*innen aktiv an der Herstellung der Proteinstrukturen teilhaben (Interview José, 22.01.2020). In Foldit konnten sie dann gemeinsam mit algorithmischen Werkzeugen und später auch mit selbstgeschriebenen Programmen Proteinstrukturen entwickeln. In den Software-Teilnehmer*innen-Relationen kontrollierten Teilnehmer*innen dabei die einzelnen Schritte und evaluierten die erstellten Strukturen, während die technologischen Komponenten die Umsetzung dieser übernahmen. Schnell wurden die selbstgeschriebenen (und teils KI-basierten) Programme so fortgeschritten, dass sich die Beziehungen in den Relationen wieder etwas zu dem anfänglichen Beobachten der Software durch Teilnehmer*innen verschoben. Allerdings hätten weder technologische Komponenten noch menschliche Teilnehmer*innen alleine dieses Vorgehen umsetzen können: „One can't exist without the other", erklärte Folditspieler Aika (Interview, 10.04.2021). „It's very inefficient for us to do a very like boring task that really should be automated. But, of course, the automation comes to a point where it's like okay, we as humans can very clearly see the need to stop, but the automation tools and AI they can't make those decisions unless we program it into them" (Interview Aika, 10.04.2021). Obwohl diese gegenseitige Bedingung in Foldit nach wie vor gegeben war, intravertierten diese Relationen nur wenige Zeit später wieder mit AlphaFold2. Während extern Mensch und Technologien nach wie vor zusammenarbeiteten, hatten sich die Verhältnisse innerhalb der Relationen wieder verschoben.

Von „pesky bots" und hybriden Teams

Auch in Stall Catchers beobachtete ich ähnliche Intraversionen der Teilnehmer*innen-Technologie-Relationen. Hier analysieren Teilnehmer*innen für die Alzheimerforschung kurze Videos mikroskopischer Aufnahmen von in-vivo Mäusegehirnen und klassifizieren Blutgefäße als „fließend" (*flowing*) oder „blockiert" (*stalled*), wenn der Blutfluss gestoppt wird, was durch einen schwarzen Punkt sichtbar/visualisiert wird. Dieser Forschungsansatz basiert auf früheren Forschungen des Labors, die zeigten, dass Blockierungen in Blutgefäßen bei Alzheimer-Mäusen zehnmal häufiger auftraten und den Blutfluss im Gehirn verringerten (u. a. Bracko et

al. 2019). Dieser reduzierte Blutfluss könnte zu einer Anhäufung von Amyloid-Beta-Proteinfragmenten führen, die auch mit der Alzheimer-Krankheit in Verbindung gebracht wird. Um diesen reduzierten Blutfluss besser verstehen und auflösen zu können, erstellen die Forscher*innen mikroskopische Bildaufnahmen, die anschließend jeweils einzeln auf solche Blockierungen hin analysiert werden müssen.

Das 2016 eingeführte Stall Catchers sollte nun die Datenanalyse übernehmen, da die Menge an Daten das Labor überforderte und KI-Modelle aufgrund ihrer Ungenauigkeit scheiterten. Das HC-System wurde nach den oben dargelegten Vorstellungen des HITL entworfen. Während Teilnehmer*innen die Analyse der Daten übernehmen, werden sie von Algorithmen kontrolliert, die deren Eingaben und individuelles Skill-Level evaluieren und dann, gewichtet mit anderen Antworten, zu einer finalen Crowdantwort kombinieren. Die vorgegebenen Interaktionsformen und Rollenaufteilungen zwischen Teilnehmer*innen und Software entsprachen also nach der Implementierung einem zunächst statischen Schema von Menschen als Assistent*innen in der Datenanalyse und Technologien als Beurteiler und Kontrolleure. Während die Forschungsdaten nicht automatisiert klassifiziert werden konnten, waren KI-Modelle von Beginn an auf andere Weise Teil des Stall-Catchers-Projekts. Denn es bedarf mehrerer Vorbereitungsschritte, um die Daten von mikroskopischen 3D-Bildern in kurze Analysevideos umzuwandeln. In diesem Prozess, der selbst aus verschiedenen Mensch-Technologie-Relationen besteht (Vepřek 2024), spielen ML-Modelle als „Preprocessors" für die menschliche Analyse eine zentrale Rolle.

Während meiner Forschung beobachtete ich jedoch, dass diese Konfigurationen keineswegs statisch sind und wie es zu Verschiebungen innerhalb der Mensch-Technologie-Relationen kommt, die auf technologischen Entwicklungen, den kreativen Umgangs- und Aneignungsweisen der Teilnehmer*innen, aber auch Zufällen und unvorhersehbaren Zusammenbrüchen (wie dem Ausfall von Servern) zurückzuführen sind. Die Relationen bleiben zu einem gewissen Grad immer kontingent und volatil aufgrund der Multiplizität ineinander verschränkter Relationen. In meiner Analyse der diversen Teilnehmer*innen-Technologie-Relationen konnte ich verschiedene Praktiken und Intraaktionsweisen beobachten, die über die per Design intendierten und programmierten Interaktionsformen hinausgingen. Diese lassen sich grob in drei Typen unterteilen: 1) jene, die das Ziel der beschleunigten Datenanalyse weiter unterstützten, 2) Intraaktionsformen, die parallel zum implementierten Ziel verliefen, und 3) solche, die gegen dieses arbeiteten.

Zur Veranschaulichung sollen einige Beispiele genannt werden, welche die implementierten Teilnehmer*innen-Technologie-Relationen auf neue Weisen intravertierten. Einige Teilnehmer*innen berichteten etwa in unseren Gesprächen, dass sie verschiedene Browserfenster nutzen würden, um Ladezeiten zu umgehen. Durch die Parallelisierung des Spiels wurden so die Relationen multipliziert. Im Spielchat wurden zudem Tipps zum Programmieren von Schnelltasten geteilt, mit denen die

Relationen über Tastenbefehle statt Mausbewegungen umgelagert und so die Analysegeschwindigkeit beschleunigt werden konnte. Zudem entdeckte eine Teilnehmerin während meiner Mitarbeit am HCI einen neuen Handlungsflow, den sie dem Team mitteilte: Durch eine Zufallsbeobachtung und das daraufhin folgende Testen unterschiedlicher Tastenkombinationen in spezifischen Reihenfolgen konnte sie einige programmierte Intraaktionen überspringen und so noch schneller Daten in Stall Catchers analysieren (Thanner/Vepřek 2023: 327 f.). Nach Prüfung, ob die Forschungsergebnisse dadurch beeinträchtigt würden, diskutierte das HCI, ob dieser Handlungsflow proaktiv in Stall Catchers angeboten werden könnte.

Anstelle der Konfiguration von Teilnehmer*in als Datenanalyst*in und Algorithmen als Auswerter verschieben sich diese Rollen zu dynamischen Kollaborationen, in denen Teilnehmer*innen ihre Praktiken an den algorithmischen Flows ausrichten (Mousavi Baygi et al. 2021) und diese aktiv mitgestalten. An diesen neuen Handlungsformen wird deutlich, wie diese Relationen nicht nur von Entwickler*innen geprägt werden, sondern gerade aufgrund unterschiedlicher Intraaktionsformen und spezifischen diskursiven Elementen, Prozessen, Materialitäten und Kontingenzen intravertieren. In Stall Catchers entstanden neue Potenziale aus den Teilnehmer*innen-Technologie-Relationen, indem Teilnehmer*innen „timely moments" ergriffen (Mousavi Baygi et al. 2021) und die Affordanzen bzw. Objektpotenziale der Software nutzten (Beck 1997: 244).

Wie bei Foldit prägen technologische Entwicklungen neben diesen alltäglichen Aushandlungsformen die Intraversionen in Stall Catchers. Während anfangs keine ML-Modelle die notwendige Genauigkeit in der Datenanalyse der Alzheimerforschung erzielten, boten die Relationen im Stall-Catchers-Spiel 2020 neue Möglichkeiten zur Automatisierung der Analyse. Das Institut nutzte die gesammelten Teilnehmer*innendaten als Trainingsdaten für neue ML-Modelle. In Zusammenarbeit mit der Data Science-Plattform DrivenData und dem Softwareunternehmen MathWorks rief es zu einem ML-Wettbewerb auf, um Modelle zu entwickeln, welche die Forschungsdaten mithilfe der gesammelten Daten klassifizieren (Lipstein 2020). Die KI-Lösungen sollten also von den menschlichen Teilnehmer*innen, die nun als Lehrer*innen fungierten, lernen. Ziel war es, diese ML-Modelle in Stall Catchers zu integrieren, sodass sie einfache Videos analysieren und nur schwierige Fälle an menschliche Teilnehmer*innen weiterleiten (Michelucci/Egle [Seplute] 2020). Abermals als *preprocessors* sollten die ML-Modelle die menschliche Arbeitslast reduzieren. Während viele der eingereichten Modelle signifikant besser waren als noch jene von 2014, erreichten auch die neuen Modelle nicht die notwendigen Qualitätsanforderungen für eine vollständige Automatisierung (Michelucci/Egle [Seplute] 2020). Dennoch boten sie Möglichkeit, die Datenanalyse zu beschleunigen, indem ausgewählte ML-Modelle als „KI-Bots" in Stall Catchers eingeführt wurden, um neben menschlichen Teilnehmer*innen Daten zu analysieren. In einer Besprechung

im April 2021 einigte sich das Entwickler*innenteam darauf, KI-Bots möglichst ähnlich zu menschlichen Teilnehmer*innen in Stall Catchers zu behandeln, um zu untersuchen, wie sich „nonhuman agents" in einer „community with humans" verhalten würden (Feldnotiz 06.04.2021). Das schien auf Entwicklungsebene als der pragmatischste Ansatz. KI-Bots erhielten daher ein Profil, Skill Level und Spielpunkte. Unklarheit bestand jedoch über die Reaktionen der menschlichen Teilnehmer*innen auf ihre neuen Mitstreiter*innen. Das Team beschloss daher, „to remain as neutral as possible with the bot and to hear from the Stall Catchers participants how they perceive the bot" (Michelucci, Feldnotiz 06.04.2021).

Kurze Zeit später wurde der KI-Bot GAIA[14] in einem ersten Experiment in Stall Catchers eingeführt, wodurch die Teilnehmer*innen-KI-Relationen erneut intravertierten – wenn auch nicht wie vom Team erhofft. Statt der Teambildung zwischen Menschen und Bots äußerten Teilnehmer*innen im Chat und bei einem Zoomevent des HCI ihr Unbehagen, und es entwickelten sich kompetitive Relationen: „I woke up and that pesky bot was ahead of me by almost 2,000,000 points", berichtete etwa ein Teilnehmer über seine Erfahrung mit GAIA (Human Computation Institute 2021: 29:19–29:24). Diese Wahrnehmung von GAIA als Konkurrenz kann mit Diana Forsythe als eine „tacit consequence of an explicit design decision" (Forsythe 2001: 99) verstanden werden. Denn das Team hatte bewusst darauf verzichtet, die Mensch-KI-Bot-Relationen als Team zu definieren und liess GAIA ebenfalls Spielpunkte akkumulieren, sodass der Bot auf den Ranglisten auftauchte. Dies zeigt, wie auch Interferenzen (Dippel/Fizek 2017) von Spiel und Wissenschaft die Mensch-Technologie-Relationen mitformen. Am Ende des einmonatigen KI-Bot-Experiments gelang es einigen Teilnehmer*innen, GAIA trotz ihres Vorteils, ohne Pause 24/7 Daten zu analysieren, auf der Rangliste zu überholen.

In einem zweiten KI-Bot-Experiment, das wenige Monate später stattfand und auf das Zusammenwirken verschiedener KI-Bots und menschlicher Teilnehmer*innen fokussierte (Vaicaityte 2021), stabilisierten sich diese (kompetitiven) Relationen weiter. Drei KI-Bots, basierend auf unterschiedlichen ML-Modellen, nahmen an der Datenanalyse in Stall Catchers teil. Menschliche Teilnehmer*innen motivierten sich gegenseitig, die KI-Bots auf der Rangliste zu überholen. Allerdings hatten die Bots einen zusätzlichen einprogrammierten Vorteil: Sie wurden so konfiguriert, dass sie gemeinsam eine vergleichbare Geschwindigkeit in der Datenanalyse wie alle Teilnehmer*innen zusammen aufwiesen. Dies führte zwangsläufig dazu, dass die Bots die Rangliste anführten. Besorgt beobachtete das Team, wie Teilnehmer*innen ihren Ärger über die Bots im Chat ausdrückten, denn die Folgen dieser

14 GAIA war von seiner Entwicklerin nach der Personifizierung der Erde in der griechischen Mythologie sowie als Abkürzung für „Gateway for Artificially Intelligent Agents" benannt worden (Vaicaityte 2021).

Konfigurationen hatte es nicht bedacht. Obwohl ich bis dahin nicht in das Design des zweiten Experiments aktiv eingebunden war, schlug ich nach einem Hilferuf des Instituts vor, die Teilnehmer*innen aktiver zu involvieren. Daraufhin wurden diese über die KI-Bot-Konfiguration informiert und eingeladen, ihre Perspektiven zur Beteiligung der KI-Bots für zukünftige Experimente zu teilen. Die Berichte der Teilnehmer*innen zeigten, dass viele den Einsatz von KI-Bots durchaus befürworteten, da sie zur Beschleunigung der Alzheimerforschung beitrugen. Es gab also neben den kompetitiven Relationen auch positive Erfahrungen der Zusammenarbeit mit KI-Bots.

Nach dem zweiten Experiment analysierte das Institut, wie gut verschiedene Mensch-KI-Bot-Kombinationen funktionierten und welche besonders vielversprechend waren. Basierend auf den Rückmeldungen der Teilnehmer*innen, wurden erneut Konfigurationen hybrider Systeme diskutiert. Dabei wurde auch die Frage erörtert, wie Aufgaben in diesen soziotechnischen Systemen verteilt werden sollten, um Konkurrenz zu vermeiden und ein produktives Zusammenwirken zu stärken. Ideen beinhalteten separate Ranglisten für Bots und menschliche Teilnehmer*innen sowie die bereits oben erwähnte Übergabe der einfacheren Videos an KI-Bots, während menschliche Teilnehmer*innen die anspruchsvolleren Daten übernahmen, bis die Analyse vollständig automatisiert werden könnte. Anstatt jedoch lediglich die menschliche Einbindung an diesem Punkt als überflüssig zu verstehen, sollten die bestehenden Aufgaben in Stall Catchers verändert, neue hinzuzufügt und sogar völlig neue Systeme aus dem bestehenden entwickelt werden, um weitere nicht-lösbare Probleme anzugehen (Egle [Seplute] 2020).

Wie die Analyse von Stall Catchers Teilnehmer*innen-Technologie-Relationen zeigt, intravertieren diese sowohl entlang längerer zeitlicher Entwicklungen als auch in ihrer alltäglichen Entfaltung dynamisch. Zunächst bereiteten ML-Modelle und weitere Softwarekomponenten die Daten für die Analyse durch die Teilnehmer*innen vor und prüften, bewerteten und gewichteten die Eingaben dieser. Obwohl die Relationen hierbei sorgfältig programmiert worden waren, entwickelten Teilnehmer*innen andere Praktiken und gestalteten so die Relationen auf ihre Weise um, sodass sie bspw. gemeinsam mit den algorithmischen Flows die Analyse beschleunigten. Diese bestehenden, multiplen Relationen ermöglichten schließlich das Trainieren von ML-Modellen basierend auf den von Teilnehmer*innen über mehrere Jahre annotierten Daten und die Integration von KI-Bots, was die Teilnehmer*innen-Technologie-Relationen intravertierte. Diese neuen Relationen traten als Modifikationen der bestehenden hervor, in denen ML-Modelle nun nicht mehr nur *preprocessors* für die menschliche Analyse und die Teilnehmer*innen nicht mehr nur Lehrer*innen für neue Modelle darstellten. Vielmehr entfalteten sich produktive Mensch-KI-Bot-Relatiqonen, welche die Analysekapazität von Stall Catchers steigerten und somit die Alzheimerforschung weiter beschleunigten. Gleichzeitig entfalteten sich kompetitive

Relationen, indem sich Teilnehmer*innen gegen KI-Bots zusammenschlossen. Dabei passen sich Akteur*innen stetig an neue Gegebenheiten an, positionieren sich neu und setzen sich anders in Relationen in Beziehung (Dorrestijn 2012a), was wiederum mit neuen Aushandlungen der *richtigen* Mensch-KI-Kombination und dem (Wieder-)Herstellen von Vertrauen, etwa in die wissenschaftliche Qualität der Ergebnisse des HC-Systems, einhergeht. Während Teilnehmer*innen teils mit KI-Bots zusammenarbeiteten, um die Alzheimer-Forschung zu beschleunigen, traten sie in anderen Relationen im Wettbewerb gegen sie an. Mit der geplanten vollständigen Übernahme der Analyse durch KI-Bots bei gleichzeitig anderer Einbindung der menschlichen Teilnehmer*innen wird sich auch der Zweck von Stall Catchers mit zukünftigen Rekonfigurationen verändern.

Ein kulturwissenschaftliches Angebot für eine reflektierte Technikentwicklung

Die Analyse der Intraversionen der Teilnehmer*innen-Technologie-Relationen in Foldit und Stall Catchers zeigte, dass die HITL-Imaginationen der Entwickler*innen die Eigenwilligkeit der Akteur*innen und die Dynamik der Relationen nicht antizipieren konnten. Die ethnografische Untersuchung HC-basierter Assemblages anhand ihrer Mensch-Technologie-Relationen verdeutlichte, wie Agency, Praktiken und Rollen über diese Relationen verteilt sind und nicht allein menschlichen Akteur*innen zugeschrieben werden können. Durch die Erweiterung des Loops auf verschiedene Zeitlichkeiten und den Einbezug verschiedener menschlicher und nicht-menschlicher Akteur*innen in die Analyse von HITL-Systemen, kann das komplexe Zusammenspiel und die sich intravertierenden Relationen untersucht werden. Wenn das Ziel von HC darin besteht, hybride Mensch-KI-Systeme als die Zukunft von KI zu gestalten, so stellt diese Analyse einen Versuch und eine Einladung dar, über das Verständnis und die Vorstellungen von HITL und das Zusammenspiel von Menschen und Technologien hinter diesen hybriden Systemen zu reflektieren. Hybridisierung, wie es Dorrestijn im Rahmen seiner Ethik der Technik in Anlehnung an Foucault beschreibt, „is not to be rejected, neither is it the greatest danger, but it does deserve the greatest care“ (Dorrestijn 2012b: 240). Das Konzept der Intraversionen als Prozessbegriff bildet hier nicht nur eine kulturanalytische Perspektive auf soziotechnische Systeme, indem es Fragen nach dem „Wie“ fokussiert, sondern auch eine reflexive Perspektive in der Technikentwicklung, da es ein Verständnis der vielfältigen Verflechtungen von Menschen und Technologien im Alltag und ihrer kontinuierlichen Weiterentwicklung vermittelt. Das Konzept unterstützt dabei zu verstehen, wie soziotechnische Systeme und ihre Relationen zu dem werden, was sie sind, wohin sie gehen und wie unterschiedliche Akteur*innen, Pfadabhängigkeiten und Zufälle diese formen. Eine solche Perspektivierung kann in der Entwicklung unterstützen, den derzeit eingeschlagenen Weg zu überdenken und zu reflektieren, ob er für die

langfristige Entwicklung hybrider Mensch-KI-Systems wünschenswert ist. Mit dieser Perspektivierung möchte ich das Potenzial ethnografischer Forschung nicht nur in der Dekonstruktion und Kritik von hybriden Mensch-KI-Systemen, sondern auch in deren Gestaltung hervorheben. In letzterer können Ethnograf*innen unter anderem dazu beitragen, die unterschiedlichen Interessen und Perspektiven der beteiligten Akteur*innen anzuerkennen und sich auf die Zufälligkeiten und Vielfältigkeit des täglichen Lebens einzulassen.

Die jüngsten Durchbrüche in der KI, wie die Entwicklung generativer KI, ereigneten sich während der letzten Monate meiner Forschung. Hier stehen wir als Forscher*innen noch am Anfang, die multiplen Mensch-Technologie-Relationen in solchen KI-Systemen zu verstehen. Mit Intraversionen hoffe ich, ein nützliches Werkzeug für die empirisch-kulturwissenschaftliche Analyse und Gestaltung dieser Phänomene zu bieten und so eine mögliche Antwort auf die Frage nach der Rolle der EKW in Diskussionen um KI und deren Entwicklung aufzuzeigen.

Literatur

Amoore, Louise. 2020. *Cloud Ethics: Algorithms and the Attributes of Ourselves and Others*. Durham: Duke University Press.

Barad, Karen. 1996. „Meeting the Universe Halfway: Realism and Social Constructivism Without Contradiction." In *Feminism, Science, and the Philosophy of Science*, hrsg. von Lynn Hankinson Nelson und Jack Nelson, 161–194. Dordrecht; Boston; London: Kluwer Academic Publishers; Springer.

Barad, Karen. 2015. *Verschränkungen*. Übersetzt von Jennifer Sophia Theodor. (Internationaler Merve-Diskurs, 409). Berlin: Merve Verlag.

Bareither, Christoph. 2023. „Museum-AI Assemblages: A Conceptual Framework for Ethnographic and Qualitative Research". In *AI in Museums*, hrsg. von Sonja Thiel und Johannes C. Bernhardt, 99–114. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.1515/9783839467107-010.

Bareither, Christoph. 2024. „Kulturen der KI. Kulturen der künstlichen Intelligenz: AI Assemblages und die Transformationen des Alltags." *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* 120: 5–26. https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.02.

Beck, Stefan. 1997. *Umgang mit Technik*: *Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Dissertation, Universität Tübingen. Berlin: Akademie Verlag zu Berlin.

Beck, Stefan. 2012. „Interlacing the Brain, Contextualizing the Body: Relational Understandings in Social Neuroscience." In *The Atomized Body: The Cultural Life of Stem Cells, Genes and Neurons*, hrsg. von Max Liljefors, Susanne Lundin und Andréa Wiszmeg, 113–142. Lund: Nordic Academic Press.

Bijker, Wiebe E. und John Law, Hrsg. 1992. *Shaping Technology/Building Society: Studies in Sociotechnical Change*. Inside Technology. Cambridge, MA; London: The MIT Press.

Bijker, Wiebe und Trevor Pinch. 1984. „The Social Construction of Facts and Artifacts: or How the Sociology of Science and the Sociology of Technology Might Benefit Each Other." *Social Studies of Science* 14 (3): 399–441. https://doi.org/10.1177/030631284014003004.

Biswas Mellamphy, Nandita. 2021. „Humans ‚in the Loop?': Human-Centrism, Posthumanism, and AI." *Nature & Culture* 16 (1): 11–27. https://doi.org/10.3167/nc.2020.160102.

bkoep. 2021a. „The AlphaFold prediction tool in Foldit." 31. 07. 2021. https://fold.it/portal/node/2011929. Zugriff 03. 07. 2024.

bkoep. 2021b. „The AlphaFold Prediction Tool in Foldit." 09. 08. 2021. https://fold.it/forum/blog/the-alphafold-prediction-tool-in-foldit/page-2. Zugriff: 03. 07. 2021.

Bowser, Anne, Michael Sloan, Pietro Michelucci und Eleonore Pauwels. 2017. „Artificial Intelligence: A Policy-Oriented Introduction." *Wilson Briefs*. https://www.wilsoncenter.org/publication/artificial-intelligence-policy-oriented-introduction. Zugriff 10. 11. 2023.

Bracko, Oliver, Lindsay K. Vinarcsik, Jean C. Cruz Hernández, Nancy E. Ruiz-Uribe, Mohammad Haft-Javaherian, Kaja Falkenhain, Egle M. Ramanauskaite et al. 2019. „High Fat Diet Worsens Pathology and Impairment in an Alzheimer's Mouse Model, but Not by Synergistically Decreasing Cerebral Blood Flow." Preprint. Neuroscience. https://doi.org/10.1101/2019.12.16.878397.

Deleuze, Gilles und Félix Guattari. 2013. *A Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia* (Bloomsbury Revelations Series). London: Bloomsbury.

Derrida, Jacques. 2022. „Die différance." In: Ders.: *Die Différance. Ausgewählte Texte*, hrsg. von Peter Engelmann, 110–149. Stuttgart: Reclam.

Dippel, Anne. 2017. „Das Big Data Game." *NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 25 (4): 485–517. https://doi.org/10.1007/s00048-017-0181-8.

Dippel, Anne. 2019. „Metaphors We Live By: Three Commentaries on Artificial Intelligence and the Human Condition." In *The Democratization of Artificial Intelligence: Net Politics in the Era of Learning Algorithms*, hrsg. von Andreas Sudmann, 33–42. Bielefeld: transcript.

Dippel, Anne und Sonia Fizek. 2017. „Ludifizierung von Kultur: Zur Bedeutung des Spiels in alltäglichen Praxen der digitalen Ära." In *Digitalisierung: Theorien und Konzepte für sie empirische Kulturforschung*, hrsg. von Gertraud Koch, 363–383. Köln: Herbert von Halem Verlag.

Dippel, Anne und Andreas Sudmann. 2023. „AI ethnography." In *Handbook of Critical Studies of Artificial Intelligence*, hrsg. von Simon Lindgren, 826–844. Edward Elgar Publishing. https://doi.org/10.4337/9781803928562.00083.

Dorrestijn, Steven. 2012a. *The Design of Our Own Lives: Technical Mediation and Subjectivation After Foucault*. PhD Thesis, University of Twente. Enschede: University of Twente. https://doi.org/10.3990/1.9789036534420.

Dorrestijn, Steven. 2012b. „Technical Mediation and Subjectivation: Tracing and Extending Foucault's Philosophy of Technology." *Philosophy & Technology* 25 (2): 221–241. https://doi.org/10.1007/s13347-011-0057-0.

Ege, Moritz und Johannes Moser. 2021. „Introduction: Urban Ethics – Conflicts Over the Good and Proper Life in Cities." In *Urban Ethics - Conflicts Over the Good and Proper Life in Cities*, hrsg. von Moritz Ege und Johannes Moser, 3–27. Abingdon, Oxon; New York: Routledge.

Egle (Seplute). 2020. „Stalls, Machines and Humans: An Update." Human Computation Institute Blog (3. Dezember). https://blog.hcinst.org/drivendata-competition-results/. Zugriff 04. 07. 2024.

Engelbart, Christina. O.D. https://humancomputation.org. Zugriff 07. 06. 2024.

Engelbart, Douglas C. 1962. *Augmenting Human Intellect: A Conceptural Framework*. AFOSR-322 Summary Reporty. https://www.dougengelbart.org/pubs/papers/scanned/Doug_Engelbart-AugmentingHumanIntellect.pdf. Zugriff 03. 07. 2024.

Forsythe, Diana. 2001. *Studying Those Who Study Us: An Anthropologist in the World of Artificial Intelligence*. Hrsg. von David J. Hess. Writing science. Stanford: Stanford University Press.

Hansen, Lara und Gertraud Koch. 2022. „Assemblage – Constructing the Social for Empirical Cultural Research." *Hamburger Journal für Kulturanthropologie (HJK)* 14: 3–15.

Holzinger, Andreas. 2016. „Interactive Machine Learning for Health Informatics: When Do We Need the Human-in-the-Loop?" *Brain Informatics* 3 (2): 119–131. https://doi.org/10.1007/s40708-016-0042-6.

Hultin, Lotta. 2019. „On Becoming a Sociomaterial Researcher: Exploring Epistemological Practices Grounded in a Relational, Performative Ontology." *Information and Organization* 29 (2): 91–104. https://doi.org/10.1016/j.infoandorg.2019.04.004.

Human Computation Institute. 2021. „Stall Catchers Catchathon 2021 – Final Hour." YouTube video, 1:03:03. https://www.youtube.com/watch?v=ZEzHFXIhj4E. Zugriff 10. 11. 2023.

Klausner, Martina, Milena D. Bister, Jörg Niewöhner und Stefan Beck. 2015. „Choreografien klinischer und städtischer Alltage: Ergebnisse einer ko-laborativen Ethnografie mit der Sozialpsychiatrie." *Zeitschrift für Volkskunde* 111 (2): 214–235.

Koch, Gertraud. 2005. *Zur Kulturalität der Technikgenese: Praxen, Policies und Wissenskulturen der künstlichen Intelligenz* (Wissen – Kultur – Kommunikation, 1). St. Ingbert: Röhrig.

Lange, Anna-Christina, Marc Lenglet und Robert Seyfert. 2019. „On Studying Algorithms Ethnographically: Making Sense of Objects of Ignorance." *Organization* 26 (4): 598–617. https://doi.org/10.1177/1350508418808230.

Licklider, Joseph Carl Robnett. 1960. „Man-Computer Symbiosis". *IRE Transactions on Human Factors in Electronics HFE-1* 1: 4–11. https://doi.org/10.1109/THFE2.1960.4503259.

Lipstein, Greg. 2020. „Meet the Winners of the Clog Loss Challenge for Alzheimer's Research, Drivendata Labs." (10. September). https://www.drivendata.co/blog/clog-loss-alzheimers-winners. Zugriff 04. 07. 2024.

Löfgren, Orvar. 1994. „Consuming Interests." In *Consumption and Identity* (Studies in anthropology and history, 15), hrsg. von Jonathan Friedman, 47–70. Chur, Schweiz: Harwood Academic Publishers.

Mackenzie, Adrian. 2017. *Machine Learners: Archaeology of a Data Practice*. Cambridge, MA: The MIT Press.

Michelucci, Pietro. 2013. „Introduction." In *Handbook of Human Computation*, hrsg. von Pietro Michelucci, xxxvii–xli. New York: Springer.

Michelucci, Pietro. 2017. „What Does Stardust Have to Do With Curing Alzheimer's Disease?" *Becoming Human: Exploring Artificial Intelligence & What it Means to be Human*. Medium (24. Juli). https://becominghuman.ai/what-does-stardust-have-to-do-with-curing-alzheimers-disease-61a84c6a470b. Zugriff 10. 11. 2023.

Michelucci, Pietro. 2019. „Crowd, Cloud and the Future of Work: Updates From Human AI Computation." Microsoft Research Faculty Summit (19. Juli). https://www.microsoft.

com/en-us/research/video/crowd-cloud-and-the-future-of-work-updates-from-human-ai-computation/. Zugriff 10. 11. 2023.

Michelucci, Pietro und Egle [Seplute]. 2020. „The Machines Are Coming! (But the Humans Are Staying) 🤖🤝🙂." Human Computation Institute Blog (22. Mai). https://blog.hcinst.org/dd-ml-challenge/. Zugriff 10. 11. 2023.

Mol, Annemarie. 2002. *The Body Multiple: Ontology in Medical Practice* (Science and Cultural Theory). Durham: Duke University Press.

Monarch, Robert. 2021. *Human-in-the-Loop Machine Learning: Active Learning and Annotation for Human-Centered AI*. Shelter Island: Manning Publications Co.

Mosqueira-Rey, Eduardo, Elena Hernández-Pereira, David Alonso-Ríos, José Bobes-Bascarán und Ángel Fernández-Leal. 2022. „Human-in-the-Loop Machine Learning: A State of the Art." *Artificial Intelligence Review* 56: 3005–3054. https://doi.org/10.1007/s10462-022-10246-w.

Mousavi Baygi, Reza, Lucas D. Introna und Lotta Hultin. 2021. „Everything Flows: Studying Continuous Socio-Technological Transformation in a Fluid and Dynamic Digital World." *MIS Quarterly* 45 (1b): 423–452. https://doi.org/10.25300/MISQ/2021/15887.

Munk, Anders Kristian, Asger Gehrt Olesen und Mathieu Jacomy. 2022. „The Thick Machine: Anthropological AI Between Explanation and Explication." *Big Data & Society* 9 (1). https://doi.org/10.1177/20539517211069891.

Niewöhner, Jörg. 2014. „Perspektiven der Infrastrukturforschung: Care-full, relational, kolaborativ." In *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies*, hrsg. von Diana Lengersdorf und Matthias Wieser, 341–352. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19455-4_28.

Niewöhner, Jörg. 2019. „Situierte Modellierung: Ethnografische Ko-Laboration in der Mensch-Umwelt-Forschung." In *Zusammen Arbeiten*, hrsg. von Stefan Groth und Christian Ritter, 23–50. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839442951-002.

Pink, Sarah. 2023. *Emerging Technologies: Life at the Edge of the Future*. Abingdon, Oxon: Routledge.

Ponti, Marisa, Dick Kasperowski und Anna Jia Gander. 2022. „Narratives of Epistemic Agency in Citizen Science Classification Projects: Ideals of Science and Roles of Citizens." *AI & SOCIETY* 39: 523–540. https://doi.org/10.1007/s00146-022-01428-9.

Quinn, Alexander J. und Benjamin B. Bederson. 2011. „Human Computation: A Survey and Taxonomy of a Growing Field." In *CHI '11: Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems*, 1403–1412. Vancouver, BC, Canada.: ACM. https://doi.org/10.1145/1978942.1979148.

Rückert, Martin und Martin Riedl. 2022. „Human-in-the-Loop: Wie Mensch und KI Aufgaben besser lösen." *Digitale Welt* (13. Juni). https://digitaleweltmagazin.de/fachbeitrag/human-in-the-loop-wie-mensch-und-ki-aufgaben-besser-loesen/. Zugriff 10. 11. 2023.

Schwertl, Maria. 2013. „Vom Netzwerk zum Text." In *Europäisch-ethnologisches Forschen: Neue Methoden und Konzepte*, hrsg. von Sabine Hess, Johannes Moser und Maria Schwertl, 107–126. Berlin: Reimer.

Sharkey, Noel. 2016. „Staying In the Loop: Human Supervisory Control of Weapons." In *Autonomous Weapons Systems*, hrsg. von Nehal Bhuta, Susanne Beck, Robin Geiß, Hin-Yan

Liu und Claus Kreß, 23–38. Cambridge: Cambridge University Press. https://doi.org/10.1017/CBO9781316597873.002.

Star, Susan Leigh. [1988] 2015. „The Structure of Ill-Structured Solutions: Boundary Objects and Heterogeneous Distributed Problem Solving." In *Boundary Objects and Beyond: Working With Leigh Star*, hrsg. von Geoffrey C. Bowker, Stefan Timmermans, Adele E. Clarke und Ellen Balka, 243–259. Cambridge, MA: The MIT Press.

Surowiecki, James. 2005. *The Wisdom of Crowds*. New York: Anchor.

Thanner, Sarah und Libuše Hannah Vepřek. 2023. „Imaginieren – Intraagieren – Rekonfigurieren: Mensch-Technologie-Relationen im Werden." In *Zeit. Zur Temporalität von Kultur*, hrsg. von Trummer, Manuel, Daniel Drascek, Gunther Hirschfelder, Lena Möller, Markus Tauschek und Claus-Marco Dieterich, 321–338. Münster: Waxmann.

Turing, Alan M. 1950. „Computing Machinery and Intelligence." *Mind LIX* 236: 433–460. https://doi.org/10.1093/mind/LIX.236.433.

Turkle, Sherry. 2005. *The Second Self: Computers and the Human Spirit*. 20th anniversary ed., Cambridge, MA: MIT Press.

Vaicaityte, Grete. 2021. „Bots, That Are Going to Play Stall Catchers Along Humans." Human Computation Institute Blog (30. September). https://blog.hcinst.org/bots-that-are-going-to-play-stall-catchers-along-humans/ . Zugriff 10. 11. 2023.

Vepřek, Libuše Hannah. 2023a. *At the Edge of Artificial Intelligence: Intraversions in Human Computation Systems*. Dissertation, Ludwig-Maximilians-Universität München.

Vepřek, Libuše Hannah. 2023b. „Ein Gefühl für die Daten entwickeln: Eine ethnografische Annäherung an große Textdaten am Beispiel digitaler Chats." *Kulturanthropologie Notizen* 85: 167–187. doi.org/10.21248/ka-notizen.85.12.

Vepřek, Libuše Hannah. 2024. *At the Edge of Artificial Intelligence: Human Computation Systems and Their Intraverting Relations*. Bielefeld: transcript.

Vepřek, Libuše Hannah, Sarah Thanner, Lina Franken und The Code Ethnography Collective (CECO). 2023. „Computercode in seinen Dimensionen ethnografisch begegnen." *Kulturanthropologie Notizen* 85: 139–166. doi.org/10.21248/ka-notizen.85.13.

Von Ahn, Luis. 2005. *Human Computation*. Ph.D. thesis, Carnegie Mellon University. Pittsburgh, PA: Carnegie Mellon University. http://reports-archive.adm.cs.cmu.edu/anon/2005/CMU-CS-05-193.pdf. Zugriff 10. 11. 2023.

Weber, Jutta und Lucy Suchman. 2016. „Human–Machine Autonomies." In *Autonomous Weapons Systems*, hrsg. von Nehal Bhuta, Susanne Beck, Robin Geiß, Hin-Yan Liu und Claus Kreß, 75–102. Cambridge: Cambridge University Press. https://doi.org/10.1017/CBO9781316597873.004.

Welz, Gisela. 2021. „Assemblage." In *Theoretische Reflexionen: Perspektiven der Europäischen Ethnologie*, hrsg. von Peter Hinrichs, Martina Röthl und Manfred Seifert, 161–176. Berlin: Reimer.

Wiener, Norbert. 1988. *The Human Use of Human Beings: Cybernetics and Society*. New York, NY: Da Capo Press.

Wietschorke, Jens. 2021. „Zwischen Aushandlungsparadigma und Kontextualismus." In *Theoretische Reflexionen: Perspektiven der Europäischen Ethnologie*, hrsg. von Peter Hinrichs, Martina Röthl und Manfred Seifert, 51–67. Berlin: Reimer.

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft
121. Jahrgang 2025, S. 28–47
CC BY 4.0 – 2025 Waxmann
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.03

Dennis Eckhardt

Das Partineum

Ein ethnografischer Ort zur Wissens- und Denkstilteilhabe

Dennis Eckhardt

The Partineum. An Ethnographic Place for Sharing Knowledge and Thinking Styles

Abstract: Ethnological subjects are playing an increasingly important role in the development and research of technology. They reflexivise technology, above all by revealing the everyday situatedness of technology in interdisciplinary working contexts with the technological sciences. However, the field reality of interdisciplinary technology reflexivisation can pose a number of problems, as shown by the experiences from our own research network on IT security. On the one hand, the research network is too large to be able to interlink all sub-projects with ethnographic mobility across disciplines. On the other hand, in moments of mutual incomprehension, participants tend to overemphasise unsuccessful communication. The article identifies that these problems are conceptualised in various states of research. Inter- and transdisciplinarity, co-laboration and ELSI accompanying research (ethical, law and social implications), for example, lack a clear link between reflexivisation and localisation. However, this connection effectively prevents the aforementioned problems, as shown by the positive experiences from the network. The partineum, as a neologism consisting of participation and place (-eum), represents this kind of localised technology reflexivisation and is presented in the article. On an abstract level, it functions as a boundary site to which knowledge colleagues can relate due to its underdetermination. On a concrete level, the partineum is localised as a workshop that operationalises the participation in knowledge and thinking styles.

Keywords: Reflexivisation, Technology Research, Interdisciplinarity, Fields, Cybersecurity

Fachübergreifende Technikreflexivierung als Herausforderung

Die Entwicklung und Erforschung von Technik gerät durch die Digitalisierung zunehmend in den Fokus ethnografischen Arbeitens. Gerade das Feld der *Cybersecurity* und IT-Sicherheit stellt eine besondere Verbindung zwischen Technikforschung und soziokulturellen Kontexten dar, wenn man sich Begriffe wie ‚Angreifende', ‚User:innen' oder ‚Verteidigende' vor Augen führt. Im Forschungsverbund *ForDaySec*, in dem ich selbst mit Informatiker:innen an Fragen der IT-Sicherheit in betrieblichen und

wohnalltäglichen Kontexten arbeite,[1] stelle ich dabei das Aufzeigen der veralltäglichten Situiertheit von Technik in den Fokus (Barry/Born 2013: 24). Der Verbund ist mehrheitlich technisch geprägt, über gesamt Bayern verteilt und mit acht Teilprojekten aufgestellt. Für diese fachübergreifende Technikreflexivierung war es vor allem zu Beginn des Verbunds notwendig, die Wissenskolleg:innen zu besuchen und vielfach auch übersetzend zu arbeiten. Dabei kam es allerdings im Laufe der Zeit zu einer Überbetonung ethnografischer Mobilität und von Kommunikation: Ich war ständig unterwegs und balancierte meine mobilen Kapazitäten zwischen Konsortium und anderen Forschungsfeldern, während sich die Wissenskolleg:innen darauf verlassen konnten, nicht unterwegs sein zu müssen. Wenn außerdem die fachübergreifende Zusammenarbeit nicht gelang, wurde dafür nur selten der eigene disziplinäre Wissens- und Praxisbestand zu Interdisziplinarität infrage gestellt. Stattdessen rückte man das ‚Fehlen einer gemeinsamen Sprache' in den Vordergrund, forderte ein Glossar standardisierter Begriffe und verlagerte Probleme von der Arbeits- auf die Kommunikationsebene.

Das Feld der interdisziplinären IT-Sicherheitsforschung ist dabei noch relativ jung[2] und weist dieselbe Verlagerung auf. Robert Ramirez und Nazli Choucri nahmen sich der sprachlichen Ebenen von Interdisziplinarität an und versuchten, einige Begriffe für das fachübergreifende Zusammenarbeiten deswegen zu standardisieren (Ramirez/Choucri 2016; Jacob et al. 2020). Dagegen betonten Laura Kocksch und Estrid Sørensen, dass ein Fokus auf Terminologien Probleme des Zusammenarbeitens nicht lösen wird (Kocksch/Sørensen 2023: 127). Sie stellten eigene Erfahrungen dazu aus dem Forschungskolleg *SecHuman* dar. Die Zusammenarbeit eröffnete die größten Erkenntnisse, wenn diese örtlich geschah, indem die involvierten Doktorierenden sich *gegenseitig* besuchten – sogenannte *Lab Visits* – und den Arbeitsplatz der jeweils anderen Person in den Blick nehmen konnten (Kocksch/Sorensen 2023: 124).

Im Abgleich mit Wissens- und Praxisbeständen, die zu fachübergreifendem Zusammenarbeiten oder der Reflexivierung bestehen, zeigt sich allerdings, dass die Probleme der Überbetonung von Kommunikation oder ethnografischer Mobilität dort bereits konzeptionell angelegt sind. So nehmen die Inter- und Transdisziplinarität (ID/TD) (Froese et al. 2019; Keestra et al. 2022; Klein 2021; Lyall et al. 2011; Stock/Burton 2011) ähnlich der *ELSI*-Begleitforschung (*ethical, law and social implications*; Balmer et al. 2015, 2016; Doezema 2023) eine solche Überbetonung, wie unten ausführlich gezeigt wird, vor. Zusätzlich werden hier die zu entwickelnden persönlichen Fähigkeiten in den Vordergrund gerückt. Dies wird wiederum in der ko-laborativen

1 https://fordaysec.de (Zugriff am 02. 08. 2024)

2 Zwar gibt es schon lange interdisziplinäre Arbeiten in der IT-Sicherheit, die auch ethnografisch angelegt sind (Dourish 2004; Dourish et al. 2004), allerdings haben diese zumindest in Deutschland noch kein Momentum erreicht.

Anthropologie (Bieler et al. 2021a, 2021b; Elixhauser et al. 2024; Klausner/Niewöhner 2020; Niewöhner 2016) mit einer Überbetonung ethnografischer Mobilität umgangen. Es scheint, als läge die konzeptionelle Last gelingender Technikreflexivierung auf den Schultern von Ethnograf:innen, die ständig in Bewegung sind, Kommunikations- und Übersetzungsarbeit leisten (sollen) und ihre eigenen Fähigkeiten fachübergreifenden Arbeitens weiterentwickeln müssen.

Dabei bleibt eine anthropologisch-methodische Kernkompetenz weitgehend unreflektiert: der örtliche Umgang mit *sites* aus der Feldforschung als ein genuiner *modus operandi* fachübergreifender Technikreflexivierung. Der Hang zur Überbetonung kommunikativer, individueller oder mobiler Probleme kann – so das Argument dieses Beitrags – mit örtlichen Ansätzen produktiv umgangen werden. Die eigenen positiven Erfahrungen aus dem Verbund zu IT-Sicherheit zeigen dies im Beitrag plastisch. Die ethnografischen Fächer haben gerade hierfür einen reichen Fundus an örtlichen Lösungen, Methoden und Kompetenzen entwickelt, die im Zuge der Reflexivierung von Technikforschung und -entwicklung produktiv erweitert werden sollten. In diesem Beitrag entwickle ich daher den Vorschlag für eine reflexive Verörtlichung, die nahtlos an das ethnografische Verständnis einer *site* anschließt.[3] Diese *site* nenne ich Partineum. Sie stellt eine eigens entwickelte Wortneuschöpfung aus der „Partizipation" – also der Teilnahme und -habe – und der Wortendung „-eum" für den Ort dar. Statt kommunikativer, mobiler oder individueller Probleme stellt das Partineum die Teilhabe von Wissen und Denkstilen in den Mittelpunkt, die örtlich verankert ist. Es fungiert dabei abstrakt als ein vager Begriff und konkret als ein lokalisierter Workshop.

Der Beitrag gliedert sich wie folgt: Zunächst wird das Partineum in seiner aktuellen Gestalt im Forschungsverbund *ForDaySec* vorgestellt. Ich skizziere, wie diese reflexive Ortslösung von mir entwickelt und gemeinsam mit meiner Kollegin Nelli Feist verankert wurde. Danach geht der Beitrag in den konzeptionellen Teil und zeigt an diversen Forschungsständen, die unter dem Stichwort der Reflexivierung zusammengeführt werden, wie die Überbetonung von Kommunikation und individueller Fähigkeiten dort verwurzelt ist. In den Wissens- und Praxisbeständen der ID/TD lässt sich diese Überbetonung besonders plastisch am Star'schen *boundary object* darstellen. In der Ko-Laboration lässt sich dagegen eine Vernachlässigung von Verörtlichung und Überbetonung ethnografischer Mobilität beobachten. Im Folgenden werden unter dem Stichwort der Verörtlichung örtliche Vorläufer des Partineums wie die Agora, das Reallabor oder das *collaboratory* diskutiert. In einer Engführung an die *Multi-Sited Ethnography* konzipiere ich das Partineum in Anlehnung an Susan Leigh

3 Das englische Wort *site* lässt sich nicht exakt in seiner ethnografischen Bedeutung ins Deutsche übersetzen. Wenn in diesem Beitrag daher von „Ort" die Rede ist, dann ist damit das anthropologische Verständnis einer *site* gemeint (Amit 2000).

Star als eine *boundary site*. In dieser *site* wird die Teilhabe an Wissen und Denkstilen der Wissenskolleg:innen örtlich hergestellt und im fachübergreifenden Arbeiten eingebettet. Ganz im Sinne der mehr-örtlichen Ethnografie von George Marcus dient das Partineum als ein Ort, der auf Meinungsverschiedenheiten *folgt*. Dies wird erkenntnistheoretisch mit den Verweisen auf Ludwik Flecks Denkstil abgeschlossen (Fleck 2015).

Das Partineum im interdisziplinären Forschungsverbund

Der Forschungsverbund *ForDaySec* versteht sich als ein interdisziplinärer Arbeitszusammenhang zwischen Rechtwissenschaften, Informatik, Soziologie und ethnografischer Praxis. In ihm werden Fragen zum Themenkomplex der *Cybersecurity* im Technischen, in Haushalten und in Betrieben bearbeitet. Im Fokus stehen dabei technische Projekte, die entweder genuine Technikforschung betreiben oder versuchen, Lösungen im Bereich der Technikgestaltung selbst zu entwickeln. Das Partineum wurde im Verbund als Nachfolgeformat für die *Scientific Updates* eingeführt, die als Bericht über den Fortschritt im jeweiligen Teilprojekt angelegt waren. Bei einer Mitgliederversammlung wurde das Partineum konzeptionell vorgestellt und per Abstimmung als Folgeformat verabschiedet. Dem gingen zwei wesentliche Prozesse voraus, die ich kurz skizziere: zum einen meine eigene Feldforschung außerhalb des Verbunds in Haushalten zu Technikpraktiken mit Bezug auf IT-Sicherheitsfragen, zum anderen meine Forschung innerhalb des Verbunds mit regelmäßigen Besuchen der Konsortialpartner.

Zunächst zur Ethnografie in Haushalten, die seit 2022 die Hälfte meiner eigenen Arbeitspraxis ausmachte. Hier besuchte ich Menschen in ihren Haushalten und untersuchte feldforschend verschiedene Technik- und Sicherheitspraktiken, die mit haushaltsbezogener Technologie in Verbindung stehen (Stichwort: *Smart Home*): von Saugrobotern bis zu digitalen Sprachassistenten. Hier werden Wissensstände aus der *anthropology of home* (Boccagni/Kusenbach 2020; Cieraad 2006; Pink et al. 2020) ebenso berücksichtigt wie zur *anthropology of risk* (Boholm 2003; Douglas/Wildavsky 1983). Im Besonderen wird aber auch die *economic anthropology* berücksichtigt, die das *Schenken von Technik* analytisch fassen kann (Douglas 1991; Graeber 2014; Strathern 1992): ein Bereich, der in vielen Feldern der Erforschung von Technik übersehen wird. Gemeinhin wird davon ausgegangen, dass generisch verfasste ‚*User*' immer Kaufende, Nutzende und Instandhaltende in einer Person sind. Dieser Umstand lässt sich mit Blick in die Haushalte nur schwer aufrechterhalten. Familienmitglieder verschenken Saugroboter, smarte Uhren oder administrieren die Technik von Schwieger- und Großeltern in Delegationsverhältnissen kostenfrei.

Eben diese Einsichten wurden neben vielen weiteren in den Verbund hineingetragen. Andrew Barry und Georgina Born bezeichneten diese Art, ethnografisches Wissen in andere Kontexte zurückzuspielen, als „*metonymy*" und „*contagion*"

(Barry/Born 2013: 23). Zum einen bringen Ethnograf:innen „a small part of the real" (Barry/Born 2013: 23) und fungieren dabei zum anderen als Ansprechpartner:innen für diese Realität, die von den ethnografisch forschenden Personen erfahren wurde. Die Darstellung im Verbund zu konkreten Technikpraktiken in Haushalten führte bei vielen Beteiligten zu einer Kritik der eigenen informatischen Forschungspraxis, die – zumindest teilweise – an diesen Realitäten vorbei forscht. Das Verschenken von Technik stellte zudem das eigens verwendete begriffliche Modell des ‚*Users*' kritisch infrage.

Die andere Hälfte meiner eigenen Arbeit war damit verbunden, die Konsortialpartner an ihren Standorten zu besuchen und verstehen zu lernen, wie hier Technik, Menschen oder auch Gesellschaft im Wissenschaftsalltag konzipiert werden. Wegweisende Wissensstände, die den Weg für ein solches Vorgehen geebnet haben, sind vor allem in den *Laboratory Studies* (Latour/Woolgar 1986; Stephens/Lewis 2017) und der Wissenssoziologie und -ethnografie (Forsythe 2001; Knorr Cetina 2002; Koch 2005; Vepřek 2024) zu finden. Meine Arbeit war zwar ethnografisch angelegt, jedoch ging es dabei nicht um eine dichte Beschreibung informatischer Wissenspraktiken. Stattdessen erlernte ich beispielsweise die Praktik des *penetrationtestings*, bei dem digitale Systeme gehackt und auf Schwachstellen hin überprüft werden. Zusätzlich arbeitete ich an Fragen des fachübergreifenden Zusammenarbeitens und vertiefte meine Felderfahrungen mit Forschungsständen zu ID/TD, *ELSI* und der Ko-Laboration. Aus der ethnografischen Verbindung von Felderfahrung gemeinsam mit den Informatiker:innen und Theorien der Technikreflexivierung entwarf ich das Partineum als eine konzeptionelle Neuentwicklung.

Das Partineum ist konzeptionell auf zwei Ebenen angesiedelt. Auf einer abstrakten Ebene beschreibt der Begriff einen Ort zur Wissens- und Denkstilteilhabe, der bewusst vage gehalten ist. Wie unten ausgeführt wird, verbinde ich den Begriff mit einer *boundary site*. In seiner Vagheit stellt das Partineum daher einen Grenzort dar, zu dem alle Beteiligten sich aufgrund der Unterbestimmtheit verbinden können. Auf einer konkreten Ebene wird das Partineum in Formate überführt und lokalisiert, die als ein Workshop, eine Werkstatt, Tandems oder ähnliches durchgeführt werden können. Das Partineum vereinigt dabei zwei Notwendigkeiten, die sich aus meiner Felderfahrung heraus ergaben: Zum einen ist der Forschungsverbund mit insgesamt acht Teilprojekten für eine einzelne ethnografisch arbeitende Person zu groß, um permanent alle Teilprojekte ethnografisch zu begleiten und die Technikreflexivierung mit allen Konsortialpartnern engmaschig aufzubauen. Nachdem ich selbst mobil war und alle Wissenskolleg:innen besucht hatte, benötigte ich ein Konzept, das als flexibler Ort fungieren kann. Dieser Ort musste im mehr-örtlichen Feldergeflecht, das ich mir erschlossen hatte, katalytisch wirken. Es brauchte mit anderen Worten einen Ort, zu dem andere hinkommen konnten. Zum anderen wurde gerade zu Beginn des Verbunds der Ruf nach einem Glossar für unterschiedliche disziplinäre Begriffe

laut oder auch die Kritik an ‚disziplinär unterschiedlichen Kommunikationskulturen' in den Raum getragen. Dies betraf vor allem meine Kollegin und mich selbst als sozial- und kulturwissenschaftliche ‚Einzelgänger:innen' in einem mehrheitlich technikwissenschaftlich geprägten Verbund. Daraufhin folgten viele Gespräche, die das Erlebte einzuordnen versuchten und trotz aufgeworfener kommunikativer oder vermeintlich disziplinärer Probleme Ausdruck des Versuchs waren, mit den Wissenskolleg:innen in Kontakt zu bleiben. Das Problem von nicht gelingender fachübergreifender Zusammenarbeit drohte damit gänzlich auf die kommunikative Ebene verlagert zu werden.[4]

Das erste Partineum setzte genau an diesen Problemen an: Es sollte erstens die eigene ethnografische Mobilität aufweichen und zweitens einer Verlagerung hin zu kommunikativen Problemen vorbeugen. Bevor es daher im Verbund offiziell als Folgeformat verabschiedet wurde, stellte ich es als einen abstrakten und vagen Ort zur Wissens- und Denkstilteilhabe vor. Danach drehten meine Kollegin Nelli Feist und ich die Suchrichtung um und versuchten nach dem Kennenlernen informatischer Denkstile und Forschungsmethoden auch ethnografische und sozialwissenschaftliche Denkstile und Methoden erfahrbar werden zu lassen. Gemeinsam organisierten wir einen qualitativen Codier-Workshop als eine konkrete und lokalisierte Form eines Partineums, das nun ganz plastisch wurde. Unsere interdisziplinären Wissenskolleg:innen lasen im Codier-Workshop in Gruppenarbeit Ausschnitte aus Interviews und Feldforschung und codierten diese selbst nach vereinfachten Vorgaben analog auf Papier. Sie diskutierten gemeinsam mögliche Interpretationsweisen und fertigten eigene Fragen an. Diese wurden im Plenum besprochen und offenbarten mindestens zweierlei: Zum einen konnte gezeigt werden, wie komplex der alltägliche Umgang mit Technik ist (Stichwort: ‚Technik verschenken') und dass es dabei selten individuelle Probleme sind – Mythos: ‚dumme *User*' –, sondern kontextuelle. Zum anderen konnten wir technische Fragen klären, die wir auch als Ausgangspunkt für weitere Forschungsfragen nahmen. Es entstanden neue gemeinsame Interessengebiete zu vorher nicht bedachten Themenfeldern, die in weiteren Partineen zurzeit vertieft werden: Die Verbundpartner:innen fragen uns zu ihren Wissensproblemen konkret an oder bitten um ein Partineum zu einem bestimmten Thema, das wir vor Ort vertiefen können. Aus dem Codier-Workshop-Partineum hervorgehend haben wir allerdings das neue Forschungsfeld „Sicherheit in der Digitalisierung des Alltags" ko-laborativ definiert:

> „In diesem Forschungsfeld werden Alltage von Menschen in verschiedenen Lebenswelten untersucht und ihre Komplexität auch technisch beobachtet. Das Ziel ist ein Verständnis davon zu entwickeln, wie Menschen Technik im Alltag situieren und welche technischen Probleme daraus entstehen." (Eckhardt et al. 2024: 116)

4 Man sollte aber nicht außer Acht lassen, dass es auch Ansätze in den ethnologischen Fächern gibt, sich als „Störwissenschaft" (Krings 2013: 273) zu stilisieren.

Das Vorhaben wurde in die IT-Sicherheits-*community* der deutschen Informatik getragen und auf der facheigenen Tagung *Sicherheit* im Frühjahr 2024 ebenso fachübergreifend diskutiert (Eckhardt et al. im Erscheinen). Das neu geschaffene Feld richtet sich zwischen Technikforschung und -entwicklung – also zwischen Grundlagenforschung und der Entwicklung von technischen Lösungen – ein. Die Partineen sind dabei zu jenen ethnografischen *sites* geworden, in denen wir solitär wirkende technische Phänomene reflexivieren, d. h. ihre ‚gesellschaftliche Aufgeladenheit' (Beck 2020: 109) gemeinsam erforschen, indem wir neue *sites* entwickeln, die wir ko-laborativ bearbeiten.

Reflexivierung: Die Überbetonung von Kommunikation, Individualität und Mobilität

Der eben zitierte Ulrich Beck war ein wortgewandter Verfechter der Idee, Technik und ihre Entwicklung reflexivieren zu müssen. Die von ihm bezeichnete *Risikogesellschaft* produziert zu viele Risiken, die weder gut kommunizierbar sind, noch – so scheint es zumindest den Technikwissenschaften, die jene Risiken entdecken – als etwas wahrgenommen werden, worum man sich überhaupt in der Bevölkerung kümmern möchte (Beck 2020: 77). Stattdessen sollte es sehr viel stärker um eine souveräne „Risikokritik" (Beck 2020: 292) gehen: „Die Bewältigung der Risiken zwingt zum Überblick, zur Zusammenarbeit über alle sorgfältig etablierten und gepflegten Grenzen hinweg", (Beck 2020: 93) konstatierte Beck. Dass sich die Risikogesellschaft also selbst beobachtet, kritisiert und gewohnte Grenzen aufbrechen muss (Beck 2020: 26), um mit den neuen Risiken auch im *Cyber*-Raum umgehen zu können, ist mit Beck gesprochen Teil ihres neuen Normalzustandes (Beck 2020: 31). Unbeantwortet bleibt damit aber die Frage, wie diese Form der Reflexivierung gelingend durchgeführt werden kann. Damit hat man sich wiederum in Wissens- und Praxisbestände der ID/TD-*community* und *ELSI* eingehender auseinandergesetzt.

Um die angesprochenen Grenzen zu überwinden, spricht man im Feld der ID/TD von *boundary work* oder Grenzarbeit (Vilsmaier 2018). Julie Thompson Klein bezeichnet damit Formen von Arbeit „of spanning, crossing, and bridging boundaries" (Klein 2021: xv), die zwischen wissenschaftlichen Disziplinen bestehen. Sie bezieht sich dabei auf das von Susan Leigh Star und James R. Griesemer entwickelte *boundary object* „in order to account for the role artifacts play in enabling communication and cooperation between groups despite differing values, norms, and aims" (Klein 2021: 27). Star und Griesemer selbst hatten das *boundary object* in ihrer geschichtlichen Studie zu transdisziplinärem Arbeiten am *Museum of Vertebrate Zoology* von Berkeley entwickelt und damit vor allem auf Ebene der Übersetzung und der Bedeutungsentwicklung ein Erklärungsmodell für Zusammenarbeit geschaffen (Star/Griesemer 2015). Dieses Grenzobjekt sollte den Fokus darauf legen, wie Wissenschaftler:innen Objekte produzieren, die „elements which are different in different

worlds" beinhalten (Star / Griesemer 2015: 193): Grenzobjekte. Dieser Fokus wurde in der ID/TD-*community* weitgehend auf Fragen der Kommunikation verengt.

Klein betont in einer breiten Literaturschau, wie eng „communicating and collaborating" (Klein 2021: 79) miteinander verwoben sind. Dies zeigt sich auch in verschiedenen Rollen, die in der ID/TD-*community* entwickelt werden und die letztlich eine gelingende Kommunikation zum Ziel haben. Beispielsweise ist die Rollenentwicklung von Pohl et al. darauf ausgerichtet die übersetzende Kommunikation zwischen den Beteiligten zu gewährleisten, indem der oder die „Reflective Scientists", „Intermediary" oder „Facilitator" (Pohl et al. 2010: 277) verschiedene Formen der Kommunikation übernehmen. Balmer et al. wollen mit ihrer Rollentypologie in der *ELSI*-Forschung die notwendigen Aushandlungen zwischen den Wissenschaftler:innen erleichtern, die sie selbst als frustrierend erlebt haben (Balmer et al. 2015: 20). Festzuhalten ist daher eine Tendenz, das Interdisziplinäre als ein erweitertes Arbeitsproblem zu verstehen, in dem vor allem Fragen der Kommunikation im Vordergrund stehen:

> „Interdisciplinarity is more than ‚just working together'. It involves paying attention to how we think, how we relate, how we behave, what language we use, how we communicate, and how we co-create knowledge." (Stephenson et al. 2010: 280)

Diese Arten von kommunikativen Problemen werden dann als zu entwickelnde Fähigkeiten – *skills* – aufbereitet und müssen von den Personen, welche jene Rollen des fachübergreifenden Arbeitens ausführen sollen, erlernt werden (Pohl et al. 2010: 279). Die auch als „ITD skills" bezeichneten Fähigkeiten sollen helfen, Brücken zu bauen, Netzwerke zu bilden oder Informationen zu absorbieren (Guimarães et al. 2019: 3). Dabei liegt der Fokus auf Individuen, die mittels kommunikativer *skills* das Interdisziplinäre herstellen sollen und als so bezeichnete „integrators" zurzeit eigene berufliche Felder entwickeln (Hoffmann et al. 2022). Die Überbetonung von Kommunikation und individueller Fähigkeiten ist hier also konzeptionell tief verwurzelt.

Für die deutschsprachige Europäische Ethnologie ist dagegen Stefan Beck ein maßgeblicher Wegebereiter gewesen, wenn es um Fragen der Reflexivierung ging (Beck 1997, 2000, 2014). Seine Ansätze verstehen sich als „ko-laborative" Forschungsform (Welz 2021: 43). Sie beziehen sich auf seine Relationale Anthropologie, die Verbindungen mit jenen Disziplinen sucht, die hochgradig spezialisiert sind. Hier sucht die Relationale Anthropologie Momente der Anknüpfung, indem Ethnograf:innen in den jeweils anderen Disziplinen literat werden, ohne dabei die eigene Disziplin nachzulagern (Welz 2021: 42). Die hieraus resultierenden Ansätze „integrierter Forschung" (Klausner / Niewöhner 2020), Ethnografie als katalytische Praxis (Bieler et al. 2021a) und der Ko-Laboration (Bieler et al. 2021b; Niewöhner 2016) beziehen sich darauf, die ethnologischen Fächer als wertvolle Ansprechpartner für

andere Fächer in Position zu bringen: Statt Technikkritik von der ‚Zuschauertribüne' her zu betreiben, soll die Kritik an monodimensionalen Vorstellungen von Menschen, ihren Praktiken, Lebenswelten und Technikbezügen aus den jeweilig anderen Fächern quasi von innen heraus selbst entwickelt werden. Die damit angesprochene Verteilung von Reflexivität auf die jeweils anderen Beteiligten (Bieler et al. 2021b) basiert auf der Mobilität ethnografischer Feldforschung selbst „in the all-encompassing sense [...]: mobility within research fields, within empirical material, between material, literature and research question and between colleagues" (Niewöhner 2016: 8).

Mit dieser mobilen Praxis werden Grenzen zwischen Ethnograf:innen und Feldteilnehmenden aufgebrochen und die Schreib-, aber auch Deutungshoheit über soziokulturelles Wissen neu verhandelt. Ethnograf:innen publizieren daher gemeinsam mit ihren ko-laborativen Kolleg:innen über die erforschten Phänomene und versuchen einerseits, sie aus der jeweiligen Disziplin heraus zu betrachten, und andererseits aus diesem Zusammenschluss neue Entdeckungsweisen fachübergreifend zu entwickeln (Klausner et al. 2023). Zum anderen versuchen Ethnograf:innen in den jeweils anderen Disziplinen literat zu werden und damit auch die Möglichkeit zu erhalten, auf denselben Arbeitsgegenstand methodisch anders – nämlich ethnografisch und ko-laborativ – zugreifen zu können (Viseu 2015: 643). Darüber hinaus wird versucht, sowohl das Kommunikative wie auch das Individuelle in ihrer Überbetonung abzuschwächen und den Fokus auf die ethnografischen Methodologien zu legen. Diese sind hier zwar beweglich, aber örtlich nicht klar bestimmt: Von wo die Zusammenarbeit startet, wohin sie will oder wo sie sich trifft, um sich gemeinsam weiterzubewegen, bleibt vage. Dadurch ist es letztlich doch die Aufgabe der ethnografischen Person, durch ihre eigene Mobilität alle zur Ko-Laboration zu bewegen. Dies lässt sich mit Blick auf die eigene Erfahrung im Forschungsverbund ForDaySec nicht gänzlich von der Hand weisen: Eine Person muss sich bewegen und zur Mobilität zwischen Personen, Materialien oder auch Literatur anregen. Gerade zu Beginn von fachübergreifender Technikreflexivierung lässt sich dies kaum anders gestalten, zumal technikwissenschaftlich Forschende in Verbünden oftmals personell breiter aufgestellt sind. In großen Forschungsverbünden mit vielen Teilprojekten stößt diese Mobilität nach einiger Zeit allerdings auf praktische Grenzen der Durchführbarkeit, wie dies eingangs anhand der eigenen Felderfahrung dargestellt wurde.

Verörtlichung: die Stärke ethnografischer *sites* weiterentwickeln

Die Reflexivierung von Technikforschung und -entwicklung bedarf – so das Argument dieses Beitrags – der Verörtlichung, um eine Überbetonung von Kommunikation, individueller *skills*, aber auch der persönlichen Mobilität der ethnografischen Person entgegenzuwirken. Mit anderen Worten benötigt es Orte, zu denen die Reflexionspartner:innen auch hinkommen können oder die sie bewusst für ein Reflexi-

ons- oder Wissensproblem anfragen können. Alle bisher vorgestellten Wissens- und Praxisbestände haben Elemente solcher Örtlichkeiten, die allerdings entweder nicht umfassend genug konzipiert sind oder die in ihrer Örtlichkeit auch wieder aufgelöst werden. Die womöglich größte Prominenz unter diesen Orten hat die Agora erfahren. Diese wurde von Michael Gibbons et al. für das fachübergreifende Arbeiten ins Spiel gebracht (Gibbons et al. 2010). Bezeichnete eine solche Agora ursprünglich einen Versammlungs- und Marktplatz der Antike, so wurde aus dem Platz in einer späteren Nachlese „the problem-generating and problem-solving *environment*" (Nowotny et al. 2003: 192). Innerhalb ihrer Konzipierung eines neuen Modus von Wissensproduktion ist die Agora die ‚Arena', die von Experten, Öffentlichkeit und Institutionen ‚bevölkert' wird (Nowotny et al. 2003: 192). Pohl u. a. verorten die Agora schließlich an der „*intersection* of the realms of science and non-science" (Pohl et al. 2010: 269). Die Örtlichkeit der Agora – zwischen Platz, *environment,* Arena und *intersection* – bleibt hier ein Desiderat und erklärt auch nicht, wie die Agora ihre nicht natürlich gegebene ‚Bevölkerung' überhaupt erhält.

In der ID/TD-*community* hat sich eine zweite sehr prominente Örtlichkeit entwickelt, die Ideen der Agora lokalisiert: das Reallabor. In diesem Labor sollen vor allem Innovationen getestet und in Zusammenarbeit mit der Bevölkerung auch verändert werden. Das Konzept fußt auf der Transdisziplinarität, die Personen außerhalb der Wissenschaft in die Wissensgenese einschließt (Stock/Burton 2011). Das Reallabor hat daher Verwandtschaft zu *Citizen-Science*-Projekten, in denen Laienforschende ausgebildet und als Ko-Produzierende von Wissen lokal eingegliedert werden. Hier werden in einem vorher festgelegten Setting Innovationen entwickelt und gemeinsam mit den ausgewählten Beteiligten „Wissen für die Transformation erarbeitet" (Arnold/Piontek 2018: 146). Betrachtet man allerdings die Agora aus einer örtlichen Perspektive, so wirkt sie zwischen Platz und Arena zu unspezifisch. Gleichwohl ist das Reallabor lokal situiert, aber nicht auf technologische Transformationen und deren Reflexivierung ausgerichtet. Stattdessen will das Reallabor Innovation herstellen oder testen. Daher ist ein Blick in örtliche Vorläufer aus den ethnografischen Fächern hilfreich. So ist vor allem der Name Paul Rabinow eine wichtige Instanz mit seinem *Anthropology of the Contemporary Research Collaboratory*, das als örtliche Ebene zu betrachten ist.

Rabinow selbst hat dieses Kollaboratorium – wie man es übersetzen kann – als ein anthropologisches Labor angelegt (Rabinow 2006), in dem es um das Experimentieren auch mit der eigenen Disziplin geht, ohne dabei einen konkreten Ort zu meinen (Collier 2007: 2). Das Kollaboratorium hat einen nicht-anthropologischen Vorläufer, den William Wulf 1989 erstmalig veröffentlichte (Wulf 1989). Wulf verfasste eine Idee, wie Wissenschaftler:innen ortsunabhängig zusammenarbeiten und dabei einen Nutzen aus den sich durchsetzenden digitalen Technologien ziehen könnten. Er bezeichnete das Kollaboratorium daher als ein „‚center without walls,'

in which the nation's researchers can perform their research without regard to geographical location" (Wulf zitiert nach Olson et al. 2002: 44). Das *collaboratory* löst also bewusst das Spezifikum der „collocation" des Labors auf, bei dem Menschen, Apparaturen oder andere nicht-menschliche Lebewesen immer anwesend sein müssen (Wulf zitiert nach Olson et al. 2002: 44). Es wird in ein offenes Konzept überführt, das explizit nicht-örtlich ist (Cogburn 2003). Das *collaboratory* ist daher eine „virtual organization" (Olson et al. 2002: 44) und genau deshalb für das offene, experimentelle und anthropologische Projekt Rabinows geeignet gewesen (Collier 2007). Auch in der Ko-Laboration taucht diese virtuelle Organisation wieder auf – wobei sie ein „L" einbüßt – und in der Virtualität aufgrund fehlender Reflexion verbleibt (Bieler et al. 2021a: 93).[5]

Eine besondere, weil aus der Feldforschung stammende und letztliche Form der Verörtlichung ist mit der *Multi-Sited Ethnography* zu beschreiben. Diese wurde oftmals als eine Frage ‚multipler Lokalitäten' innerhalb der Feldarbeit (Falzon 2009) aufgrund von Globalisierung oder Migration (Gupta / Ferguson 1997) verstanden. Das ethnografische Feld ist damit nicht mehr nur an einem Ort, sondern ‚there and there and there' (Hannerz 2003). Dies ist in der Tat ein zentrales Merkmal der *Multi-Sited Ethnography*, aber es ist nur eine Dimension: Wie George Marcus hervorgehoben hat, geht es hier um die Frage, wo und wann sich Orte in der Feldforschung bilden. Marcus führt aus, dass *Multi-Sitedness* immer dann beginnt, wenn eine Gruppe von Subjekten und ein:e Anthropolog:in in ihren Ansichten über die Welt nicht übereinkommen:

> „In the Malinowskian complex, reflexivity becomes the norms and standards for the designing of ethnography through collaborations and eventual departures from them. It is the necessary account of how the multi-sited field emerges in any project. In this view, multi-sitedness arises from how one sort of subject (often experts but not necessarily) sees the world versus how another, the anthropologists, sees the putatively same world. Out of this relation comes the literal movement of the anthropologist beyond it, but within the ken, so to speak, of this strategic relation." (Marcus 2009: 188)

In dieser Konzeption, die als eine Kritik der „ortsmonographischen Arbeitsweise" (Welz 1998: 209) verstanden wird, bedingen sich Verörtlichung und Reflexivierung gegenseitig. Gleichzeitig entstehen mehr-örtliche Feldforschungen nicht ausschließlich aus dem Umstand heraus, dass die Felder unabgeschlossen oder global vernetzt erscheinen. Wie Marcus ausführt, entsteht die Mehr-Örtlichkeit aus den divergierenden Ansichten zwischen ethnografischem Subjekt und weiteren Sub-

5 Einen vergleichbaren, aber sehr anderen Ansatz gibt es auch in der Soziologie. Sabine Pfeiffer entwickelte aus ihrem Konzept der *reflexiven Informatisierung* (Pfeiffer 2004) das *labouratory* als ein partizipativ-örtliches Format. Hier werden Beschäftigte und Technologie an einem Ort versammelt und miteinander in Interaktion gebracht (Sauer et al. 2021).

jektgruppen. Die „literal movement of the anthropologist" (Marcus 2009: 188) und das feldforschende Infragestellen entspringen aus der strategischen Beziehung zwischen diesen Subjekten: Mehr-Örtlichkeit entsteht folglich aus immer weiteren Unstimmigkeiten, Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen, welche die ethnografische Person zu immer neuen Orten treiben, ohne dass das Feld dafür zwangsläufig global-verteilter Art sein müsste. Dies hat Marcus zur *Para-Site* weiterentwickelt. Diese versteht sich als eine „site of alternativity" (Marcus 2000: 8), in welcher ähnliche epistemische ‚Experimente' durchgeführt werden können, wie sie auch Rabinow proklamierte. Bei der *Multi-Sited Ethnography* geht es um mögliche Interventionen, Kollaborationen durch *Para-Ethnograf:innen*, welche eben jene Anderen sind, die wir sonst als Feldteilnehmende eher deskriptiv behandeln.[6]

Diese theoretisch-methodologische Perspektive verbindet Verörtlichung und Reflexivierung auf eindeutige Art und Weise. Der Bezug zu *sites* wird durchweg aufrechterhalten und erscheint sogar als notwendiges Mittel ethnografischer Feldforschung. Allerdings erscheint die *Multi-Sited Ethnography* in der Rezeption und Anwendung oft mit einer Überbetonung von Örtlichkeit, bis zu dem Punkt, dass jegliche Form ethnografischen Arbeitens als *multi-sited* eingestuft wird, da sie ja immer an mehreren Orten stattgefunden hat. Dass die Mehr-Örtlichkeit aus den Meinungsverschiedenheiten entspringt, rückt immer mal wieder in den Hintergrund. Die Agora ist in ihrer Örtlichkeit dagegen zu vage und das *collaboratory* löst diese sogar auf, wobei dies natürlich in der konkreten Anwendung des Konzepts umgangen werden kann. Eine eindeutige Verbindung von beiden Ebenen der Reflexivierung und Verörtlichung ist nur bedingt festzustellen. Mit anderen Worten kann auch im *collaboratory* eine Überbetonung von Kommunikation und individuellen Fähigkeiten *in situ* eintreten. Dies hängt aber davon ab, wie das *collaboratory* lokalisiert wird. Das Reallabor ist dagegen zwar lokal situiert, aber auf Innovation ausgerichtet.

Das Partineum als *boundary site* zur Wissens- und Denkstilteilhabe

Die *Multi-Sited Ethnography* zeigt, dass ein Beharren auf Reflexivierung *und* Verörtlichung in Form mehr-örtlicher *sites* die Überbetonung von Kommunikation oder individuellen Fähigkeiten methodologisch geschickt auflösen kann. Hier steht eben nicht im Fokus, welche kommunikativen *skills* entwickelt werden müssen, sondern ob den Meinungsverschiedenheiten über die Art und Weise, wie die Welt aussieht,

6 Das wohl weitreichendste Projekt ist eine Zusammenarbeit zwischen den Anthropologen Marcus und Holmes und dem Rechtswissenschaftler David ‚Bert' Westbrook. Aus dieser Zusammenarbeit heraus hat Westbrook ein Buch über die Bedeutung der Ethnografie speziell für seine Disziplin geschrieben (Westbrook 2019), und Holmes und Marcus haben im Vorfeld über diese Meta-Intervention reflektiert (Holmes / Marcus 2008). Hier nur erwähnt werden kann die *Ethnography in Late Industrialism* (Fortun 2012), die in anschließbarer Weise mit Reflexivierungs-*Loops* arbeitet.

auch genügend Orte gefolgt sind, in denen dies produktiv und forschend vertieft werden kann. Es ist daher ratsam, beide Ebenen miteinander verbunden zu lassen und weder die eine noch die andere Ebene zugunsten der jeweils anderen auflösen oder abschwächen zu wollen.

Das Partineum nimmt diesen Spagat zwischen Reflexivierung und Verörtlichung auf. Es erprobt zum einen die Teilhabe an Wissen und Denkstilen der jeweils anderen und verörtlicht dies in konkreten Orten. In Abgrenzung zum *boundary object*, das in der Weiterentwicklung der *boundary work* zu einer Überbetonung von Kommunikation und individuellen *skills* führt, wirkt das Partineum als eine *boundary site*.[7] Das Grenzobjekt ist laut Star und Griesemer ein Objekt, das liminal ist. Es entsteht aus einem Arbeitszusammenhang, in dem Transdisziplinarität zunächst unwahrscheinlich erschien (Star / Griesemer 2015). Der Grenzort Partineum – wie man die *boundary site* übersetzen kann – entwickelt sich analog dazu. Es ist eine ethnografische *site,* die gemeinsam von den Beteiligten erstellt wird. Sie ist „plastic enough to adapt to local needs and the constraints of the several parties employing them" und kann „strongly structured in individual site use" werden (Star / Griesemer 2015: 176). Das Partineum ist folglich als ein Ort abstrakt genug, damit Wissenskolleg:innen anderer Disziplinen sich dazu verhalten können, ohne dabei klar vorzugeben, was in dem Ort geschehen muss. Lokal und konkret wirkt das Partineum dagegen sehr strukturiert und gibt klare Ablauf-, aber auch Zeitpläne in Form von Workshops oder anderen Formaten vor.

Das Partineum wurde genau so im eigenen Forschungsverbund *ForDaySec* implementiert, wie dies bereits zu Beginn geschildert wurde. Der Grenzort Partineum wurde einerseits als ein offenes Konzept von allen Beteiligten aufgenommen, die nur vage Vorstellungen davon hatten, was genau wo geschehen soll. Der Begriff ermöglichte durch diese Vagheit eine Anbindung an das fachübergreifende Unterfangen, das mit einem qualitativen Codier-Workshop konkret lokalisiert wurde. Hier mussten alle Beteiligten vor Ort sein – genau wie Daten, Tools und ausgedruckte Feldausschnitte – und einem vorbereiteten Ablauf folgen. Dadurch entstanden neue Unstimmigkeiten, die dieses Mal aber nicht zwischen ethnografischem Subjekt und den Wissenskolleg:innen auftraten, sondern zwischen den Konsortialpartnern und der informatischen Wissensgemeinschaft. Aus den Erkenntnissen, dass der Alltag deutlich komplexer ist als gemeinhin in der Informatik angenommen und Methoden in der Informatik fehlen, diese Komplexität darzustellen, ist eine neue *site* erwachsen. Dieses neue Forschungsfeld haben wir als „Sicherheit in der Digitalisierung des

7 Ich danke Libuše Hannah Vepřek für den wichtigen Hinweis, mit dem Konzept des *boundary objects* reflexiv zu experimentieren.

Alltags" definiert (Eckhardt et al. 2024). Es sind neue Orte zur Forschung, die – wie es mit Marcus dargestellt wurde – neuen Unstimmigkeiten örtlich folgen.

Eine Technik- oder auch Risikokritik wurde nicht von außen herangetragen, sondern im Feld selbst lokalisiert. Dazu ist es notwendig, dass alle Beteiligten im Partineum sowohl ihren eigenen Denkstil als einen historisch gewachsenen erkennen, wie auch jenen der jeweils Anderen. Ludwik Fleck konzipierte diese mehrfach in seiner in diesem Beitrag nur implizit angesprochenen Erkenntnistheorie (Fleck 2015), wonach sich ein Denkstil in wissenschaftlichen Gemeinschaften als eine kollektive Art zu denken und Tatsachen zu produzieren herausbildet. Der Denkstil anderer mutet im Aufeinandertreffen dabei häufig als ‚mystisch' an, da Vorgehensweisen als unwichtig oder Erklärungen der jeweils anderen Disziplin als nicht beweisend erscheinen (Fleck 2015: 143). Dafür ist der Denkstil selbst verantwortlich, der von Fleck als ein gerichtetes Wahrnehmen konzipiert wird. Demnach kann es denkkollektiv sogar unmöglich werden, andere Phänomene tatsächlich wahrzunehmen oder als ein wissenschaftliches Problem überhaupt zu erkennen. Das Partineum versucht zunächst, eine Teilhabe zwischen den kollektiven Denkstilen zu ermöglichen, indem Arbeitsweisen der jeweils anderen konkret ausprobiert werden. Dadurch kann es zu einer Veränderung der eigenen Art und Weise kommen, wie man Dinge wahrnimmt: „Die[] Denkstilveränderung – d. h. Veränderung der Bereitschaft für gerichtetes Wahrnehmen – gibt neue Entdeckungsmöglichkeiten und schafft neue Tatsachen" (Fleck 2015: 144). Diese Denkstilveränderung ist das Ergebnis verörtlichter Reflexivierung im Partineum. Hier lassen Wissenskolleg:innen sich untereinander an ihren eigenen Wissensvorräten und Denkstilen teilhaben, *die den jeweils anderen nicht zur Hand sind*: Man lässt erfahrbar werden, wie man in der IT-Sicherheit oder der Ethnografie arbeitet und welche Erkenntnisse daraus erwachsen. Daraus können neue Entdeckungsweisen entstehen, die in neuen *sites* ko-laborativ erprobt werden. Die Teilhabe von Wissen und Denkstilen steht konträr zur Überbetonung von Kommunikation oder persönlichen *skills*.

Fazit und Ausblick

Dieser Beitrag hat dargestellt, dass die Reflexivierung von Technikforschung und -entwicklung eine zunehmende Herausforderung für ethnografische Fächer geworden ist. Anhand der eigenen Felderfahrung im Forschungsverbund *ForDaySec* zur IT-Sicherheit habe ich Notwendigkeiten gezeigt, warum die Reflexivierung von Technik auch örtlich gestaltet werden sollte. Zum einen wurden Probleme im Zusammenarbeiten situativ als Kommunikationsprobleme gerahmt. Zum anderen stieß meine ethnografische Mobilität aufgrund der Größe des Verbundes an ihre Grenzen. Wie die positiven Erfahrungen aus dem Verbund gezeigt haben, konnte dies mit der reflexiven Ortslösung Partineum positiv gewendet werden. Im Partineum wurden sogar neue Orte für das ko-laborative Arbeiten entwickelt und in interdisziplinäre

Feldkonstruktionen gegossen. Der Beitrag zeigte, dass die Überbetonung von Kommunikation und ethnografischer Mobilität in den Wissens- und Praxisbeständen zur Reflexivierung konzeptionell bereits angelegt sind. Eine klare Verbindung von Verörtlichung und Reflexivierung lässt sich nur in der *Multi-Sited Ethnography* finden: Aus den Meinungsverschiedenheiten zwischen ethnografischer Person und – für den Beitrag hier zugespitzt – den Wissenskolleg:innen anderer Fächer entstehen neue Felder, in denen man gemeinsam den auch neu entwickelten Unstimmigkeiten folgt.

Das Partineum agiert dabei auf zwei Ebenen. Auf einer abstrakten Ebene ist es vage genug, um als *boundary site* anschlussfähig für andere Wissenschaftler:innen zu sein. Auf einer konkreten Ebene wird das Partineum als ein Workshop lokalisiert. Die Ebenen sind allerdings untrennbar miteinander verwoben. Das Partineum fungiert daher als eine intendierte, aber ziellose Denkstilveränderung zwischen den Beteiligten, die an den Wissensvorräten, Arbeitsweisen und Denkstilen der jeweils anderen teilhaben. Aus dieser verörtlichten Reflexivierung können dann neue *sites* entstehen, die ko-laborativ bearbeitbar werden. Die IT-Sicherheit, die noch relativ früh im fachübergreifenden Zusammenarbeiten Expertise entwickelt, erscheint daher als ein Schlüsselfeld für die verörtlichte Reflexivierung von Technikforschung und -entwicklung unserer Gegenwart und bedarf größerer ethnografischer Aufmerksamkeit. Hier versammeln sich Fragen von Sicherheit, Risiken und Technikforschung, politischer Interessen und Schutzbedürfnisse, die in Partineen reflexiviert und in kolaborative Felder übersetzt werden sollten.

Anmerkungen

Dieser Beitrag präsentiert und diskutiert die Ergebnisse aus dem Kontext des Forschungsprojekts „Alltagsdigitalisierung: Akzeptanz – Kompetenz – Prozesse“. Das Projekt wird von Prof. Dr. Sabine Pfeiffer des Instituts für Soziologie und des Nuremberg Campus of Technology der Universität Erlangen-Nürnberg geleitet. Es ist Teil des Bayerischen Forschungsverbunds „Sicherheit in der Alltagsdigitalisierung (ForDaySec)“, welches durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst gefördert wird.

Ich bedanke mich für Kritik, Feedback und Anregungen bei meinen Kolleg:innen. Insbesondere: Roman Tischberger, Ann-Marie Wohlfarth, Victoria Huszka, Libuše Hannah Vepřek, Sarah Thanner, Manuel Nicklich, Nelli Feist, Katja Schönian, Sabine Pfeiffer, Bruno Albert, Romy Blinzler, Marco Blank und Stephan Grassmann. Ebenso bedanke ich mich bei den anonymen Peer Reviewer:innen für ihr umfangreiches und produktives Feedback.

Literatur

Amit, Vered, Hrsg. 2000. *Constructing the Field: Ethnographic Fieldwork in the Contemporary World*. London, New York: Routledge.

Arnold, Annika und Felix M. Piontek. 2018. „Zentrale Begriffe im Kontext der Reallaborforschung." In *Transdisziplinär und transformativ forschen*, hrsg. von Antonietta Di Giulio und Rico Defila, 143–154. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-21530-9_8.

Balmer, Andrew S., Jane Calvert, Claire Marris, Susan Molyneux-Hodgson, Emma Frow, Matthew Kearnes, Kate Bulpin, Pablo Schyfter, Adrian MacKenzie und Paul Martin. 2015. „Taking Roles in Interdisciplinary Collaborations: Reflections on Working in Post-ELSI Spaces in the UK Synthetic Biology Community." *Science & Technology Studies* 28 (3): 3–25. DOI: https://doi.org/10.23987/sts.55340.

Balmer, Andrew S., Jane Calvert, Claire Marris, Susan Molyneux-Hodgson, Emma Frow, Matthew Kearnes, Kate Bulpin, Pablo Schyfter, Adrian Mackenzie und Paul Martin. 2016. „Five Rules of Thumb for Post-ELSI Interdisciplinary Collaborations." *Journal of Responsible Innovation* 3 (1): 73–80. DOI: https://doi.org/10.1080/23299460.2016.1177867

Barry, Andrew und Georgina Born. 2013. „Interdisciplinarity: Reconfigurations of the Social and Natural Sciences." In *Interdisciplinarity: Reconfigurations of the Social and Natural Sciences*, hrsg. von Andrew Barry und Georgina Born, 1–56. New York: Routledge.

Beck, Stefan. 1997. *Umgang mit Technik: Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin: Akademie Verlag.

Beck, Stefan. 2000. „Rekombinante Praxen: Wissensarbeit als Gegenstand der Europäischen Ethnologie." *Zeitschrift für Volkskunde* 96 (2): 218–246.

Beck, Stefan. 2014. „Sachen, Tat-Sachen und Tatsachen: Überlegungen zum Stand der Dinge in den STS und zünftigen/künftigen Problemen." Keynote INSIST-Netzwerk am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), gehalten am 22. 10. 2014. Zugriff 29. 04. 2024. https://www.academia.edu/8937162/Sachen_Tat-Sachen_und_Tatsachen._Überlegungen_zum_Stand_der_Dinge_in_den_STS_und_zünftigen_künftigen_Problemen.

Beck, Ulrich. 2020. *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*. 24. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bieler, Patrick, Milena D. Bister und Christine Schmid. 2021a. „Formate des Ko-laborierens: Geteilte epistemische Arbeit als katalytische Praxis." *Berliner Blätter* 83: 87–105. DOI: https://doi.org/10.18452/22407.

Bieler, Patrick, Milena D. Bister, Janine Hauer, Martina Klausner, Jörg Niewöhner, Christine Schmid und Sebastian von Peter. 2021b. „Distributing Reflexivity Through Co-laborative Ethnography." *Journal of Contemporary Ethnography* 50 (1): 77–98. DOI: https://doi.org/10.1177/0891241620968271.

Boccagni, Paolo und Margarethe Kusenbach. 2020. „For a Comparative Sociology of Home: Relationships, Cultures, Structures." *Current Sociology* 68 (5): 595–606. DOI: https://doi.org/10.1177/0011392120927776.

Boholm, Åsa. 2003. „Situated Risk: An Introduction." *Ethnos* 68 (2): 157–158. DOI: https://doi.org/10.1080/0014184032000097713.

Cieraad, Irene. 2006. „Introduction: Anthropology at Home." In *At Home: An Anthropology of Domestic Space*, hrsg. von Irene Cieraad, 1–12. Syracuse, New York: Syracuse University Press.

Cogburn, Derrick L. 2003. „HCI in the So-Called Developing World: What's in It for Everyone." *Interactions* 10 (2): 80–87. DOI: https://doi.org/10.1145/637848.637866.

Collier, Stephen J. 2007. „The Collaboratory Form in Contemporary Anthropology." In *Concept Work and Collaboration in the Anthropology of the Contemporary*, hrsg. von Tobias Rees, *ARC Exchange* 1 (Juli): 54–61.

Doezema, Tess. 2023. „The Promise of ELSI: Coproducing the Future of Life on Earth." *Science as Culture* 32 (4): 461–485. DOI: https://doi.org/10.1080/09505431.2023.2182189.

Douglas, Mary. 1991. „The Idea of a Home: A Kind of Space." *Social Research* 58 (1): 287–307.

Douglas, Mary und Aaron Wildavsky. 1983. *Risk and Culture: An Essay on the Selection of Technological and Environmental Dangers*. University of California Press.

Dourish, Paul. 2004. „What We Talk About When We Talk About Context." *Personal and Ubiquitous Computing* 8 (1): 19–30. DOI: https://doi.org/10.1007/s00779-003-0253-8.

Dourish, Paul, Rebecca E. Grinter, Jessica Delgado de la Flor und Melissa Joseph. 2004. „Security in the Wild: User Strategies for Managing Security as an Everyday, Practical Problem." *Personal and Ubiquitous Computing* 8 (6): 391–401. DOI: https://doi.org/10.1007/s00779-004-0308-5.

Eckhardt, Dennis, Felix Freiling, Dominik Herrmann und Henrich C. Pöhls. im Erscheinen. „Ko-laboration in der IT-Sicherheit: Erfahrungen zur Wissens- und Denkstilteilhabe zwischen Anthropolgie, Soziologie und Informatik." In *Erfahrungen mit ELSI: Zur Vermessung eines inzwischen weiten Feldes*, hrsg. von Rainer Anselm, Oliver Dimbarth, Arne Dreßler, Therese Feiler und Yannick Schlote.

Eckhardt, Dennis, Felix Freiling, Dominik Herrmann, Stefan Katzenbeisser und Henrich C. Pöhls. 2024. „Sicherheit in der Digitalisierung des Alltags: Definition eines ethnografisch-informatischen Forschungsfeldes für die Lösung alltäglicher Sicherheitsprobleme." In *Sicherheit 2024 Lectures Notes in Informatics (LNI), Gesellschaft für Informatik, Bonn 2024*, hrsg. von Steffen Wendzel, Christian Wressnegger, Laura Hartmann, Felix Freiling, Frederik Armknecht und Lena Reinfelder, 107–118. DOI: https://dl.gi.de/handle/20.500.12116/43971.

Elixhauser, Sophie, Zofia Boni, Nataša Gregorič Bon, Urša Kanjir, Alexandra Meyer, Frank Muttenzer, Mareike Pampus und Zdenka Sokolíčková. 2024. „Interdisciplinary, but How?: Anthropological Perspectives from Collaborative Research on Climate and Environmental Change." *Environmental Science & Policy* 151: 1–7 DOI: https://doi.org/10.1016/j.envsci.2023.103586.

Falzon, Mark-Anthony. 2009. „Introduction: Multi-Sited Ethnography: Theory, Praxis and Locality in Contemporary Research." In *Multi-Sited Ethnography: Theory, Praxis and Locality in Contemporary Research*, hrsg. von Mark-Anthony Falzon, 1–24. New York: Routledge.

Fleck, Ludwik. 2015 [1980]. *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Forsythe, Diana E. 2001. *Studying Those Who Study Us: An Anthropologist in the World of Artificial Intelligence*. Hrsg. von David J. Hess. Stanford: Stanford University Press.

Fortun, Kim. 2012. „Ethnography in Late Industrialism." *Cultural Anthropology* 27 (3): 446–464. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1548-1360.2012.01153.x.

Froese, Anna, Hendrik Woiwode und Silvio Suckow. 2019. „Mission Impossible?: Neue Wege zu Interdisziplinarität." *WZB Discussion Paper* SP III 2019–601.

Gibbons, Michael, Camille Limoges, Helga Nowotny, Simon Schwartzman, Peter Scott und Martin Trow. 2010. *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. SAGE. DOI: https://doi.org/10.4135/9781446221853.

Graeber, David. 2014. On the Moral Grounds of Economic Relations: A Maussian Approach. *Journal of Classical Sociology* 14 (1): 65–77. DOI: https://doi.org/10.1177/1468795X13494719.

Guimarães, Maria Helena, Olivia Bina, Christian Pohl und Marta Varanda. 2019. „Who Is Doing Inter- and Transdisciplinary Research, and Why?: An Empirical Study of Motivations, Attitudes, Skills, and Behaviours." *Futures* 112 (September): 102441. DOI: https://doi.org/10.1016/j.futures.2019.102441.

Gupta, Akhil und James Ferguson, Hrsg. 1997. „Culture, Power, Place: Ethnography at the End of an Era." In *Culture, Power, Place. Explorations in Critical Anthropology*, 3. Aufl., 1–29. Durham, London: Duke University Press.

Hannerz, Ulf. 2003. „Being There… And There… And There!: Reflections on Multi-Site Ethnography." *Ethnography* 4 (2): 201–216. DOI: https://doi.org/10.1177/14661381030042003.

Hoffmann, Sabine, Lisa Deutsch, Julie Thompson Klein und Michael O'Rourke. 2022. „Integrate the Integrators!: A Call for Establishing Academic Careers for Integration Experts." *Humanities and Social Sciences Communications* 9 (1): 147. DOI: https://doi.org/10.1057/s41599-022-01138-z.

Holmes, Douglas R. und George E. Marcus. 2008. „Collaboration Today and the Re-Imagination of the Classic Scene of Fieldwork Encounter." *Collaborative Anthropologies* 1 (1): 81–101. DOI: https://doi.org/10.1353/cla.0.0003.

Jacob, Johanna, Michelle Peters und T. Andrew Yang. 2020. „Interdisciplinary Cybersecurity: Rethinking the Approach and the Process." In *National Cyber Summit (NCS) Research Track*, hrsg. von Kim-Kwang Raymond Choo, Thomas H. Morris und Gilbert L. Peterson, 1055:61–74. Advances in Intelligent Systems and Computing. Cham: Springer International Publishing. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-030-31239-8_6.

Keestra, Machiel, Anne Uilhoorn und Jelle Zandveld. 2022. *An Introduction To Interdisciplinary Research*. 2. Aufl. Amsterdam: Amsterdam University Press.

Klausner, Martina und Jörg Niewöhner. 2020. „Integrierte Forschung – ein ethnographisches Angebot zur Ko-Laboration." In *Das geteilte Ganze*, hrsg. von Bruno Gransche und Arne Manzeschke, 153–69. Wiesbaden: Springer Fachmedien. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-26342-3_8.

Klausner, Martina, Jörg Niewöhner und Tim Seitz. 2023. „Curating the Widerstandsaviso: Three Cases of Ethnographic Intravention in R&D Consortia." *Science as Culture* 32 (2): 190–213. DOI: https://doi.org/10.1080/09505431.2022.2158073.

Klein, Julie Thompson. 2021. *Beyond Interdisciplinarity: Boundary Work, Communication, and Collaboration*. Oxford: Oxford University Press.

Knorr Cetina, Karin. 2002. *Wissenskulturen: Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Koch, Gertraud. 2005. *Zur Kulturalität der Technikgenese: Praxen, Policies und Wissenskulturen der künstlichen Intelligenz*. Bd. 1. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag.

Kocksch, Laura Anna und Estrid Sørensen. 2023. „Towards a Typology of Interdisciplinarity in Cybersecurity: Trade, Choice, and Agnostic-Antagonist." In *Proceedings of the 2023 New Security Paradigms Workshop*, 116–129. NSPW '23. New York, NY, USA: Association for Computing Machinery. DOI: https://dl.acm.org/doi/10.1145/3633500.3633510.

Krings, Matthias. 2013. „Interdisziplinarität und die Signatur der Ethnologie." In *Ethnologie im 21. Jahrhundert*, hrsg. von Thomas Bierschenk, Matthias Krings und Carola Lentz, 265–283. Berlin: Reimer.

Latour, Bruno und Steven Woolgar. 1986. *Laboratory Life: The Construction of Facts*. Princeton: Princeton University Press.

Lyall, Catherine, Ann Bruce, Joyce Tait und Laura Meagher. 2011. *Interdisciplinary Research Journeys: Practical Strategies for Capturing Creativity*. London: Bloomsbury Academic.

Marcus, George E., Hrsg. 2000. *Para-Sites: A Casebook Against Cynical Reason*. Chicago: University of Chicago Press.

Marcus, George E. 2009. „Multi-sited Ethnography: Notes and Queries." In *Multi-Sited Ethnography: Theory, Praxis and Locality in Contemporary Research*, hrsg. von Mark-Anthony Falzon, 181–196. New York: Routledge.

Niewöhner, Jörg. 2016. „Co-Laborative Anthropology: Crafting Reflexivities Experimentally." In *Etnologinen tulkinta ja analyysi: Kohti avoimempaa tutkimus- prosessia [Ethnological interpretation and analysis: Towards a transparent research process]*, hrsg. von Jukka Jouhki und Tytti Steel, 81–125. Helsinki: Ethnos. DOI: https://doi.org/10.1051/0004-6361/201628932.

Nowotny, Helga, Michael Gibbons und Peter Scott. 2003. „Introduction. ‚Mode 2' Revisited: The New Production of Knowledge." *Minerva* 41: 179–94.

Olson, Gary M., Stephanie Teasley, Matthew J. Bietz und Derrick L. Cogburn. 2002. „Collaboratories to Support Distributed Science: The Example of International HIV/AIDS Research." *Proceedings of the 2002 Annual Research Conference of the South African Institute of Computer Scientists and Information Technologists on Enablement Through Technology*, 44–51.

Pfeiffer, Sabine. 2004. *Arbeitsvermögen: ein Schlüssel zur Analyse (reflexiver) Informatisierung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Pink, Sarah, Kerstin Leder Mackley, Roxana Morosanu, Val Mitchell und Tracy Bhamra. 2020. *Making Homes: Ethnography and Design*. Routledge.

Pohl, Christian, Stephan Rist, Anne Zimmermann, Patricia Fry, Ghana S. Gurung, Flurina Schneider, Chinwe Ifejika Speranza, Boniface Kiteme, Sébastian Boillat, Elvira Serrano, Gertrude Hirsch Hadorn und Urs Wiesmann. 2010. „Researchers' Roles in Knowledge Co-Production: Experience from Sustainability Research in Kenya, Switzerland, Bolivia and Nepal." *Science and Public Policy* 37 (4): 267–281. DOI: https://doi.org/10.3152/030234210X496628.

Rabinow, Paul. 2006. „Steps Towards an Anthropological Laboratory." *ARC Concept Note* 1, Nr. February 2.

Ramirez, Robert und Nazli Choucri. 2016. „Improving Interdisciplinary Communication with Standardized Cyber Security Terminology: A Literature Review." *IEEE Access* 4: 2216–2243. DOI: https://doi.org/10.1109/ACCESS.2016.2544381.

Sauer, Stefan, Marco Blank und Sabine Pfeiffer. 2021. Labouratory: Making Work and Digitalization Participatory – Instead of Discursively Playing Them Off Against One Other. *Journal of International Management Studies* 21 (1): 33–41. DOI: https://doi.org/10.18374/JIMS-21-1.4.

Star, Susan Leigh und James R. Griesemer. 2015. „Institutional Ecology, ‚Translations,' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–1939." In *Boundary Objects and Beyond: Working With Leigh Star*, hrsg. von Geoffrey C. Bowker, Ellen Balka, Adele E. Clarke und Stefan Timmermans, 171–200. London: MIT Press.

Stephens, Neil und Jamie Lewis. 2017. „Doing Laboratory Ethnography: Reflections on Method in Scientific Workplaces." *Qualitative Research* 17 (2): 202–216. DOI: https://doi.org/10.1177/1468794116678040.

Stephenson, Janet, Rob Lawson, Gerry Carrington, Barry Barton, Paul Thorsnes und Miranda Mirosa. 2010. „The Practice of Interdisciplinarity." *The International Journal of Interdisciplinary Social Sciences: Annual Review* 5 (7): 271–282. DOI: https://doi.org/10.18848/1833–1882/CGP/v05i07/51789.

Stock, Paul und Rob J.F. Burton. 2011. „Defining Terms for Integrated (Multi-Inter-Trans-Disciplinary) Sustainability Research." *Sustainability* 3 (8): 1090–1113. DOI: https://doi.org/10.3390/su3081090.

Strathern, Marilyn. 1992. „Qualified Value: The Perspective of Gift Exchange." In *Barter, Exchange and Value: An Anthropological Approach*, hrsg. von Caroline Humphrey und Stephen Hugh-Jones, 169–191. DOI: https://doi.org/10.1017/CBO9780511607677.007.

Vepřek, Libuše Hannah. 2024. *At the Edge of AI: Human Computation Systems and Their Intraverting Relations*. Bielefeld: transcript.

Vilsmaier, Ulli. 2018. „Grenzarbeit in integrativer und grenzüberschreitender Forschung." In *Grenzen*, hrsg. von Martin Heintel, Robert Musil und Norbert Weixlbaumer, 113–134. Wiesbaden: Springer Fachmedien. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-18433-9_6.

Viseu, Ana. 2015. „Caring for Nanotechnology?: Being an Integrated Social Scientist." *Social Studies of Science* 45 (5): 642–664. DOI: https://doi.org/10.1177/0306312715598666.

Welz, Gisela. 1998. „Moving Targets: Feldforschung unter Mobilitätsdruck." *Zeitschrift für Volkskunde* 94 (2): 177–194.

Welz, Gisela. 2021. „More-than-Human Futures: Towards a Relational Anthropology In/of the Anthropocene." *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 13 (Juli): 36–46.

Westbrook, David A. 2019. *Navigators of the Contemporary: Why Ethnography Matters*. Chicago: University of Chicago Press.

Wulf, William A. 1989. „The National Collaboratory: A White Paper." In *Towards a National Collaboratory: Report of an Invitational Workshop at the Rockefeller University,* hrsg. von Joshua Lederberg, Keith Uncapher, William Allan Wulf, National Science Foundation (U.S.), 17–18.

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft
121. Jahrgang 2025, S. 48–72
CC BY 4.0 – 2025 Waxmann
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.04

Florian Grundmüller

Postkarten und die deutsche Wende

Zur Temporalität des Mediums in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs[1]

Florian Grundmüller
Postcards and the Fall of the Berlin Wall in Germany. On the Temporality of this Medium in Times of Social Upheaval
Abstract: The golden age of postcards at the beginning of the 20th century triggered a fascination and a veritable collecting mania for this medium. After the Second World War, this rush largely subsided and the postcard became an everyday means of communication. Correspondence on postcards also accompanied historical periods of upheaval during this time, including the peaceful revolution and the German reunification in 1989/90. Political events came thick and fast in the noticeable condensation of the present and postal latency could barely keep pace with the rapid changes. Nevertheless, postcards from this period and the messages of the writers capture the world of experience in upheaval and share it with family and friends. In this article, I explore the question of how forms of temporality are inscribed on (picture) postcards from the period of German reunification. The aim of historical-ethnographic research on postcards from the period of upheaval is to work out perceptions and experiences of temporalities and to locate them in the context of political and individual changes. The combined analysis of image and text can therefore depict the actors' worlds of experience and their horizons of expectation and describe the postcards as a temporal, holistic research object. Postcards thus break with an ethnographic now and take place simultaneously on several temporal levels.
Keywords: Postcards, the Fall of the Berlin Wall in Germany, Reunification, Upheaval, Temporality

Wer sich länger mit Post- und Ansichtskarten befasst, stellt schnell fest, dass es nur wenig gibt, was es nicht in die Motivwelten der Ansichtskarte geschafft hat oder

1 Der im Folgenden verwendete Begriff der ‚Wende' ist kritisch hinterfragt und reflektiert. Die Entscheidung, von Wende zu sprechen und nicht von friedlicher Revolution, Wiedervereinigung und Deutscher Einheit, liegt in deren Rolle auf den untersuchten Postkarten begründet. Die Postkartenschreibenden in den von mir untersuchten Sammlungen sprechen zeitgenössisch vordergründig von der Wende. Während ‚Wiedervereinigung' und ‚friedliche Revolution' weitestgehend als Begriffe des politischen Umbruchs herangezogen werden, verstehe ich mit ‚Wende' die alltagsweltlichen Veränderungen für die Akteur*innen und schließe mich damit begrifflich an die Sozialstudien von Foroutan et al. (2023) an. Ich verwende den Begriff ‚Wende' im Folgenden demnach als emische Perspektive auf die Transformationserfahrungen nach 1989.

wovon nicht auf Postkarten berichtet wurde. Und dennoch erfährt das Verhältnis von Text und Bild auf Post- und Ansichtskarten in der Empirischen Kulturwissenschaft erst in den vergangenen Jahren vermehrt Aufmerksamkeit.[2] Als multimediales Objekt verschränkt sie auf ihren beiden Seiten Bildregime, Schreibpraktiken und Alltagswissen. Sie ist Zeitzeugnis einer schnellen, ungezwungenen Kommunikation noch vor der flächendeckenden Verfügbarkeit von Telefonie oder digitalen Kommunikationsmedien. Als die Correspondenzkarte 1869 in Österreich und ein Jahr später auch in Deutschland eingeführt wurde, stieß sie eine regelrechte Revolution in der Kommunikation an. Als standardisierte Postsendung konnte sie in den Postämtern schnell bearbeitet und weitergeleitet werden, zudem war das Porto im Verhältnis zum Brief sehr viel günstiger. Die schnellen, oft abgekürzten Nachrichten auf der Korrespondenzkarte riefen in der Folge auch Kritiker*innen auf den Plan, die im Medium den Niedergang der Schriftsprache vermuteten (Pollen 2009: 83). Ihr Goldenes Zeitalter hatte die Postkarte dennoch zwischen 1890 und 1914, als erste bebilderte Karten in Umlauf kamen und eine regelrechte Sammelwut auslösten. Wegweisend für das Postkartensammeln waren zu dieser Zeit in erster Linie Frauen*, die damit eine breit akzeptierte Form der Freizeitbeschäftigung gefunden hatten und somit zu einer neuen Massenkonsumkultur beitrugen (Rogan 2005). Als soziales Medium hingegen initiierte die Post- und Ansichtskarte auch kulturelle Praktiken, die heute mit Kurznachrichtendiensten oder sozialen Medien wie etwa Instagram oder X vergleichbar sind (Pyne 2021). Zudem galt die Post in der Vergangenheit als verlässliche und rasche Zustellerin, sodass auch Postkarten zum schnellen Austausch von Neuigkeiten oder für Verabredungen genutzt wurden. Anders als der Brief wurde die Postkarte schneller und häufiger zugestellt und war günstiger, gleichzeitig konnte die Postkarte einfach in die vielzählig verfügbaren Briefkästen geworfen werden und musste nicht wie etwa Telegramme im Postamt diktiert oder aufgegeben werden. Lediglich der Platz auf der Karte limitierte die Mitteilung auf einige wenige Sätze.

Trotz Digitalisierung und neuer Kommunikationstechnologien sind Post- und Ansichtskarten bis heute ein stabiles Medium, das sich in der öffentlichen Aufmerksamkeit gehalten hat. Sie finden sich noch immer in Kartenständern im Bahnhofskiosk, an Souvenirständen, in Museumsshops oder als Werbebeigabe und Flyer. In den breiten Kulturwissenschaften wurde die Rolle der Ansichtskarte aber weitgehend marginalisiert und lediglich als Illustration verwendet (Banks/Vokes 2010; Ferguson 2005). Sie rückte erst kürzlich verstärkt in den Fokus historisch-ethnografischer Forschung. Neuere Auseinandersetzungen mit dem Medium erkannten die transformative Kraft der Postkarte in der Vergangenheit: Feministische Bewegungen nutzten

2 In der Empirischen Kulturwissenschaft sind in den letzten Jahren vermehrt Forschungen und Ausstellungen zu Post- und Ansichtskarten entstanden, darunter: Almasy et al. 2020, Gugganig/Schor 2018 und 2020, Lueder 2022, Schrire 2023.

sie, um historische Figuren im öffentlichen Diskurs sichtbarer zu machen (Allen / Cohen 2023; Pankuch / Wilson 2019), und die Mail-Art-Szene schaffte es ab den 1970er-Jahren, mit Kunstpostkarten globale soziale Bewegungen zu vernetzen (Gangadharan 2009; Röder 2008; Schwabe 2008). Onlineplattformen wie Postcrossing oder PostSecret lassen die Ansichtskarte auch als Kommunikationsmedium nicht aussterben,[3] und auch aktivistische Projekte finden ihren Ausdruck auf Postkarten, wie etwa das Race Card Project der Journalistin Michele Norris zeigt (Race Card Project 2024).

Postkarten aus der Wendezeit

Dieser Artikel baut daher auf der Annahme auf, dass Post- und Ansichtskarten[4] nicht nur als touristische Zeugnisse vermeintlich „authentischer Erfahrungen" (Stewart 1993) dienen, sondern auch als Begleiterinnen soziopolitischer Umbrüche.[5] Den thematischen Rahmen bildet dabei die deutsche Wendezeit oder friedliche Revolution, die als Ansichtskartenereignis bis heute in den Motiven zu finden ist, sei es auf Karten an Berliner Souvenirständen mit historischen Abbildungen oder in den Sammlungen und Archiven, die ich im Rahmen meiner Feldforschung kennengelernt habe. Empirische Grundlage dieses Textes sind demnach 35 Post- und Ansichtskarten aus privaten und öffentlichen Sammlungen, die entweder zur Zeit der Wende verschickt wurden oder explizit Bezug auf die gesellschaftspolitischen Veränderungen zwischen 1989 und 1990 nehmen. Was dabei auffiel, ist, dass die Notizen und Kurznachrichten auf den Ansichtskarten kaum direkten Bezug zu deren Motiven nahmen und damit neben Text und Bild als dritte Dimension die Zeitlichkeit einführen.

Zeit und Temporalität sind in diesem Zusammenhang zentrale Begriffe, die zum einen den politischen Umbruch und individuell wahrgenommenen Alltagswandel rahmen und zum anderen die Ansichtskarte selbst als temporales Medium beschrei-

3 Postcrossing ist eine weltweite Online-Community, die sich über Ansichtskarten vernetzt. Postcrossers können über die Onlineplattform anderen, zufällig ausgewählten Postcrossern Ansichtskarten schicken (Postcrossing 2024). Bei PostSecret handelt es sich um ein Kunstprojekt des Künstlers Frank Warren. Er machte die Eigenschaft der Ansichtskarte, keinen Absender zu tragen, zum zentralen Konzept des Aufrufs, intime Geheimnisse mit ihm auf Ansichtskarten zu teilen. Die Karten werden regelmäßig auf der Webseite des Projekts ausgestellt (PostSecret 2024).

4 In den folgenden Ausführungen verwende ich die Begriffe Postkarte und Ansichtskarte synonym.

5 Der vorliegende Artikel entstand im Rahmen des aus den Mitteln von Niedersächsisches Vorab geförderte Forschungsprojekt „Postcards and Postcarding Culture in Germany and Israel 1960–2000: Addressing an Ambivalent Habitual Object in Times of Historical Upheavals". Das Kooperationsprojekt zwischen dem Program in Folklore Culture Studies der Hebrew University Jerusalem und dem Institut für Kulturanthropologie / Europäische Ethnologie der Georg-August-Universität Göttingen fokussiert Praktiken des Postkartenschreibens, unterschiedlicher Bildregime und subversiv-künstlerischer Postkartenkulturen in sozialen und politischen Umbruchszeiten. Neben der in diesem Beitrag behandelten deutschen Wiedervereinigung stehen im Projekt auch (post-)koloniale, feministische und künstlerische Postkartenpraktiken im Zentrum der Forschung.

ben. Mit Auszügen aus der archivalischen Forschung zu Postkarten aus Umbruchszeiten geht mein Artikel deshalb folgender Frage nach: Wie schreibt sich die Wende als zeitspezifisches Ereignis in Postkarten als massenhaft produzierte und gleichzeitig personalisierte Medien ein und welche Spuren hinterlässt die Umbruchszeit auf dem Medium selbst? Mit dieser Frage wird zugleich ein Spezifikum der Post- und Ansichtskarten offengelegt, nämlich, dass sich hier in besonders intensiver Weise mehrere Zeitebenen mischen. So zeigen sie, wenn sie ausgewählt und gekauft werden, eine Stadtansicht oder Szenerie, die zeitlich vor der Wende liegt, und verweisen demnach auf eine Vergangenheit, in der der Umbruch höchstens antizipiert, vielleicht erhofft oder doch befürchtet wurde. Mit dem Schreiben der Ansichtskarte an ausgewählte Adressat*innen erfährt das Motiv eine Aktualisierung: Die Ansicht wird gleichsam in die Gegenwart transportiert, mit der Alltagswelt der Schreibenden verknüpft und in den Rahmen des Umbruchs gesetzt. In dem Wissen, dass Post- und Ansichtskarten mehrere Tage unterwegs sein können, wird ein zukünftiges Publikum adressiert und die Karte selbst wird zum Medium der Zeiterfassung oder Zeitkonservierung. Besonders sichtbar wird dies während der Wende, wo sich die Zeit für die Akteur*innen spürbar rafft und die Ereignisse sich förmlich überschlagen (Spazier 2022).

Gleichzeitig hallt die Wende nach, sodass Ansichtskartenverlage bereits kurz nach 1990 die Motivwelten des Umbruchs in ihre Kataloge aufnahmen. Die im Folgenden vorgestellten Ansichtskarten überspannen drei temporale Ebenen der Wende. Die Antizipation des politischen Wandels Ende 1989, die Öffnung neuer Grenzräume und Mobilitäten im Sommer 1990 und die Spuren und das Reenactment der innerdeutschen Grenze im Jahr 1995. Die ausgewählten Quellen markieren dabei den zeitlichen Rahmen in meinem Material von 1989 bis 1995 und stehen paradigmatisch für die temporalen Perspektiven auf die Wende. Die zeitliche Erweiterung des Forschungsrahmens bis 1995 ergab sich auch daraus, dass im Nachgang der politischen Wiedervereinigung Ansichtskarten mit Motiven der geöffneten Grenzen oder abgerissenen Berliner Mauer in Umlauf kamen und die ehemalige Grenze weiterhin touristisches Ausflugsziel blieb.

Da die untenstehenden ausgewählten Beispiele Reiseberichte sind, spreche ich von den Beschreibungen der Karten als *Ortstermine*. Dadurch wird ein affektiver Bezug zu den besuchten Orten hergestellt sowie die touristische Funktion der Ansichtskarte ins Zentrum gerückt. Die Grundlage dafür bildet die Überlegung von Annebella Pollen zur Kürze der Texte: „The messages on the reverse are delivered in the heat of the moment (perfect for passion) and always say too little (perfect for suggestion)" (2009: 84). Die Ortstermine beschreibe ich somit als partikulare Erfahrungswelten (Abu-Lughod 1991: 473–474), die eng mit der Wende verwoben sind. In den Ortsterminen gebe ich meinen offenen Fragen, meinem „Staunen, Stolpern, Nichtverstehen", wie dies Michaela Fenske (2006: 174) als Desiderat für historisch forschende Kulturwissenschaft aufstellte, Ausdruck. Die besuchten Orte sind (1) Nürnberg in der

Weihnachtszeit 1989 (Stoja-Verlag Paul Janke 1989), (2) Heilbad Heiligenstadt im Eichsfelder Grenzland im Sommer 1990 (Auslese-Bild-Verlag Bad Salzungen 1990) und (3) die Sehenswürdigkeit Checkpoint Charlie in der Berliner Friedrichstraße im Jahr 1995 (Kunst und Bild 1995). Der Fokus dieser Kapitel liegt auf der Lokalisierung und zeitlichen Einordnung der Ansichtskarten und ihren Absender*innen. Zeit als Konzept tritt dabei unterschiedlich in den Vordergrund: entweder explizit erwähnt als strukturierendes Faktum oder als immanentes Konzept von „Erfahrungsraum" und „Erwartungshorizont" (Koselleck 2020: 359).

Zunächst lege ich relevante Forschungsstränge zu Ansichtskarten dar, die bei der Analyse zum Tragen kommen. Dabei konzentriere ich mich vor allem auf multimodale Analysekonzepte von Ansichtskarten und wie sie als soziale Medien einerseits eine Perspektive vorgeben und andererseits gegebenenfalls mit ihren eigenen Konventionen brechen. Im darauffolgenden Kapitel widme ich mich den Herausforderungen archivalischer Forschung mit fragmentarischen Quellen und der Möglichkeit, durch archivalische Ethnografie mögliche Überlieferungslücken zu schließen. Anschließend stelle ich die drei Ortstermine aus meiner Archivforschung vor, bevor der Artikel mit analytischen Überlegungen zur Zeitlichkeit von Post- und Ansichtskarten in sozialen und politischen Umbrüchen schließt. In der historischen Genese des Mediums kamen neben den beiden Begriffen auch andere Bezeichnungen wie etwa illustrierte Postkarte oder Bildpostkarte auf (Leclerc 1986: 5). Die umgangssprachliche Verwendung von Post- oder Ansichtskarte meint aber außerhalb professionalisierter Sammler*innenkreise alle Formen des Mediums.

Postkarten als kulturwissenschaftliche Forschungsobjekte

Postkarten finden in Publikationen und Ausstellungen gerne als Illustrationen oder als historische Panoramen Platz. Doch haben sich vor allem in den letzten Jahren Forschungen aus den Kultur- und Sozialwissenschaften intensiver mit der gesellschaftlichen und sozialen Rolle von Postkarten beschäftigt. Besonders in historischen Arbeiten wird die Bildpostkarte als Referenzobjekt für historische Räume herangezogen. Die Literaturtheoretikerin Naomi Schor (1992) zeigt dies in ihrer Arbeit „‚Cartes Postales': Representing Paris 1900" am Beispiel der Stadt Paris der Jahrhundertwende, wo Ansichtskarten nicht nur ein Vehikel des Tourismus darstellten, sondern selbst dazu beitrugen, ein Image der Stadt anhand einzelner Sehenswürdigkeit zu erschaffen. Ähnliches zeigt auch Nancy Stieber (2010), die Amsterdam als Ausgangspunkt ihrer Forschung wählt und hier die Rolle der Postkarten nicht nur bei Tourist*innen verortet, sondern sie auch als Erinnerungsstütze urbaner Veränderungen in der lokalen Bevölkerung benennt. Dass Ansichtskarten und (touristische) Räume eng miteinander verwoben sind, wird vor allem in Studien über den exotisierenden und kolonialen Blick des Mediums deutlich. So etwa zielen Ansichtskarten, wie Christin Mamiya (1992) an Beispielen aus Hawai darlegt, auf eine Kommerzia-

lisierung indigener Lebenswelten, die abseits von soziopolitischen Komplexitäten und historischer Kontextualisierung dargestellt werden. Ansichtskarten dienten und dienen noch heute dazu, den Zuhause-Gebliebenen einen Einblick in die ‚fremde' Alltagswelt zu geben, und waren dazu lange Zeit ein beliebtes Medium, um Bild und Text über weit entfernte Distanzen zu verschicken.

Welchen Einfluss Postkartenverlage spielen und wie diese ideologisierte Narrative und nationale Selbstbilder durch ihre Ansichtskarten erzeugen können, zeigen vergleichende Studien über Israel und Palästina. Tim Semmerling (2004) legt überzeugend dar, dass Verlage und deren Ansichtskarten im Nahostkonflikt einen aktiven Beitrag leisteten und damit nationalistische Machtansprüche konsolidieren konnten. Dani Schrire (2023) spricht in dieser Verwebung von Verlagen, Sammler*innen und Nutzer*innen von einem kaleidoskopischen Erbe, das sich durch die Fragmentiertheit des Mediums auszeichnet. Ansichtskarten und deren Sammlungen bieten demnach Fragmente, die Historizität und Mythen, so Schrire, in die Gegenwart des Schreibens oder Sammelns übertragen. In diesen genannten Arbeiten wird die vermeintliche Ephemeralität des Mediums aufgebrochen und die politische, soziale und kulturelle Tragweite von Post- und Ansichtskarten sichtbar, die Stereotypisierungen verstärkt und tiefer einschreibt, Rassifizierungen und Ethnisierungen legitimiert oder – wie am Beispiel palästinensisch-israelischer Ansichtskarten – nationalistische Programmatiken vorantreibt. Dass Postkarten aber auch Flächen für tourismuskritischen Protest werden, zeigen die Beispiele, die Mercè Picornell (2020) vorstellt. Durch überschriebene touristische Ansichtskarten aus Mallorca verweisen lokale Künstler*innen auf die Lebenswelt jenseits der Hotelanlagen und abseits partytouristischer Hotspots, indem die aktivistischen Ansichtskarten Blicke in die Hinterhöfe und abseitigen Orte des Tourismus werfen.

Diese Übersicht lässt deutlich werden, dass Postkarten in einem weit gefassten politischen Feld zirkulieren, an manchen Stellen Umbrüche markieren und über ihr Image als bloße ephemere Kommunikationsmedien hinausgehen. Vielmehr sind an Postkartenkulturen gleichzeitig mehrere Akteur*innen mit unterschiedlichen Absichten beteiligt. Dies ergibt sich unter anderem aus der hermetischen Verbindung von visuellen Praktiken des *place-makings*, individualisierten Einschreibungen durch intime Nachrichten und einer möglichen Kontrolle durch die staatlichen Postsysteme. In dieser Verwobenheit sind Ansichtskarten keine Spiegelbilder soziokultureller Realitäten, sondern multimodale Transportmittel, die ideologisierte Bild- und intime Erfahrungswelten in die räumlichen und sozialen Zusammenhänge der Empfänger*innen bringen (Gugganig / Schor 2020: 695). Kurzum, Postkarten zirkulieren im Raum zwischen Bildregimen, Intimität und möglicherweise öffentlichen Sammlungen und Archiven.

Archivalische Lücken und multimodale Ansichtskartenforschung

In der archivalischen Forschung zu Ansichtskarten bleibt das Material in den meisten Fällen lückenhaft und eklektisch. Dies liegt zum einen an der Multimedialität der Ansichtskarte, denn für Sammler*innen ist oft nur das Motiv der Karte von Interesse. Je nach Sammelkontext und -schwerpunkt finden sich möglicherweise inhaltlich zusammengehörige Karten an unterschiedlichen Stellen in der Sammlung oder wurden gar schon vor der Anschaffung getrennt. Zum anderen sind Ansichtskarten einseitige Korrespondenzen, da sie vorwiegend als Eindrücke von Reisen verschickt werden und nur selten eine Antwort erwarten. Selbst in bild- und textanalytischen Forschungen zur „Sprache des Tourismus" wurden Ansichtskarten noch nicht enger in den Blick genommen, obwohl sie allgegenwärtiger Bestandteil des Reisens sind (Hausendorf et al. 2023: 12) – nicht zuletzt auch, weil die Ansichtskarte Forschende vor methodologische Herausforderungen stellt, da sie einen Zwischenraum zwischen visueller Kultur, Alltagskultur und linguistischer Forschung belegt (Cure 2018; Diekmannshenke 2023; Gugganig/Schor 2020). Mascha Gugganig und Sophie Schor nehmen sich daher Ansichtskarten unter multimodalen Aspekten ethnografischer Forschung vor, um sie als ganze Objekte fassen zu können:

> „Counter to images of postcards as anachronistic, cliché, or hard to ‚contain,' we argue that it is the postcards' virtue as open, semipublic, and variegated media that makes them conducive to multimodal engagement, inventive forms of analysis, and reflective modes of critical research." (Gugganig/Schor 2020: 695)

Laut ihnen lassen sich drei multimodale, ethnografische Perspektiven auf Postkarten ausmachen: Postkarten als Fokus der Forschung, als kontextbezogenes Medium oder als Methode (Gugganig/Schor 2020: 695). Für meine Forschung erweisen sich vor allem die ersten beiden Perspektiven als fruchtbare Richtungen. Zum einen liegt ein Fokus dezidiert auf den Postkarten als Dinge des Alltags und zum anderen kontextualisiere ich ebendiese in ihren jeweiligen politischen, sozialen und räumlich-temporalen Zusammenhängen. Letzteres zielt auf Postkarten als interpretative Medien, die wie die Ethnografie Übersetzungsarbeit zwischen den Welten leisten (Gugganig/Schor 2020: 693). Gleichzeitig sind Postkarten auch Formate vorsichtiger Kommunikation, da sie offen verschickt und somit auch mitgelesen werden können (Östmann 2004: 427–428; Pollen 2009). In dieser Weise verwehren sich Ansichtskarten einer eindeutigen Einordnung in Genres und existieren „simultaneously as many different documentary forms" (Ferguson 2005: 183), welche miteinander in Zusammenhang gesetzt werden können, um ein vollständigeres Bild der Postkarte zu erhalten. Die von mir untersuchten Ansichtskarten aus der Wendezeit kommen nicht ohne den gesellschaftspolitischen Kontext des politischen Umbruchs aus, in dessen Rahmen sie entstanden und versendet wurden. Die historischen Kontexte wahrzunehmen und „to get to know [...] people and become familiar with the cultural pixels of the

period“ (Lennartsson 2012), bildet die Herausforderung historisch-archivalischer Forschung. Rebecka Lennartsson (2011) schlägt deshalb einen historisch-ethnografischen Ansatz vor, der die Forscher*in an Ort und Zeit der Forschung versetzt.

In den folgenden Ortsterminen arbeite ich mit Lennartssons Ansatz, die kulturellen Pixel der Zeit, in der die Ansichtskarten verschickt wurden, in ihren soziokulturellen Zusammenhängen zu beschreiben, und baue durch ein fingiertes Vor-Ort-Sein Kontakt zu den Schreiber*innen und Adressat*innen der Karten auf (Cifor 2017). Ich nehme dabei die affektiven Bilderwelten der Ansichtskarten zum Anlass, die Stimmung der abgebildeten Orte zu extrahieren und sie in die Umbruchszeit der deutschen Wende einzubetten. Indem ich mich selbst an die Orte aus den Postkartenansichten begebe, vollzieht sich eine Wiederbelebung der ethnografischen Gegenwart, die ansonsten in den archivischen Materialien nur als historische Spuren erkennbar sind. Auf diese Weise zeigt sich, dass Ansichtskarten aus Umbruchszeiten nicht losgelöst von politischen und sozialen Kontexten betrachtet und gelesen werden können und über ihre Funktion als historische Illustrationen hinausgehen.

Ortstermin Nürnberg, BRD, 4. Dezember 1989

Mein erster Ortstermin findet in Nürnberg am 4. Dezember 1989 statt und hier begegne ich der Nürnberger Weihnacht. Nächtlich still und schwach beleuchtet ist Nürnberg in der Weihnachtszeit und der Blick fällt auf den Nürnberger Christkindles-

Abb. 1: Recto „Nürnberger Weihnacht“, Stoja-Verlag Paul Janke 1989

markt auf dem Hauptplatz vor der Marienkirche. Über den Marktständen hängt der winterliche, nächtlich schwarze Himmel. Er lässt die goldglänzenden Verzierungen des ‚Schönen Brunnens' und der Marienkirche noch stärker leuchten. Nur einige kalt beleuchtete Bürofenster links stören die weihnachtliche Idylle auf dem Weihnachtsmarkt. Doch er ist geisterhaft leer; nur schemenhaft begegnen mir einige Personen, die an den Ständen vorüberlaufen oder sich in den Schatten verstecken. Die Atmosphäre kommt nicht von der Lebendigkeit des Marktes, sondern vom Ort selbst und von der Strahlkraft der Frauenkirche und des gotischen Brunnenturms. Nur ein paar hundert Meter weiter an der Pegnitz liegt das Heilig-Geist-Spital. Auf dem Dach des Krankenhauses liegt eine dünne Schneeschicht, und obwohl das Gebäude von außen beleuchtet wird, strahlt von innen warmes Licht heraus. Die Pegnitz fließt pechschwarz unter dem Spital hindurch. Eingeschneit stehen auch die Kaiserstallungen am Fuße der großen Festung. Vor der gewaltigen Burgmauer stehen ein paar kahle Bäume, mit etwas Schnee auf den dünnen Zweigen. Das Dach der dahinter liegenden Kaiserstallungen passt sich nahtlos in die Winterlandschaft ein, nur die rahmenden Türme lassen das massive Bauwerk erkennen. In absoluter Ruhe und Beschaulichkeit liegt auch das Dürerhaus im Nürnberger Stadtzentrum. An diesem Abend ist niemand auf der Straße oder draußen unterwegs. Es ist die stille Vorweihnachtszeit, in der der Schnee den Lärm der Stadt dämpft und die Menschen lieber in den geheizten Wohnzimmern sitzen.

Trete ich aus den Szenen der Ansichtskarte heraus, liegt über den Bildern der Schriftzug „Nürnberger Weihnacht". Die dargestellten Orte erzeugen ein ikonisches Bild Nürnbergs in der (Vor-)Weihnachtszeit. Dieses Bild ist allerdings atmosphärisch nicht vom rege besuchten Christkindlesmarkt geprägt, vom Glühweintrinken oder vom Schlendern durch die Einkaufsstraßen, sondern von der Beschaulichkeit und Ruhe der Stadt. In der Vorweihnachtszeit spricht Nürnberg für sich, durch die Architektur, die Wahrzeichen und Traditionen. Die menschenleeren Orte lassen mich als Betrachter in die Szenen eintauchen und durch die Stadt spazieren. Die Bilder sind nachkoloriert oder aufgehellt, um eine vorweihnachtliche Stimmung zu erzeugen. Der Rauschgoldengel in der unteren Mitte der Karte hingegen wirkt gespenstisch, halb im Schatten, halb im Licht. Die Dunkelheit und die Nachtmotive erzeugen aber kein schauerliches Bild der Stadt. Die Stille und das Dunkle zeugen vom Rückzug in die beheizten Innenräume der Häuser. Dadurch wirkt die Stadt an den dargestellten Orten aufgeräumt und herausgeputzt und anstelle eines Nachtlebens tritt der Zeit angemessene Stille. In diese Stille hinein schreibt die Autorin Agnes auf der Karte:

> „Ich falle von einer Euphorie in die andere. Euer Land, die Vorweihnachtsstimmung, die freundlichen u. hilfsbereiten Menschen u. unsere Ereignisse. Da muss man schnell wieder nach Haus u. beim Säubern helfen."

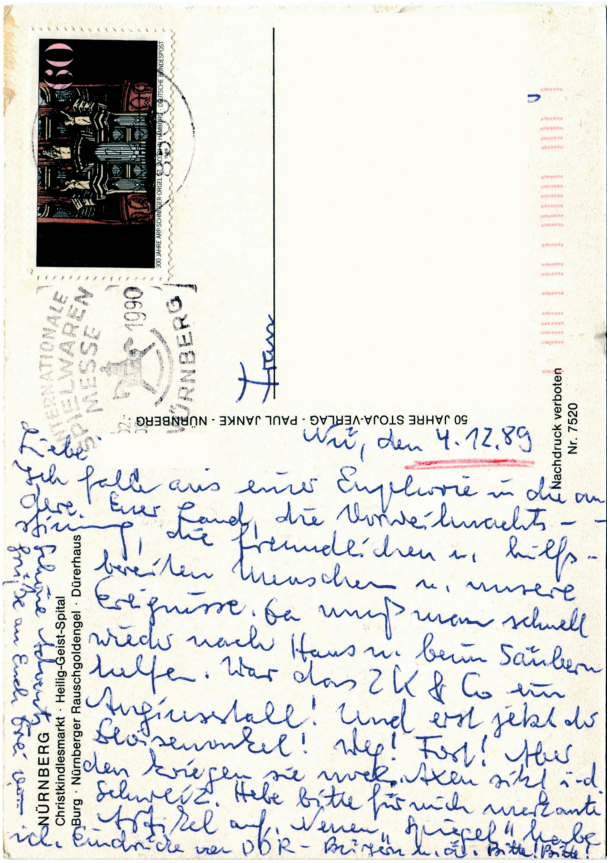


Abb. 2: Verso „Nürnberger Weihnacht", Stoja-Verlag Paul Janke 1989

Die vorherige Beschaulichkeit wird durchbrochen: Agnes drängt es zurück in die DDR, um den „Augiusstall" [sic] des Zentralkomitees auszumisten. Die Schreibende kommt aus Leipzig, wo erst zwei Wochen zuvor auf den dortigen Montagsdemos die deutsche Wiedervereinigung von den Protestierenden gefordert wurde.[6] Am 28. November 1989 stellte wiederum Helmut Kohl der Öffentlichkeit sein „Zehn-Punkte-Programm zur Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas" vor und gibt damit der kommenden Wiedervereinigung eine politische Programmatik (Lenz 2014). Gegen die Stille des Ansichtskartenmotivs stellt sich nun die Unruhe auf der Rückseite und das Wissen um die politischen Veränderungen, die sich von Westen und Osten anbahnen. Was erst bedächtig und euphorisch klingt, wird im Nachgang aktio-

6 „Deutschland – einig Vaterland" und „Wir sind ein Volk" waren erstmals Parolen der Montagsdemonstration am 20. November 1989 (Bundeszentrale für politische Bildung 2019).

nistisch, wenn Agnes schreibt: „Und jetzt erst der Devisenonkel! Weg! Fort! Aber den kriegen sie noch."

An dieser Stelle entsteht eine Spannung in der Zeitlichkeit auf dieser Postkarte. Während die Ansicht einer winterlichen Zeitkapsel gleicht, fordert Agnes in ihrer Mitteilung nachdrücklich politische Veränderung und Konsequenzen für die Verantwortlichen in der DDR. Die Vorweihnachtszeit gibt auf der Postkarte einen sozialen Rhythmus (Lefebvre 2004: 18) vor, worin sich das kalendarisch Wiederkehrende fasst, welches auf der Karte durch die „Weihnacht" markiert wird. In diesem Rhythmus liegt die Qualität der Zeitlosigkeit von Postkarten, die als Motiv und Geste wiederholbar werden. Gleichzeitig gibt diese Sozialzeit ein bestimmtes Handeln und eine bestimmte Atmosphäre vor. Weihnachten und die Vorweihnachtszeit werden im globalen Norden weithin als Zeit der Ruhe und Besinnung gefasst, mit der die Nachricht von Agnes, die den zeitpunktspezifischen Umbruch der Wende beschreibt, jäh bricht. In diesem Auseinanderklaffen zwischen zyklischer, saisonaler Zeit und historischem Umbruch zeigt sich der Unterschied zwischen Kalenderzeit und Geschichtlichkeit, die auch Bruno Latour beschreibt: „Die Kalenderzeit situiert die Ereignisse im Hinblick auf eine geordnete Serie von Daten, die Geschichtlichkeit jedoch situiert dieselben Ereignisse im Hinblick auf ihre Intensität" (2017: 91).

Beim Anlegen der Kalenderzeit an die Nachricht von Agnes reiht sich ihre Karte in eine Kette von Ereignissen ein. Geprägt von den Forderungen nach einem vereinigten Deutschland auf den Montagsdemonstrationen in Leipzig und mit dem Wissen um Kohls Programmatik zur Eingliederung der DDR in die BRD spricht sie über ihr Erlebnis der Nürnberger Vorweihnachtszeit und den starken Drang, zuhause politisch Ordnung zu schaffen. Daran anknüpfend antizipiert sowohl das Motiv als auch Agnes' Nachricht die bevorstehenden Feiertage und den Jahreswechsel. Des Weiteren werden am 7. Dezember 1989, wenige Tage nach Agnes' Postkarte, beim ‚Runden Tisch' in Ost-Berlin die ersten freien Volkskammerwahlen beschlossen sowie die Abschaffung des Amts für Nationale Sicherheit (vormals Ministerium für Staatssicherheit) gefordert. In der Intensität von Agnes' Beschreibung über die Nürnberger Bevölkerung und deren Hilfsbereitschaft zeigt sich allerdings die von Latour beschriebene Geschichtlichkeit des Moments. Der Umbruch und vordergründig das Erleben des Umbruchs wird erst in der starken Gegensätzlichkeit der Ansichtskarte deutlich. Hier steht die beschauliche Vorweihnachtszeit dem „Augiusstall" des SED-Regimes gegenüber und macht deutlich, wie sehr die Erfahrung vor Ort (in Nürnberg) die Interpretation des politischen Umbruchs erst möglich macht. An diesem Ortstermin zeigt sich, wie sehr sich Ort und Zeitlichkeit in das Medium der Postkarte einschreiben, indem Erfahrungen und Erwartungen mit den Erlebnissen vor Ort neu interpretiert werden.

Ortstermin Heilbad Heiligenstadt, DDR, 31. August 1990

Mein zweiter Ortstermin führt mich nach Heilbad Heiligenstadt im Eichsfeld am 31. August 1990. Das Hotel Traube liegt pittoresk und verschlafen an einer Straßenecke und prahlt mit seinem Fachwerktürmchen, kleinen Erkern und den akkurat geschnittenen Büschen entlang der Mauern. Ebenso zeigt sich die Marienkirche: Erhaben ragt der Altarraum aus dem Stadtbild, die beiden Türme neben dem Portal vollenden den Blick auf das Bauwerk. In der Karl-Marx-Straße herrscht Leben und Geschäftigkeit. Die Sonnenschirme und Markisen der Läden sind aufgespannt, um den Kund*innen den nötigen Schatten unter dem wolkenlosen Himmel zu bieten. Geschäftig tragen Frauen ihre Einkaufskörbe über die Straße, im Café wird geplaudert und sich getroffen und Kinder spielen auf der autofreien Straße. Im Hintergrund sticht ein knallroter Trabant die Querstraße entlang. Der Turm der St. Martinskirche zentriert und lenkt den Blick nach oben. Die kleine Gasse hoch zur Kirche ist gerahmt von Fachwerkhäusern. Drei Jugendliche überqueren die Straße, anscheinend in Gedanken oder im Gespräch versunken. Sie sind aber eher eine „Randnotiz", denn der Fokus liegt deutlich auf den drei Häusern im Hintergrund. Die bilden eine Farbpalette von karminrot bis hellocker-gelb. Die Anordnung der Häuser wirkt wie ein Zeitstrahl. Im Hintergrund die St. Martinskirche, die von Mitte des 13. Jahrhunderts bis Ende des 15. Jahrhunderts erbaut wurde, die daran anschließenden beiden Fachwerkhäuser und das anliegende bürgerliche Wohnhaus. Die Zeit scheint hier von links nach rechts vergangen zu sein. Die St. Martinskirche bildet dabei das älteste und das karminrote Bürger*innenhaus das jüngste Gebäude entlang der Straße.

Heilbad Heiligenstadt zeigt sich so mit Stadtwappen und Ortsnamen auf dieser Ansichtskarte, die Mitte der 1980er-Jahre vom Auslese-Bild-Verlag herausgegeben wurde. In den Ansichten stehen die Architektur und die zentralen Bauwerke des Ortes im Mittelpunkt und die Rückseite der Karte gibt Aufschluss über die dargestellten Blickrichtungen und Gebäude. Darüber wird die Geschichte der Stadt erzählt, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht. Es ist jedoch keine Geschichtserzählung ohne Fragezeichen, denn die Historizität und der angedeutete Zeitstrahl in den Bildern erschließt sich nicht ohne die nötigen historischen Hintergründe. Dennoch bieten die Aufnahmen metatextliche oder -bildliche Elemente an, die eine Lesart der Ansichtskarte moderieren: Kirchen als Wahrzeichen, ein ‚Hotel Traube' mit eindrücklicher Fachwerkarchitektur, Einkaufsstraßen und Magistralen, in denen geschäftiges Alltagsleben stattfindet. Hier wird eine Alltäglichkeit der Stadt abgebildet, die sich zwischen einer longue durée und zeitgenössischen Routinen abspielt. Die Ansicht spannt einen zeitlichen Bogen von der Entstehung des Ortes bis zur Gegenwart. Der rote Trabant sticht als Symbol der Modernität heraus, und das dahinter hängende schwarz-rot-goldene Banner mit dem Staatswappen der DDR verortet die Ansichtskarte politisch.

Abb. 3: Recto „Heilbad Heiligenstadt“, Auslese-Bild-Verlag Bad Salzungen 1990

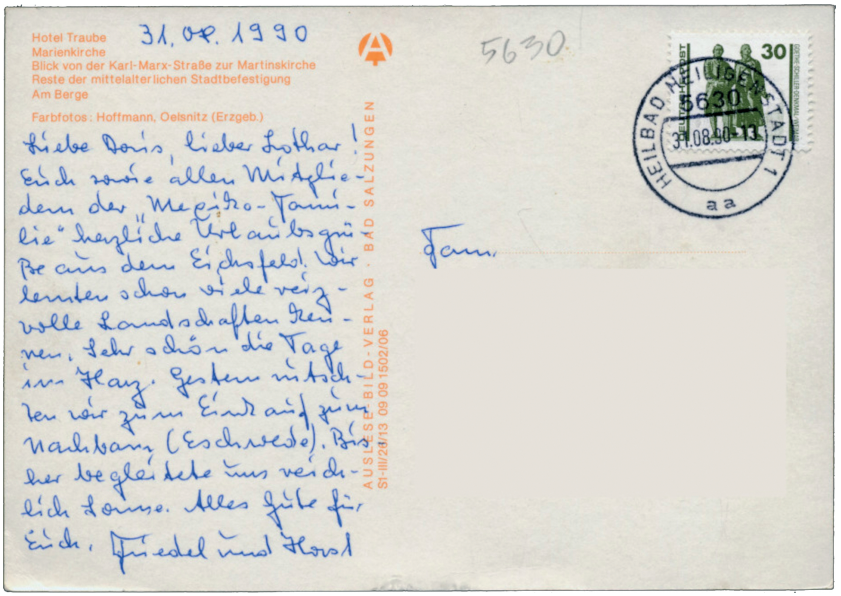


Abb. 4: Verso „Heilbad Heiligenstadt“, Auslese-Bild-Verlag Bad Salzungen 1990

Die beiden Besucher*innen Friedel und Horst erzählen von ihrem Aufenthalt in Heilbad Heiligenstadt:

> „Liebe Doris, lieber Lothar! Euch [...] herzliche Urlaubsgrüße aus dem Eichsfeld. Wir lernten schon viele reizvolle Landschaften kennen. Sehr schön die Tage im Harz. Gestern rutschten wir zum Einkauf zum Nachbar (Eschwede [sic!]). Bisher begleitet uns reichlich Sonne. Alles Gute für Euch. Friedel und Horst."

Anders als Agnes in Nürnberg berichten Friedel und Horst in ihrer Ansichtskarte nicht vom Umbruch oder von ihren Erwartungen an die politische Zukunft. Vielmehr folgt der Text den gängigen Konventionen des Postkartenschreibens: Er enthält einen Gruß vom besuchten Ort, einen kurzen Bericht über das, was sie erlebt haben, und einen Hinweis auf das Wetter (Östmann 2004: 433). Dennoch ist die Wende ein Thema in der Ansichtskartennachricht: Friedel und Horst unternahmen einen Ausflug über die Grenze in die BRD nach Eschwege und waren dort zum Einkauf. Selbst wenn es nur als Beiläufigkeit auf der Karte erscheint, so hatte der Einkaufsrutsch „zum Nachbarn" doch einen Mitteilungswert für die Freund*innen. Dass dabei die BRD als „Nachbar" gilt, distanziert die Schreibenden noch von einer bevorstehenden Wiedervereinigung und rückt stattdessen die für den Reiseverkehr offenen Grenzen in den Vordergrund der Erzählung. An dem Tag hingegen, an dem Friedel und Horst von ihrem Besuch in Westdeutschland berichteten, unterzeichneten der ehemalige Innenminister der BRD Wolfgang Schäuble und DDR-Generalsekretär Günther Krause den rund 1000-seitigen Einigungsvertrag im Ost-Berliner Kronprinzenpalais. Damit wurde die deutsch-deutsche Wiedervereinigung und der Beitritt der DDR-Bezirke zum Staatsgebiet der BRD zum 3. Oktober 1990 vertraglich beschlossen.

Während der Zustellung der Ansichtskarte wurde die BRD für Friedel, Horst, Lothar und Doris vom Nachbarn zum Heimatland erklärt. In dieser Gleichzeitigkeit findet sich die Überlappung von Alltagszeit, Lebenszeit und Weltzeit, wie sie Hartmut Rosa (2005: 30–32) beschreibt. Die Alltagszeit bildet demnach das unmittelbar Erlebte und die damit verbundenen repetitiven Praktiken. Während Rosa hier vor allem wiederkehrende Routinen anführt, lässt sich die Alltagszeit in diesem Beispiel auch auf die Aktivitäten im Urlaub von Friedel und Horst anlegen. Ihre Erfahrungen des Grenzübertritts nach Eschwege sind in ihrem Zusammenhang planbare Zeitstrukturen, die die Aktivitäten im Urlaub festsetzen – sie strukturieren also den Urlaubsalltag. Gleichzeitig tritt mit dem Grenzübertritt eine neue Perspektivierung des Reisens ein, die bisher unzugängliche, von der Mauer getrennte Räume öffnet und sich wiederum in neuen Lebenspraktiken und -erwartungen abbildet. Der Einkaufsrutsch über die Grenze wird zum Möglichkeitsraum, der nun auch die Lebenszeit, also die Perspektiven, Erwartungen und Wünsche von DDR-Bürger*innen betrifft. Begleitet werden diese Veränderungen von den politischen Umbrüchen, die fernab der Grenze im Eichsfeld in Berlin beschlossen wurden. Die nach Rosa weltzeitlichen politischen

Ereignisse sind nur bedingt beeinflusst von individuellen alltagszeitlichen Strukturen, strahlen aber sowohl auf Routinen und wiederkehrende Praktiken als auch auf Lebensperspektiven aus. Die Nachricht von Friedel und Horst hebt daher analytisch betrachtet dieses Ineinanderfallen der drei Zeitebenen hervor.

In Anbetracht der Wende und der bevorstehenden Deutschen Einheit wird auch die Motivseite der Karte zeitlich neu verortet. Mitte der 1980er-Jahre gedruckt und verbreitet, rekurriert das Motiv nicht auf den bevorstehenden Wechsel des politischen Systems in der DDR. Vielmehr zeigt sie noch die gültigen Herrschaftssymbole und einen Alltag im sozialistischen Deutschland. Mit der Zeit verändern sich also die dargestellten Orte und die Postkarte zeigt einen konservatorischen Blick auf den Ort. Ähnlich dem historischen Foto wirkt die Ansichtskarte impulsgebend für Erzählungen über eben jene Umbrüche und Veränderungen im Ortsbild. Weniger für Besucher*innen und mehr für die Ansässigen wird die Ansichtskarte damit auch zur Erinnerungsstütze oder Zeugnis lokaler Veränderungen: „Postcards became an aid to those familiarly acquainted with the city in charting the shifting cityscape and visualizing the city's unfolding history" (Stieber 2010: 32). Aus dieser erinnerungspolitischen Perspektive wirkt die Ansichtskarte als Medium zeitlos, denn sie kann immer wieder als Referenzbild für den Wandel herangezogen werden. Aktualität erfährt die Postkarte mit der Beschriftung und der eigentlichen Benutzung als Kommunikationsmedium. Damit überbrückt sie zeitliche Zusammenhänge und wird als Motiv in eine von Umbrüchen geprägte Gegenwart transportiert. In einer nostalgischen Lesart wäre dies wiederum eine ideologisierte Darstellungsform, wie Susan Stewart (1993: 23) sie beschreibt, die nicht Realität ist. Stattdessen steht zwischen Motiv und Nachricht eine Spannung, die sowohl ideologisiert und zeitlich vorausgehend (Motiv) als auch veralltäglicht und gegenwärtig (Nachricht) ist. Die Ansichtskarte von Friedel und Horst hängt im zeitlichen Limbus zwischen einem historisierten ‚Davor' und einem umbruchhaften ‚Jetzt'. In ebendieser Spannung und wenn beide Seiten in ihren jeweiligen zeitlichen und räumlichen Nexus zusammenwirken, zeigt sich, dass den Schreibenden mit der Erfahrung der Grenzöffnung neue Räume offenstehen, die das Motiv der Ansichtskarte noch nicht antizipieren konnte.

Ortstermin Checkpoint Charlie, Berlin, BRD, 1995

Zwei Schweizer Tourist*innen besuchen Berlin und den Checkpoint Charlie. Noch wenige Jahre zuvor war hier ein Grenzübergang mit allen baulichen Maßnahmen, die notwendig waren, um den Grenzverkehr zu regeln. Blickt man von Westberliner Seite Richtung Osten, sieht man zunächst das Grenzhäuschen aus Wellblech. Hier regeln die westdeutschen Grenzbeamten den Ein- und Ausreiseverkehr in die BRD. Auf Höhe der zur Friedrichstraße quer verlaufenden Zimmerstraße befindet sich der eigentliche Grenzübergang zwischen BRD und DDR. Ein- und Ausfahrtsschilder geben die Fahrtrichtungen vor und sortieren die Reisenden nach zivilen, militärischen

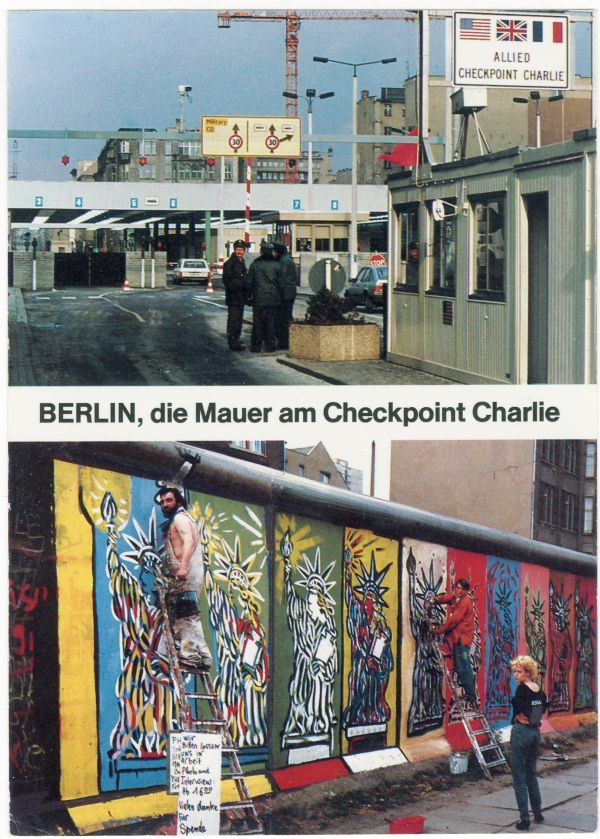


Abb. 5: Recto „BERLIN, die Mauer am Checkpoint Charlie“, Kunst und Bild 1995

oder diplomatischen Akteur*innen. Ampeln geben den Weg frei, Schlagbäume blockieren gegebenenfalls die Zufahrt und Kameras behalten den Grenzverkehr im Blick. An der Grenze spielen menschliche und technologisierte Akteur*innen zusammen. Eine Gruppe Grenzpolizisten ist ins Gespräch vertieft, während zwei Autos Westberlin Richtung Osten verlassen. Die Szenerie erinnert an das Warten an einem Nicht-Ort, denn die Grenze ist eine beinahe unbelebte Zone, die für die Grenzbeamt*innen zwar Arbeitsort, aber für die Überschreitenden nur ein momentaner Transitpunkt ist. Ein Beamter blickt in Richtung des Fotografen, während die beiden anderen nicht erkennbar in ihren schwarzen Uniformen zur Grenze schauen. Das gespannte politische Verhältnis zwischen DDR und BRD tritt fast völlig in den Hintergrund.

Nur wenige hundert Meter davon entfernt zeigt sich ein anderes Bild der deutschen Teilung. In der Zimmerstraße arbeiten die französischen Künstler Thierry Noir und Christophe Bouchet an ihrem Mauerkunstwerk „100 Years State of Liberty“. Gemeinsam bemalten die Künstler am 4. Juli 1986 die Mauerelemente der Zimmer-

straße mit 42 Freiheitsstatuen als Hommage an den 100. Jahrestag der Errichtung des New Yorker Vorbilds. Beide Künstler erreichen nur mit Leitern die obere Kante der Mauer. Eine Szene, die sich an der Berliner Mauer nur auf westlicher Seite zutragen konnte. Unterhalb von Christophe Bouchet lehnt ein Schild an der Leiter mit der Aufschrift „Wir bitten lassen uns in Arbeit / Photo und Interview ab 16:00/ Vielen danke für Spende". Noch mit Arbeit beschäftigt oder für das Foto posierend blicken beide Künstler in die Kamera. Rechts beobachtet eine dritte Person das Geschehen. Sie wirkt wie eine Koordinatorin des Projekts, blickt etwas stoisch in Richtung der Kamera, aber nicht dem Beobachter in die Linse.

Christophe Bouchet und Thierry Noir gelten als Vorreiter der großflächigen Mauerkunst, und obwohl sie nicht die ersten Künstler waren, die die Vorderlandmauer gestalteten, gehören sie bis heute aufgrund ihrer großangelegten und humoristischen Projekte zu den bekanntesten Künstler*innen entlang der Berliner Mauer (Magazin Festival of Lights 2019; Noir 2001). Doch nur wenige Monate später, am 23. Oktober 1986, transformierte der Künstler Keith Haring die von Bouchet und Noir geschaffenen Freiheitsstatuen und übermalte sie mit seinem Mauerkunstwerk. Wie schon bei Bouchet und Noir waren auch bei Harings Kunstaktion Beobachter*innen anwesend, die den Prozess dokumentierten. Auch Keith Harings Arbeit am Kunstwerk schaffte es auf Postkarten. Thierry Noirs und Christophe Bouchets Mauerkunst an anderen Stellen, wie etwa der East Side Gallery, sind bis heute beliebte Postkartenmotive.

1995 liegt die Wende nun schon einige Zeit zurück und die Grenzposten in Berlin sind aufgelassen. Der Checkpoint Charlie aber wird zum Tourismusspektakel: Hier sichern als US-amerikanische und sowjetische Grenzsoldaten verkleidete Schauspieler*innen den nicht mehr existierenden Grenzübergang, lassen sich für die Tourist*innen ablichten und händigen Ein- und Ausreisedokumente aus, die ihre Gültigkeit verloren haben. Alles an dieser Inszenierung erinnert an Schaulust und die Faszination, die von der Berliner Mauer ausging. Der Checkpoint Charlie ist wohl der bekannteste Grenzübergang zwischen Ost- und Westdeutschland, und bis heute finden hier noch Grenzkontrollen als rein inszenierte Akte für den Tourismus statt.

Die Tourist*innen schreiben aus einiger zeitlichen Distanz, dass in Berlin „vieles noch an die Zeit ‚davor'" erinnert. Die Stadt in diesem Umbruch zu sehen, sei „beeindruckend, manchmal auch beängstigend und beklemmend." Aus dieser Ambivalenz ziehen die beiden ihr Schlussplädoyer, dass Berlin doch eine Reise wert ist, und sie genießen ihre „Berlinertage" trotz der widersprüchlichen Erfahrungen. In ihren Beschreibungen tritt die Zeit am deutlichsten in den Vordergrund, indem sie direkt benannt wird. 1995 in Berlin zu sein erinnert an die Zeit vor der Wende. Von dieser Zeitreise zeugen noch andere Einschreibungen auf der Ansichtskarte. Obwohl der Poststempel nur das Jahr 1995 erkennen lässt, findet sich direkt daneben ein Einreisestempel für die DDR, der auf den 9. November 1989 datiert ist. Eigentlich bei der DDR-Grenzabfertigung in den Reisepass gestempelt, findet sich der Einrei-

Abb. 6: Verso „BERLIN, die Mauer am Checkpoint Charlie", Kunst und Bild 1995

sestempel des Grenzübergangs Friedrichstraße / Zimmerstraße (Grenzübergang beim Checkpoint Charlie) hier auf einer Ansichtskarte. Am Checkpoint Charlie inszenierten Schauspieler*innen den ehemaligen Grenzverkehr und verteilten Einreisestempel für die DDR an Tourist*innen. Dieser zweckentfremdete Stempel und das Postkartenmotiv aus der Vorwendezeit verstärkt die Lesart der Postkarte als Erfahrung, die an die Zeit vor dem Mauerfall erinnern lässt. Die Inszenierung des Grenzschutzes am Checkpoint Charlie und tourismuswirksame Verwendung von DDR-Requisiten führt den Alltag an der Berliner Mauer als Reenactment vor. Denn wenn die Schreibenden darüber berichten, dass vieles in Berlin noch an die Zeit vor dem Mauerfall erinnert, dann, weil in der ‚Illusion Checkpoint Charlie' der Mauerfall noch nicht stattgefunden hat. In diesem Reenactment verschränken sich Vergangenheit und Gegenwart (Oberkrome / Straub 2019: 10). Die Illusion der Grenze wird durch die Materialität der Stempel aufrechterhalten, die eine zeitliche Referenz auf die Grenzöffnung darstellen. Verstärkt wird ein solches Wiedererleben durch die Wahl der Ansichtskarte

selbst. Mit dem Rückblick auf die Mitte der 1980er-Jahre wird eine ambivalente Vergangenheit hervorgerufen, die zwischen staatlich-institutioneller Kontrolle und künstlerisch-aktivistischer Freiheit hin und her pendelt.

Damit bewegen sich die Tourist*innen nicht mehr im Berlin der Nachwendezeit, sondern werden durch die Inszenierung in der Zeit zurückversetzt. Diese Zeitreise kann nur als „beängstigend und beklemmend" wahrgenommen werden, da sie als solche vorgetragen wird. Die Grenze als Sortiermaschine verweigert im touristischen Reenactment einzelnen Personen zwar nicht den ‚Übertritt', sie dient aber als erlebbare historische Realität und wird als Praxis musealisiert. Hierin zeigt sich der zeitlich paradoxe Umgang mit Geschichte, den Bruno Latour beschreibt:

> „Sie [die Modernen, Anm. F.G.] wollen alles behalten, alles datieren, denn sie glauben, endgültig mit der Vergangenheit gebrochen zu haben. Je mehr Revolutionen sie akkumulieren, desto mehr stecken sie ins Museum. Die manische Zerstörung wird mit einer dazu symmetrischen, genauso manischen Konservierung bezahlt."
> (Latour 2017: 92)

In diesem Verständnis des Checkpoint Charlie als Raum des historischen Reenactments wird deutlich, wie Ansichten auf Postkarten nachträglich ideologisiert und nostalgisiert werden. Denn erst durch die Wende als Umbruch wurde der Möglichkeitsraum eröffnet, Grenzpraktiken und Mauerkunst touristisch zu vermarkten und aus der ehemals deutschen Teilung ein Spektakel zu inszenieren.

Schlussbemerkung zur spezifischen Zeitlichkeit von Ansichtskarten

Heute wird die Ansichtskarte häufig als Vergegenständlichung von Langsamkeit und Entschleunigung herangezogen – insbesondere in Abgrenzung zu neuen digitalen Kommunikationsformen (Bräunlein 2007: 11). Dazu zählen vor allem Praktiken des Schreibens von Ansichtskarten aus dem Urlaub und der damit verbundene (zeitliche) Aufwand: Wo kann ich Ansichtskarten kaufen? Woher bekomme ich die Briefmarken und welchen Wert müssen sie haben, damit meine Karte auch zugestellt wird? Was soll ich schreiben und wie viele Karten muss ich schreiben? Das Schreiben der Nachrichten selbst braucht Zeit und anschließend muss ein Briefkasten ausfindig gemacht werden. Dieser papierförmigen Kommunikation schreibt der Sozialanthropologe Thomas Hylland Eriksen (2001: 58–59) daher eine systemimmanente Trägheit zu, die zusätzlich noch von der Unstetigkeit des Postsystems verstärkt wird. Die genannten Fragen und der Aufwand werden noch sichtbarer im Postkartenverkehr der Wendezeit, wenn keine tagesaktuellen Motive vorliegen oder die angebotenen Motive die aktuelle Situation nicht abbilden können, weil sie zeitlich verschoben sind. Gleichzeitig war die Postkarte in der DDR ein wichtiges Kommunikationsmittel im Alltag, da Telefonanschlüsse noch selten und Ansichtskarten günstig waren. Darüber hinaus wurde die Post mehrmals pro Tag zugestellt, weshalb die Karten teils noch am selben Tag die Adressat*innen erreichen konnten (Didczuneit et al. 2019: 36).

Die Spezifik der Zeitlichkeiten von Ansichtskarten liegt (im Gegensatz zum Brief) in der Doppelseitigkeit der transportierten Nachricht. Mit der Bildseite wird eine weitere Zeit- und Deutungsebene eingeführt, die den Inhalt und die Lesart der Nachrichten bestimmt. Zwischen der Entstehung des Bildes und der verkaufsfertigen Ansichtskarte verging bereits Zeit, und darauf abgebildete Alltagsszenen liegen in der Vergangenheit. Überzeugender wird diese Metapher vom „Fenster zur Vergangenheit" (Lueder 2022), wenn Ansichtskarten herangezogen werden, um historische Alltage zu illustrieren. Sie haben dann die Funktion, eine Stadt wie Paris anhand ihrer Sehenswürdigkeiten erst zu definieren und bestimmte Wahrzeichen zu solchen zu machen, wie Naomi Schor (1992) zeigt. Wenn dies einerseits für die Ansichtskartensammlerin eine „mnemonische Sterilität" oder Zeitlosigkeit (Schor 1992: 199) hervorruft, so erwächst andererseits die Bedeutung der Sammlung erst aus ihrer Vergangenheit heraus (Stewart 1993: 151). Zudem provozieren historische Bildpostkarten in Sepiatönen heute eine Art von Nostalgie und historischer Wahrheit (Meikle 2015: 20). Doch nicht nur als Sammelobjekt oder Korrespondenzform ist die Postkarte ein fruchtbares Forschungsfeld, sie ist auch ein evokatives Medium, das Atmosphäre vermittelt und die Betrachter*in und Leser*in an den Ort und in die Zeit des Schreibens führt.

Die oben beschriebenen Ortstermine geben Einblicke in die Verwobenheit von Postkartenkorrespondenz, Umbruchsalltag und Zeitwahrnehmung. In der deutschen Wiedervereinigung verknappt sich die Gegenwart auf einen Punkt, an dem Erfahrungen und Erwartungen nur in aller Kürze verhandelt werden können. Ansichtskarten visualisieren und beschreiben diese zeitliche Verknappung durch ihre Doppelrolle. Ihre Abbildungen und Ansichten zeigen ein historisches Davor und bilden unter anderem die unmittelbare Erfahrungswelt der Schreibenden ab. Die Ansichten sprechen ein ‚So-war-es-vor-der-Wende' und bedürfen einer historischen Einbeziehung in die Kulturanalyse der Postkarte. Die geschriebenen Nachrichten hingegen beschreiben den lebensweltlichen Alltag der Schreibenden und lassen die Adressat*innen und Leser*innen an der Erfahrung teilhaben.

Über die anfangs vorgestellte Konzeption von Zeit und Zeitlichkeit ließen sich die Ansichtskarten aus den Sammlungen wie mit einem Schlüssel aufschließen. Die Verknotung von historischen Ereignissen mit Zeitwahrnehmungen der Schreibenden bot eine aufschlussreiche Lesart von Ansichtskarten. Zudem bleiben nicht nur die Motive Fenster zur Vergangenheit, sondern bilden in ihrer Verbindung mit den Nachrichten die deutsche Wiedervereinigung als vielschichtiges Ereignis ab. In Bezug auf die Fragestellung, inwiefern sich die Wende als zeitspezifisches Ereignis in Ansichtskarten einschreibt, zeigt sich nun, dass Ansichtskarten aus der Wendezeit als Kommunikationsformen in einem Spannungsverhältnis zwischen alltagszeitlichen Routinen und weltzeitlichen Umbrüchen stehen. Das politische „Außen" findet sich in den Motiven und Erzählungen als Aktionismus, Bildregime oder historische Repro-

duktion wieder. Der Austausch über Ansichtskarten findet inmitten des Wendealltags statt und ist damit unweigerlich mit dem Umbruch verknüpft.

Eine immersive Perspektivierung des archivischen Materials, wie sie Lennartsson (2012) vorschlägt, zeigte, dass sich Ansichtskarten als zeitdiagnostische und alltagsgeschichtliche Objekte kontextuell erforschen lassen. Dadurch konnte ich herausarbeiten, dass in Ansichtskarten unterschiedliche Zeitwahrnehmungen des Alltags zusammenfallen. So steht für Agnes die Stille der Weihnachtszeit unmittelbar der lauten Zeit der Montagsdemonstrationen gegenüber, und sie pendelt zwischen Hoffnung und Erschöpfung. Horst und Friedel hingegen erleben die direkten Folgen der Grenzöffnung und erschließen sich neue Möglichkeitsräume, während der Ort der Ansichtskarte noch Spuren des Alten überliefert. Und letztlich erzeugt die Musealisierung der deutschen Teilung für die Gäste aus der Schweiz ein touristisches Spektakel in Berlin, welches die friedliche Revolution als andauernden Prozess inszeniert. Die vorgestellten Ansichtskarten brechen mit einem ethnografischen Jetzt, da sie multitemporale Objekte sind, deren zeitliche Grenzen sich bis in die Gegenwart verschieben. Die Doppelseitigkeit der Karten eröffnet erst die Frage nach Ungleichzeitigkeiten und einer komplexeren Lesart von Ansichtskarten als historisch-archivalische Quellen. Hieraus lässt sich schließen, dass die Lesart der Kartenmotive durchaus kontingent ist, sich mit den darauf verfassten Nachrichten transformiert und damit neue Fragen an die Gleichzeitigkeit von Motiv, persönlicher Erfahrung und gesellschaftlicher Veränderung stellt. So erscheinen die Ansichten gar als Konservierung und Reenactment der zeitlichen Kontexte und dienen als Referenzflächen für die persönlichen Wahrnehmungen des Umbruchs.

Ziel meines Artikels war es auch, die Postkarten kulturanalytisch aus ihrer vermeintlichen Banalität zu heben und sie als forschungsrelevante Objekte zu fassen, wenngleich sie bisher weitestgehend als forscherische Beiläufigkeit oder Randnotiz (Banks/Vokes 2010; Ferguson 2005; Gugganig/Schor 2020: 691) verstanden wurden. In Umbruchszeiten sind Postkarten nicht nur nach ihren Ansichten und Motiven oder nach den privaten Nachrichten zu befragen, sondern können vielversprechend in ihrer Multimodalität und Kontextualität beforscht werden. Selbst wenn die Schreibenden nicht unmittelbar auf die Ansicht der Karten rekurrieren (Rogan 2005: 8), so müssen beide Seiten als analytisch verknüpft betrachtet werden. Gerade in Zeiten des Umbruchs sind Darstellung sowie Berichte und Erfahrungen zentrale Zeugnisse alltäglicher Wahrnehmungen. Die Ansichtskarte einer DDR-Bürgerin mit einem Motiv aus Nürnberg gibt Hinweise auf neu gewonnene Mobilitäten. Und die touristische Präsentation der Mauer als Spektakel am Checkpoint Charlie unterstreicht das Gefühl der Besucher*innen, dass noch vieles an die Zeit vor der Wende erinnert. Selbst wenn die Archive keine Rückschlüsse auf die bewusste Auswahl bestimmter Motive zulassen, kann eine ethnografische und multimodale Lesart der Ansichtskarten aus der Wendezeit Zusammenhänge zwischen Nachricht und Motiv zutage fördern und

beide Seiten des Mediums dialogisch gegenüberstellen. Ansichtskarten kaschieren durch ihre vermeintliche Banalität die soziokulturellen und -politischen Kontexte aus denen heraus sie entstehen, weisen aber auf relationale Aushandlungen zwischen Motivwelten und Wahrnehmungen oder politischen Ereignissen und individuellen Empfindungen hin. Während die Bilder stabil zu sein scheinen und die Umbrüche überdauern können, brechen die verfassten Nachrichten diese Kontinuität des Bildes auf. Als multimodale, evokative Medien sind die Ansichtskarten daher vielversprechendes Analysematerial für die Multitemporalität der Wendezeit, zumal sie der idealisierten Repräsentation im Motiv (Urry 1990: 78) eine individuelle, affektive Erfahrungswelt entgegenstellen. Somit wird die Ansichtskarte zur Trägerin der Gleichzeitigkeit von Stabilität und Umbruch und stellt sie durch Text und Bild in ein Verhältnis zueinander.

Literatur

Abu-Lughod, Lila. 1991. „Writing Against Culture." In *Anthropology in Theory: Issues in Epistemology*, hrsg. von Henrietta Moore und Todd Sanders, 466–479. Oxford: Blackwell.

Allen, Julia M. und Jocelyn H. Cohen. 2023. *Women Making History: The Revolutionary Feminist Postcard Art of Helaine Victoria Press*. Ann Arbor, Michigan: Lever Press. https://doi.org/10.3998/mpub.12737267.

Almasy, Karin, Heinrich Pfandl und Eva Tropper, Hrsg. 2020. *Bildspuren – Sprachspuren: Postkarten als Quellen zur Mehrsprachigkeit in der späten Habsburger Monarchie* (Histoire, 165). Bielefeld: transcript Verlag. https://doi.org/10.1515/9783839449981.

Banks, Marcus und Richard Vokes. 2010. „Introduction: Anthropology, Photography and the Archive." *History and Anthropology* 21 (4): 337–349. https://doi.org/10.1080/02757206.2010.522375.

Bräunlein, Jürgen. 2007. „‚Der Schwarzwald geht wie warme Semmeln': Ein Besuch beim Ansichtskartenhersteller." *DAS ARCHIV: Magazin für Post- und Telekommunikationsgeschichte* 4: 6–11.

Bundeszentrale für politische Bildung. 2019. „1989: Die erste Montagsdemonstration", 29. August 2019. Zugriff 22. 11. 2024. https://www.bpb.de/kurz-knapp/hintergrund-aktuell/295940/vor-30-jahren-die-erste-montagsdemonstration/.

Cifor, Marika. 2017. „Stains and Remains: Liveliness, Materiality, and the Archival Lives of Queer Bodies." *Australian Feminist Studies* 32 (91–92): 5–21. https://doi.org/10.1080/08164649.2017.1357014.

Cure, Monica. 2018. *Picturing the Postcard: A New Media Crisis at the Turn of the Century*. Minneapolis: University of Minnesota Press. https://doi.org/10.5749/j.ctv80c9gb.

Didczuneit, Veit, Thomas Jabs und Dijon Menchén. 2019. „Kultur, Politik und Grüße aus der Fremde: Eine Ansichtskarten-Potpurri aus der Sammlung der MSPT." *DAS ARCHIV: Magazin für Post- und Telekommunikationsgeschichte* 2: 29–37.

Diekmannshenke, Hajo. 2023. „Text-Bild-Botschaften: Ansichtskarten und ihre elektronischen Verwandten." In *Ansichten zur Ansichtskarte: Textlinguistik, Korpuspragmatik und*

Kulturanalyse, hrsg. von Heiko Hausendorf, Joachim Scharloth, Kyoko Sugisaki und Noah Bubenhofer, 75–94. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.1515/9783839466346-005.

Eriksen, Thomas Hylland. 2001. *Tyranny of the Moment: Fast and Slow Time in the Information Age*. London: Pluto Press.

Fenske, Michaela. 2006. „Mikro, Makro, Agency: Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis." *Zeitschrift für Volkskunde* 102: 151–177.

Ferguson, Sandra. 2005. „‚A Murmur of Small Voices': On the Picture Postcard in Academic Research." *Archivaria* 60: 167–84.

Foroutan, Naika, Mara Simon und Sabrina Zajak. 2023. „Wer ist hier eigentlich ostdeutsch, und wenn ja, wie viele? Zur Konstruktion, Wirkungsmacht und Implikation von Ostidentitäten." *DeZIM Research Notes* 15. Berlin: Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM).

Gangadharan, Seeta Peña. 2009. „Mail Art: Networking Without Technology." *New Media & Society* 11 (1–2): 279–298. https://doi.org/10.1177/1461444808099581.

Gugganig, Mascha und Sophie Schor. 2018. „Special Section on Multimodal Postcards." *American Anthropologist*. Zugriff 22. 11. 2024. https://www.americananthropologist.org/online-content/multimodal-postcards.

Gugganig, Mascha und Sophie Schor. 2020. „Multimodal Ethnography in/of/as Postcards." *American Anthropologist* 122 (3): 691–697. https://doi.org/10.1111/aman.13435.

Hausendorf, Heiko, Joachim Scharloth, Kyoko Sugisaki und Noah Bubenhofer. 2023. „Vorwort." In *Ansichten zur Ansichtskarte: Textlinguistik, Korpuspragmatik und Kulturanalyse*, hrsg. von Heiko Hausendorf, Joachim Scharloth, Kyoko Sugisaki und Noah Bubenhofer, 7–13. Bielefeld: transcript.

Koselleck, Reinhart. 2020. *Vergangene Zukunft: Zur Semantik geschichtlicher Zeiten* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 757). 11. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Latour, Bruno. 2017. *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1861). 6. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Leclerc, Herbert. 1986. „Ansichten über Ansichtskarten." *Archiv für deutsche Postgeschichte* 2: 5–65.

Lefebvre, Henri. 2004. *Rhythmanalysis: Space, Time, and Everyday Life*. London/New York: Continuum.

Lennartsson, Rebecka. 2011. „Notes on ‚Not Being There': Ethnographic Excursions in Eighteenth-Century Stockholm." *Ethnologia Europaea* 41 (1): 105–116. https://doi.org/10.16995/ee.1081.

Lennartsson, Rebecka. 2012. „Archival Ethnography, or: Reflections on a Lost Note." *H-Soz-Kult*, 27. Juni 2012. Zugriff 22. 11. 2024. http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-1813.

Lenz, Kristin. 2014. „Vor 25 Jahren: Kohl stellt Zehn-Punkte-Programm vor." *Deutscher Bundestag*, 21. November 2014. Zugriff 22. 11. 2024. https://www.bundestag.de/webarchiv/textarchiv/2014/kw47_kalenderblatt_kohl-341782.

Lueder, Denise. 2022. „Fenster zur Vergangenheit: Klagenfurter Ansichten." In *#UNGELAUFEN: 501 Ansichtskarten aus der Alpen-Adria-Region*, hrsg. von Sophia Fritzer, Ute Holfelder, Christa Herzog und Barbara Maier, 82–89. Klagenfurt am Wörthersee: Heyn.

Magazin Festival of Lights. 2019. „Berliner Mauer Kunst“, 15. Oktober 2019. Zugriff 22.11.2024. https://magazin-festival-of-lights.de/berliner-mauer-kunst.

Mamiya, Christin J. 1992. „Greetings from Paradise: The Representation of Hawaiian Culture in Postcards.“ *Journal of Communication Inquiry* 16 (2): 86–101. https://doi.org/10.1177/019685999201600207.

Meikle, Jeffrey L. 2015. *Postcard America: Curt Teich and the Imaging of a Nation, 1931–1950*. Austin: University of Texas Press.

Noir, Thierry. 2001. „Wir waren die Ersten, die die Berliner Mauer bemalt haben.“ *Berliner Mauer*, Video-Interview von Ralf Gründer. Zugriff 22.11.2024. https://berliner-mauer.de/kunst/graffiti-malerei-und-performance/thierry-noir/wir-waren-die-ersten-mauermaler.

Oberkrome, Friederike und Verena Straub. 2019. „Performing in Between Times: An Introduction.“ In *Performance zwischen den Zeiten: Reenactments und Preenactments in Kunst und Wissenschaft*, hrsg. von Adam Czirak, Sophie Nikoleit, Friederike Oberkrome, Verena Straub, Robert Walter-Jochum und Michael Wetzels, 9–22. Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.1515/9783839446027-002.

Östman, Jan-Ola. 2004. „The postcard as Media.“ *Text & Talk: Interdisciplinary Journal for the Study of Language, Discourse & Communication Studies* 24 (3): 423–442. https://doi.org/10.1515/text.2004.017.

Pankuch, Anthony und Jessica Wilson. 2019. „‚Feminists Leap Year Vol. 2‘: The Portrayals of Gender in Early 20th Century Postcards.“ *Student Projects from the Archives* 1 (1/2): 1–28.

Picornell, Mercè. 2020. „The Back Side of the Postcard: Subversion of the Island Tourist Gaze in the Contemporary Mallorcan Imaginary.“ *Island Studies Journal* 15 (2): 291–314. https://doi.org/10.24043/isj.109.

Pollen, Annebella. 2009. „Sweet Nothings: Suggestive Brighton Postcard Inscriptions.“ *Photography and Culture* 2 (1): 77–88. https://doi.org/10.2752/175145209X419408.

Postcrossing. o.D. „About Postcrossing.“ Zugriff 22.11.2024. https://www.postcrossing.com/about.

PostSecret. o.D. „Share a Secret.“ Zugriff 22.11.2024. https://postsecret.com/.

Pyne, Lydia. 2021. *Postcards: The Rise and Fall of the World’s First Social Network*. London: Reaktion Books.

Race Card Project. o.D. „About The Race Card Project.“ Zugriff 22.11.2024. https://theracecardproject.com/about-the-race-card-project/.

Röder, Kornelia. 2008. *Topologie und Funktionsweise des Netzwerks der Mail Art: Seine spezifische Bedeutung für Osteuropa von 1960 bis 1989* (Schriftenreihe für Künstlerpublikationen, 5). Köln: Salon.

Rogan, Bjarne. 2005. „An Entangled Object: The Picture Postcard as Souvenir and Collectible, Exchange and Ritual Communication.“ *Cultural Analysis* 4: 1–27.

Rosa, Hartmut. 2005. *Beschleunigung: Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1760). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schor, Naomi. 1992. „‚Cartes Postales‘: Representing Paris 1900.“ *Critical Inquiry* 18 (2): 188–244. https://doi.org/10.1086/448630.

Schrire, Dani. 2023. „Postcards of the Holy Land: Kaleidoscopic Heritage Offered by a Modern Global Object." *International Journal of Heritage Studies* 29 (5): 441–466. https://doi.org/10.1080/13527258.2023.2193903.

Schwabe, Stefanie. 2008. „Mit Konzeptueller Kunst über alle Grenzen hinweg? Das Konzept der Mail Art in der DDR." *Trajectoires* 2: 51–58. https://doi.org/10.4000/trajectoires.201.

Semmerling, Tim Jon. 2004. *Israeli and Palestinian Postcards: Presentations of National Self*. Austin: University of Texas Press.

Spazier, Ingrun. 2022. *Briefe aus der DDR 1989–1990*. Berlin: Verlag Das Kulturelle Gedächtnis.

Stewart, Susan. 1993. *On Longing: Narratives of the Miniature, the Gigantic, the Souvenir, the Collection*. Durham: Duke University Press. https://doi.org/10.1515/9780822378563.

Stieber, Nancy. 2010. „Postcards and the Invention of Old Amsterdam Around 1900." In *Postcards: Ephemeral Histories of Modernity*, hrsg. von David Prochaska und Jordana Mendelson, 24–41. University Park, Pennsylvania: Pennsylvania State University Press.

Urry, John. 1990. *The Tourist Gaze*. London et al.: SAGE.

Quellen

Auslese-Bild-Verlag Bad Salzungen. 1990. „Heilbad Heiligenstadt." Postkarte, versendet am 31. August 1990. Sammlung „Eichsfelder Postkarten" des Göttinger Sammlers Henning Müller. Zugriff 22. 11. 2024. https://www.eichsfelder-postkarten.online.

Kunst und Bild. 1995. „BERLIN, die Mauer am Checkpoint Charlie." Postkarte, versendet 1995. Ansichtskartensammlung der Museumsstiftung Post und Telekommunikation in Berlin, noch nicht inventarisiert.

Stoja-Verlag Paul Janke. 1989. „Nürnberger Weihnacht." Postkarte, versendet am 4. Dezember 1989. Privatsammlung von Ingrun Spazier.

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft
121. Jahrgang 2025, S. 73–98
CC BY 4.0 – 2025 Waxmann
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.05

Frauke Ahrens, Christiane Schwab

Sind wir stets (trans-)national gewesen?

Die Fachgeschichtsschreibung der Volkskunde auf dem Prüfstand[1]

Frauke Ahrens, Christiane Schwab
Have we always been (trans-)national? The Historiography of ‚Volkskunde'/Folklore Studies put to the Test
Abstract: This article discusses ‚transnational Volkskunde/folklore studies' as both a historical phenomenon and an interpretative framework. To this day, the examination of transnational entanglements in the history of *Volkskunde/folklore studies* – known in German-speaking regions today as *Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie,* or *Kulturanthropologie* – remains a neglected area, particularly with regard to its institutionalization in the late 19th century. Studies on this period almost exclusively follow national or regional narratives. In our article, we first examine the background that may have led to the absence of transnational considerations in the historiography of Volkskunde/folklore studies. Building on this, we demonstrate how new approaches in the history and anthropology of knowledge within our discipline open up fresh possibilities for studying transnational developments in folkloristic knowledge production. The following section addresses the methodological and practical challenges of investigating such entangled histories of *Volkskunde/folklore studies*. We also outline our approach to tackling these challenges within the DFG project „Actors – Narratives – Strategies: Constellations of Transnational Folklore Studies, 1875–1905" (funding period: 2022–2027). In the final section, we reflect on how ‚transnational Volkskunde/folklore studies' can be understood and used not only as an object of investigation, but also as an instrument of interpretation.
Keywords: Disciplinary History, History of Science, History of Knowledge, *Volkskunde*, Folklore Studies, 19th Century, Transnationalism

1 Dieser Beitrag ist im Rahmen des DFG-Projekts „Akteur*innen – Narrative – Strategien. Konstellationen einer transnationalen Folklore-Forschung, 1875–1905" (Förderzeitraum: 2022–2027) entstanden. Auszüge wurden im Institutskolloquium am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Augsburg, auf der Konferenz „Doing Histories, Imagining Futures" (First International Conference of the Histories of Anthropologies) und im Kolloquium des German Historical Institutes London vorgestellt und diskutiert. Für die hilfreichen Anmerkungen unserer Kolleg*innen sowie die kritischen Anregungen der Gutachter*innen für die ZEKW sprechen wir unseren Dank aus.

Einführung

> „Dear Doctor Köhler, the Congress opened, to-day [...] in the Antiquaries Rooms, Burlington House, Piccadilly. The large [audience] was much filled to hear the President's [Andrew Lang] Address. [...] The Address was far more popular than scientific; but, it had a fine ending. Afterwards, Leland said a little. [...] M. Ploix made a little speech, in French. I was so disappointed to learn (from W. Nutt) that M. Sébillot had not come. To-morrow, we hope to hear M. Cosquin, & W. Newell (the American)." (Lucy C. Lloyd an Reinhold Köhler, London, 1. Oktober 1891, Goethe- und Schiller-Archiv 109/486)

Dieser Auszug einer Postkarte aus dem Nachlass des Weimarer Bibliothekars[2] Reinhold Köhler (1830–1892) beschreibt den Auftakt des zweiten internationalen Folklore-Kongresses, der vom 1. bis zum 7. Oktober 1891 in London stattfand. Er reiht sich in eine Folge von insgesamt vier internationalen Fachkongressen der aufstrebenden Disziplin ein (Paris 1889, London 1891, Chicago 1893, Paris 1900) und steht hier exemplarisch für einen kaum bekannten Teil der volkskundlich-ethnologischen Wissenschaftsgeschichte: für Netzwerke, Hilfestellungen, Publikationsprojekte und ein fachliches Interesse über politisch-geografische Grenzen hinweg. Das Zitat und der darin aufgerufene Kongress in London verweisen darauf, dass Köhler wie auch viele andere Folklore-Forschende nicht nur in ganz Europa vernetzt waren. Sie zeigen auch, dass zur Zeit der beginnenden Institutionalisierung und Professionalisierung der Disziplin auf transnationale Formate und Praktiken zurückgegriffen wurde. Doch wenn wir über die Entwicklung der Volkskunde nachdenken, tun wir dies gemeinhin im Kontext engerer Rahmungen. In Hand- und Einführungswerken lesen wir, dies gilt sowohl für deutsche als auch anderssprachige Fachzusammenhänge, über die Konsolidierung volkskundlich-ethnologischer Interessen in nationalen und/oder regionalen Bezugssystemen.[3] Insbesondere in Hinblick auf das 19. Jahrhundert gilt die nationale Erzählart als plausibles Narrativ, wenn Genealogien der Volkskunde, wie sie sich beispielsweise in Deutschland, Österreich und der Schweiz im engen Zusammenspiel zwischen Wissenschaft und nationalstaatlichen Bestrebungen etabliert hat, nachvollzogen werden.

Gleichzeitig muss uns die Beständigkeit dieses Narrativs nicht nur hinsichtlich der beispielhaft oben angeführten Quelle, sondern auch angesichts neuerer histori-

2 Köhler beschäftigte sich intensiv mit der Märchen-, Volkskunde- und Wortforschung.

3 Die Einführungswerke widmen sich entweder der (nationalen) Herausbildung einer Disziplin oder führen unterschiedliche nationale Fachgeschichten zusammen (Barth et al. 2005; Bendix/Hasan-Rokem 2014; Cocchiara 1981; Dundes 1999). Das gilt auch weitgehend für den Band von Andrés Barrera-González, Monica Heintz und Anna Horolets (2017), wenngleich die Herausgeber*innen in der Einleitung durchaus über die (Trans-)Nationalität des Fachs reflektieren und die einzelnen Beiträge das Anliegen verfolgen, die jeweilige nationale Tradition in ihrer Beziehung zu anderen Fachtraditionen zu betrachten.

scher Forschungen und historiografischer Überlegungen verwundern. Sie begreifen das 19. Jahrhundert nicht mehr vorwiegend als Epoche der „imagined community" (Anderson 2005[2]) des Nationalstaats, sondern längst auch vor dem Hintergrund von Verflechtungen und Transferprozessen, Globalisierungs- und Internationalisierungsentwicklungen (Conrad 2006; Conrad/Randeria 2013[2]; Evans 2016; Osterhammel 2010[5]). Diese Ansätze bestimmen zunehmend auch Untersuchungen über die Zeit des Kaiserreichs, als sich die Volkskunde als universitäre Disziplin in Deutschland zu institutionalisieren begann.[4] „Deutschland ist keine Insel, keine scharf umgrenzte und auf sich selbst bezogene Welt", schreiben Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel (2004: 7) im ersten Satz ihrer Einleitung zum Sammelband *Das Kaiserreich transnational: Deutschland in der Welt 1871–1914*. Und dennoch sei kein anderer Teil der neueren deutschen Geschichte so sehr aus sich heraus erklärt worden. Um den Nationalstaat als selbstverständlichen Reflexions- und Deutungsrahmen zu überwinden, schlagen die Autoren deshalb eine „transnationale Neulektüre" (Conrad/Osterhammel 2004: 12, 14) vor. An diese Entwicklungen in den Geschichts- und Kulturwissenschaften anschließend möchten wir fragen, inwiefern die wissenschaftsgeschichtliche Forschung unserer Disziplin genauso in einem nationalen Analyserahmen gefangen ist und welche Einsichten eine „transnationale Neulektüre" der volkskundlich-ethnologischen Wissensproduktion im 19. Jahrhundert bereitstellen könnte.

Neu sind solche Fragestellungen keineswegs. Bereits 1999 – zeitgleich zu den in den Geschichtswissenschaften stattfindenden Debatten zu ‚Vergleich' und ‚Transfer' (Espagne 1994; Haupt/Kocka 2009; Kaelble/Schriewer 2003; Werner/Zimmermann 2002)[5] – verwies Bernd Jürgen Warneken in seinem Artikel „‚Völkisch nicht beschränkte Volkskunde': Eine Erinnerung an die Gründungsphase des Fachs vor 100 Jahren" (1999) in der *Zeitschrift für Volkskunde* auf die transnationalen Bezüge der jungen Disziplin und plädierte dafür, sie als „integriert in die Diskussion einer internationalen scientific community [zu betrachten], deren gemeinsame Überzeugung es ist, daß die traditionellen Volkskulturen in aller Welt von einem rapiden Modernisierungsprozeß gefährdet seien und wenn schon nicht vor dem Untergang, so doch vor dem Vergessen bewahrt werden müßten" (Warneken 1999: 171). Auch in weiteren, an diesen Artikel anknüpfenden Aufsätzen deutete Warneken die in Europa im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts getätigten Vereins- und Zeitschriftengründungen als in transnationale Strukturen des Argumentierens eingebettete Praktiken eines „gemeinsamen Projekts" (Warneken 2005: 133), das sich der Doku-

4 Zur großflächigen Einrichtung von fachspezifischen Lehrstühlen kam es erst im frühen 20. Jahrhundert. Vorausgehende Institutionalisierungsbestrebungen, die sich etwa durch die Gründung von Gesellschaften und Publikationsorganen ausdrückten, fanden jedoch deutlich früher statt.

5 Wenngleich die Debatte Mitte der 1990er-Jahre begann, erschienen die ihr zugehörigen Publikationen – wie für wissenschaftliche Diskussionen üblich – zum Teil zeitversetzt.

mentation und dem Bewahren kultureller Überlieferungen widmete. Zudem betonte Warneken wiederholt, dass die zu beachtlichen Teilen nicht-völkische, humanistische Programmatik dieses grenzübergreifenden Projekts in unserem Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Volkskunde unterschätzt werde (Warneken 1999, 2003, 2005, 2011). Im Fokus Warnekens standen vorwiegend Zeitschriftenpublikationen und die Frage nach der Internationalität der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*. Eine Bearbeitung der weit darüber hinausgehenden transnationalen Verflechtungen, wie sie beispielsweise in den internationalen Kongressen Ausdruck fanden, blieb aus.[6]

Bis heute hat sich der von Warneken angestoßene transnationale Blick auf die Frühphase der Volkskunde im Fachverständnis unserer Disziplin – welches sich etwa in Einführungswerken, Konferenzbänden oder Forschungsprojekten zeigt – kaum niedergeschlagen. Weiterhin dominiert ein nationaler beziehungsweise regionaler Untersuchungsrahmen. Zwar hat das DFG-Projekt „Internationalisierungsprozesse der Europäischen Ethnologie im Kontext des Kalten Krieges von 1945 bis 1970" (2015–2018) gezeigt, wie gewinnbringend eine transnationale Verortung disziplinärer Entwicklungen sein kann (Bagus 2017, 2019; Schmoll 2019). Mit Bezug auf die Phase der beginnenden Institutionalisierung der Volkskunde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde aber auf den von Warneken konstatierten Mangel europäischer Perspektivierungen bislang mit keiner umfassenden Forschungsarbeit reagiert. Die Arbeiten von Joep Leerssen (2012) und David Hopkin (2012) zu transnationalen Austauschbeziehungen von Folklore-Forschenden im 19. Jahrhundert etwa haben in der volkskundlich-ethnologischen Wissenschaftsgeschichte bislang keine Berücksichtigung gefunden. Gleiches gilt für spezifische sich europaweit herausbildende Forschungsbereiche wie die Erzähl- und Hausforschung, deren Entwicklungen ebenfalls nicht in größer angelegten wissenschafts- und transfergeschichtlichen Untersuchungen betrachtet wurden. Ausnahmen sind Arbeiten zur jüdischen Volkskunde als transnationaler Diskussionszusammenhang (Daxelmüller 1992, 1999; Schrire 2010, 2013, 2023), Hande Birkalan-Gediks Forschung zu *travelling theories* und der Geschichte der Anthropologie in der Türkei (Birkalan-Gedik 2018, 2019) sowie Publikationen zur Bedeutung der grenzüberschreitenden österreichischen Ethnografie zur Zeit der Habsburgermonarchie, in denen auch das Zusammenspiel zwischen (trans-)nationalen Bestrebungen und der Institutionalisierung der Volkskunde herausgearbeitet wurde (Becker 2008; Beitl 1998; Johler 2005, 2008, 2020; Köstlin 2008). Nennenswerte transnationale Verflechtungen werden weiterhin meist erst für die Zeit nach 1945, frühestens aber 1928 (dem Grün-

6 Lediglich der erste internationale Folklore-Kongress von 1889 findet kurze Erwähnung (Warneken 1999: 171).

dungsjahr der „Commission Internationale d'Art et Traditions Populaires", der Vorgängerinstitution der heutigen SIEF) festgestellt (Eggmann et al. 2019; Rogan 2008, 2012: 604–606; Schmoll 2011). Dies erscheint symptomatisch für die gängige Form der Selbstvergewisserung unserer Disziplin, die sich auf die Bedeutung des ‚national-romantischen' 19. Jahrhunderts als Hinführung zu einer nationalsozialistischen Volkskunde verständigt hat (Deißner 1997; Zinnecker 1996).

Im Gegensatz zu den dominierenden wissenschaftsgeschichtlichen Perspektiven der Volkskunde schlagen wir deshalb vor, verstärkt aus dem 19. Jahrhundert heraus zu argumentieren und geschichtswissenschaftliche Konzepte zu transnationalen Verflechtungen und Transferprozessen verstärkt auch auf fachhistorische Zusammenhänge zu übertragen. Dabei werden faschistische und nationalistische Prägungen in der frühen Phase des Fachs und ihre Bedeutung für seine Institutionalisierung in Deutschland keineswegs marginalisiert. Schließlich fanden auch ‚national-romantisch' orientierte Auseinandersetzungen mit kulturellen Überlieferungen innerhalb transnationaler Netzwerke statt.[7] Transnationalität verstehen wir vielmehr als (produktiven) Mitspieler national-romantischer Prägungen, der sich jedoch nicht alleine in dem Phänomen der ungefähr zeitgleichen wissenschaftlichen Hinwendung zu volkskundlich-ethnologischen Themen in Europa und darüber hinaus zeigte, sondern der immer wieder auch in Bestrebungen nach einer tatsächlichen transnationalen Vernetzung sowie einer intensiven Bezugnahme auf die fachlichen Entwicklungen im Ausland Ausdruck fand.

Die Beobachtung, dass die Entwicklung der volkskundlich-ethnologischen Wissensproduktion und damit verknüpfte Professionalisierungs- und Institutionalisierungsprozesse heute überwiegend in regionalen/nationalen Deutungsrahmen begriffen werden, bildet den Ausgangspunkt dieses Beitrags, der darauf abzielt, die bisher kaum erfolgte Auseinandersetzung mit dem Thema ‚transnationale Volkskunde/Folklore-Forschung'[8] zu beleuchten und Ansätze zu seiner Bearbeitung vorzuschlagen. Zunächst möchten wir aufzeigen, welche Logiken die volkskundlich-ethno-

7 Vgl. hierzu beispielsweise die Arbeiten von Joep Leerssen (2012, 2018) und Terry Gunnell (2022) zu den (national-)romantischen Bewegungen in Europa sowie Leerssens Kritik an ihrer „mononationalen" Bearbeitung: „The preoccupation with vernacular demotic, native roots was not a reflex pursued in each country separately as an individual, separately spontaneous reaction of anti-cosmopolitanism (though this is how matters are often represented in mono-national studies of the period); it was, rather, a transnational vogue, an epidemic transmitted from one roaming text or intellectual to another" (Leerssen 2012: 25).

8 In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierte sich unter den verschiedenen Bezeichnungen für (die Beschäftigung mit) populare(n) Überlieferungen (Volkskunde, *Folk-lore/Folklore*, *traditions populaires*, *popular antiquities*) die 1846 von William Thoms unter dem Pseudonym Ambrose Merton eingeführte Bezeichnung ‚Folklore' als internationaler Verständigungsbegriff (Emrich 1946: 371–374; Mandel 2018; Merton 1996[1846]).

logische Wissen(schaft)sgeschichte[9] bisher dominierten und inwiefern wissensgeschichtliche und wissensanthropologische Neuperspektivierungen neue Möglichkeiten für die Beforschung transnationaler Fachgeschichte eröffnen. Anschließend stellen wir methodologische und feldspezifische Problemlagen heraus, die transnationale Ansätze immer wieder vor Herausforderungen stellen, und zeigen, wie wir diesen im Forschungsprojekt begegnen und den Untersuchungsgegenstand ‚transnationale Volkskunde / Folklore-Forschung' für den Zeitraum von 1875 bis 1905 konzipieren. Im Schluss versuchen wir uns an einer Reflexion von ‚transnationaler Volkskunde / Folklore-Forschung' nicht nur als Befund, sondern als wissenschaftsgeschichtliches Interpretament, das neue Betrachtungsweisen auf die Fachgeschichtsschreibung in Vergangenheit und Gegenwart aufzuwerfen vermag.

Funktionen und Deutungsmuster fachgeschichtlicher Forschung

Im Jahr 2009 – zehn Jahre nach dem Erscheinen seines ersten Artikels zur frühen Volkskunde als transnationaler Interessenzusammenhang – sprach sich Warneken im Rahmen des Panels „Internationalität und Mobilität" des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde erneut dafür aus, die zahlreichen Vereins- und Zeitschriftengründungen in Europa im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als eine länderübergreifende Entwicklung zu verstehen. Abermals legte er die Ergebnisse seiner Analyse der ersten Jahrgänge der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* dar, welche auf transnationale Netzwerke verwiesen und in welchen – Warneken stellte hier einen problematischen Zusammenhang zwischen Forschungspraxis und Programmatik her – statt einer nationalen vielmehr eine universalistische Perspektive bei der Interpretation des gesammelten Materials vorherrsche.[10] Die fehlende Bereitschaft, die Geschichte der frühen Volkskunde als transnationalen Prozess zu begreifen, führte

9 In unserem Beitrag finden die Begriffe (volkskundlich-ethnologische) Wissenschaftsgeschichte und Fachgeschichte synonym Verwendung. An das erweiterte Verständnis von Wissenschaftsgeschichte anknüpfend, das wissenschaftliches Wissen nicht isoliert von gesellschaftlichen und politischen Prozessen und in wechselseitige Austauschprozesse eingebunden versteht (Müller-Wille et al. 2017; Sarasin 2011), nutzen wir darüber hinaus stellenweise den Klammerbegriff Wissen(schaft)sgeschichte. Insbesondere für den hier betrachteten Zeitraum erscheint dies sinnvoll, wenn darauf abgezielt werden soll, dass nicht allein zwischen verschiedenen Disziplinen, in welchen volkskundlich-ethnologisches Wissen produziert wurde, sondern auch zwischen Wissenschaft(en) und Öffentlichkeit(en) wenig Trennschärfe bestand. Die wissensanthropologische und wissenssoziologische Weiterentwicklung der volkskundlich-ethnologischen Wissen(schaft)sgeschichte, welche unter anderem die Akteur*innen und Praktiken der Wissensproduktion stärker in den Blick nimmt, greift der Beitrag in späteren Abschnitten auf.

10 Warneken hatte die Jahrgänge des Zeitraums von 1891 bis 1914 untersucht (Warneken 1999: 176–177, 2011: 311). Der Artikel von 1999 legte dabei noch einen stärkeren Fokus auf die Rolle jüdischer Forschender und ihren Beitrag zum volkskundlichen Institutionalisierungsprozess (Warneken 1999: 182–185, 187–194).

er unter anderem auf die Befürchtung zurück, „die Betonung der unvölkischen bis antivölkischen Tendenzen könne der fachgeschichtlichen Aufarbeitung reaktionärer bis faschistischer Positionen in die Quere kommen" (Warneken 2011: 314), sowie darauf, dass transnationale Prägungen und universalistische Auffassungen der frühen Volkskunde angesichts ihrer späteren, den Verlauf des Fachs weitaus prägenderen Entwicklung im NS-Regime für „wissenschaftlich wertlos" (Warneken 2011: 314) gehalten werde.

Weitere Überlegungen zu den Hintergründen für das weitgehende Ausbleiben transnationaler Perspektivierungen auf die Frühphase der Disziplin stellt der zweite in jenem Tagungspanel gehaltene Vortrag von Konrad Köstlin an.[11] Warnekens Forderung nach einer Revision der frühen Volkskunde und ihrer transnationalen Ansätze hielt Köstlin zwar durchaus für plausibel; ihren Zweck aber zweifelte er angesichts nachgelagerter Entwicklungen an – sowohl mit Blick auf die nicht erfolgte Festigung einer breiten internationalen Zusammenarbeit in der Zwischenkriegszeit als auch vor dem Hintergrund fachlicher Selbstvergewisserungstendenzen seit der Nachkriegszeit. Im Schlusskapitel mit der Überschrift „Wem nützt Fachgeschichte?" hielt er wie folgt fest:

> „Ziel von Geschichte, und auch von Fachgeschichte, ist das Schaffen eines kollektiven Wissens in der Gegenwart. Die Macht der Fakten und die Macht der Deuter sind dafür zuständig. Die Deuter etablieren Geschichte als das, was von ihr zu bewahren bleibt. So verstanden besteht ein Fach aus der Geschichte der Deutungen. Bei der rekonstruierenden Neukonstruktion der Fachgeschichte wird klar, dass man einer Geschichte bedarf, mit der Gegenwärtige leben können. [...] Es kann nicht darum gehen, das Falsche gegen das Richtige auszutauschen, sondern eine volkskundliche Erzählung zu entwerfen, die an unsere Gegenwart heranführt. Die bisherige Erzählung ist maßgeblich von der Nachkriegszeit, genauer von den 1960er Jahren und den Bedürfnissen einer Revision und Neuorientierung, bestimmt. [...] Wichtig ist die Vervollständigung der Erzählung in Richtung einer Anschlußfähigkeit an eine neue Zukunft, an das Neue der Gesellschaft. Fachgeschichtsschreibung gehört so zum integralen Bestandteil der selbstreferentiellen Existenz von Disziplinen." (Köstlin 2011: 323–324)

Beide, Warneken und Köstlin, bekräftigten, dass Fachgeschichten eng mit den fachlichen Positionierungen jener Gegenwart verbunden sind, aus welcher heraus sie entworfen werden. Anders als Warneken betonte Köstlin allerdings in besonderer Weise, dass eine erfolgreiche Fachgeschichte auch von sämtlichen Akteur*innen dieser Gegenwart mitgetragen werden müsse. Neue oder ergänzende Zugänge hät-

11 Der dritte Vortrag „Ein nachdenklicher Blick auf Internationalität und deutsche Volkskunde" wurde von Brigitte Böhnisch-Brednich (2011) gehalten. Ein Kommentar zum Panel und der nachfolgenden Diskussion liegt leider nicht vor.

ten sich am Ende eines Aushandlungsprozesses in eine Erzählung einzufügen, „mit der Gegenwärtige leben können". Das Nachdenken darüber, „welche Bedeutung die ausgezählten Belege nicht-germanischer Titel der ersten zehn Jahrgänge der Zeitschrift haben" (Köstlin 2011: 324), wertete er aus dieser Perspektive als müßig. Warneken auf der anderen Seite beharrte auf seinen Quellenanalysen, die darlegten, dass die Anfänge des Fachs von internationalen Verbindungen sowie von liberalen, universalistischen und humanistischen Positionen gekennzeichnet waren. Ob sich diese später als disziplinprägend durchgesetzt haben und welche Rolle sie in einem fachhistorischen Gesamtnarrativ spielen, schien für ihre historische Relevanz und für seinen Forschungsauftrag zunächst nicht relevant. (Das Argument, dass auch der Aspekt der ‚Transnationalität' attraktiv wie anschlussfähig für die Geschichte einer Disziplin gedeutet werden könnte, die sich in den letzten Jahrzehnten forschungspraktisch und -theoretisch zunehmend aus nationalen Bezugssystemen befreit hat, spielte in dieser Debatte noch keine Rolle.)

Diese Diskussion um den Sinn und Zweck von Fachgeschichte erinnert an die Ausführungen des Wissenschaftshistorikers George W. Stocking, der in seinem prominenten Artikel „On the Limits of ‚Presentism' and ‚Historicism' in the Historiography of the Behavioral Sciences" (1965) die Fallstricke von Fachgeschichten behandelte, die von Vertreter*innen ebendieser Fächer geschrieben wurden. Texte einer solchen „whiggish history" (Stocking 1965: 212) zeichneten sich dadurch aus, dass sie für die (Fachkolleg*innen der) Gegenwart geschrieben seien und zu Anachronismus, Verzerrung, Fehlinterpretation, irreführenden Analogien, Vernachlässigung des Kontextes und übermäßiger Vereinfachung neigten (Stocking 1965: 215). Anstelle eines *presentist approach* spricht sich Stocking aus diesem Grund für einen *historicist approach* aus, der darauf angelegt ist, die Vergangenheit aus sich heraus zu verstehen, „to understand the past for the sake of the past" (Stocking 1965: 211).[12]

Wenngleich Stockings recht strikte Überzeugung davon, wie Fachgeschichte zu schreiben sei und wozu sie dienen solle, an anderer Stelle kritisch hinterfragt wurde (Kuper 1991),[13] und wenngleich seine Skepsis gegenüber der historischen Expertise etwa von Ethnolog*innen oder Soziolog*innen aus heutiger Perspektive sicherlich überholt ist, erscheinen die Überlegungen zu verschiedenen Stoßrich-

12 Stocking (1965: 215) bekräftigt, dass beide Blickrichtungen durchaus in Kombination auftreten können. Gerade eine aus der Gegenwart argumentierende fachgeschichtliche Analyse müsse sich jedoch ihrer Fallstricke bewusst sein (Stocking 1965: 217). Seine Haltung bekräftigte Stocking zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal (Stocking 1999: 330).

13 Laut Kuper (1991: 139) trägt Fachgeschichte vor allem die Möglichkeit in sich, zur Reflexion über gegenwärtige fachliche Positionierungen anzuregen: „History need not focus the past from the viewpoint of the present, but may rather refocus the present itself, obliging us to see current views in a fresh, often unexpected, even disturbing perspective. History may make the present seem troublingly inconsequential rather than comfortingly inevitable" (Kuper 1991: 129).

tungen von Fachgeschichtsschreibung gerade in Hinblick auf die Bearbeitung der Frühphase der Volkskunde / Folklore-Forschung noch immer aktuell. Trotz der unumstrittenen Relevanz einer kritisch-problemorientierten Fachgeschichtsforschung verweisen Stockings Ausführungen auch darauf, dass vorwiegend aus der Gegenwart argumentierende Untersuchungen den Blick auf mögliche Funde und Erkenntnisse verstellen können. Wir sprechen uns vor diesem Hintergrund für eine historische Wissen(schaft)sgeschichte der Volkskunde aus, die – wohl stets mit den gegenwärtig uns zur Verfügung stehenden Instrumenten und mit einem spezifischen gegenwärtigen und zu reflektierenden Impetus betrieben – sich nicht davon beschneiden lassen will, ob und inwiefern mögliche Forschungsergebnisse für die spätere Entwicklung des Fachs relevant gewesen sein mögen. Sie umfasst allerdings eine gegenwartsorientierte Beschäftigung mit ebendiesen Ergebnissen und ihrer Funktion und Aussagekraft in Bezug auf aktuelle Forschungsthemen und -perspektiven. In Bezug auf unsere Thematik gehört dazu auch, den konzipierten Forschungsgegenstand ‚transnationale Volkskunde / Folklore-Forschung' gleichermaßen als Deutungsrahmen zu verstehen, der bisherige wissenschaftsgeschichtliche Forschungen und die ihnen zugrunde liegenden disziplinären Selbstverständnisse neu einzuordnen vermag. ‚Transnationale Volkskunde / Folklore-Forschung' eröffnet dann etwa neue Blicke auf (nicht) etablierte Erkenntnistraditionen, auf die Art und Weise, wie Fachgeschichten geschrieben wurden, und darauf, wie historische Ereignisse gedeutet und schließlich in Fachdebatten, Publikationen und Forschungsprojekten verankert wurden.

Neuperspektivierungen der volkskundlich-ethnologischen Wissenschaftsgeschichte

Seit diesen Debatten sind nicht nur mehr als zwanzig Jahre vergangen, sondern hat sich auch die volkskundlich-ethnologische Fachgeschichtsschreibung hin zu einer „Erforschung wissenschaftlichen Wissens" (Keller-Drescher 2017: 3) jenseits von universitären Lehrstühlen entwickelt. Die Aushängeschilder dieser wissensanthropologischen und wissenssoziologischen Weiterentwicklung[14] sind das DFG-Projekt „Volkskunde als öffentliche Wissenschaft: Die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte der Berliner Volkskunde 1860–1960" (2003–2006) sowie der DFG-Forschungsverbund „Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert" (2006–2008)[15] und die daraus entstandenen Artikel und Qualifikationsarbeiten (u. a. Boie et al. 2009; Dietzsch et al. 2009; Imeri 2019; Keller-Drescher 2017). Wenngleich die einzelnen Teilpro-

14 Für einen Überblick siehe insbesondere Dietzsch et al. 2009: 8–10; Keller-Drescher 2017: 3–5.

15 Manche der Teilprojekte wurden für einen längeren Zeitraum gefördert.

jekte innerhalb lokaler, regionaler und nationaler Bezugssysteme argumentierten, stellten sie sich mit ihrem über die akademische Wissensproduktion hinausreichenden Ansatz der traditionellen Fachgeschichtsschreibung entgegen. Die Projekte verdeutlichen, dass sich die Genese eines Fachs nicht (und schon gar nicht ausschließlich) durch das Nachzeichnen des Wirkens und Denkens zentraler Forscher*innenpersönlichkeiten verstehen lässt. Die Bildung einer Disziplin muss vielmehr als Wissenszusammenhang gedacht werden, der nicht an einem abzugrenzenden akademischen Raum endet und an welchem verschiedene, auch nicht-universitäre Akteur*innen beteiligt sind und in dem der Transfer von Wissen stets wechselseitig stattfindet. Dies gilt insbesondere für die Volkskunde, die zur Zeit ihrer Institutionalisierung in hohem Maße von Nicht-Wissenschaftler*innen geprägt wurde (Böhnisch-Brednich 1995: 184; Imeri 2017, 2019).

Diese veränderte Sicht stellt auch die Diskussion über den Sinn und Zweck immer neuer (auch transnationaler) fachgeschichtlicher ‚Ausgrabungen' in ein neues Licht, insofern eine von der kulturanthropologischen und soziologischen Wissensforschung inspirierte Wissen(schaft)sgeschichte den Blick auf die Vergangenheit der volkskundlich-ethnologischen Wissensproduktion von einschränkenden Prämissen befreit. Durch die Untersuchung synchroner Interessenzusammenhänge und durch die Loskopplung vom Fokus auf Gründungsfiguren eröffnen sich ganz neue Felder, in welchen volkskundlich-ethnologisches Wissen produziert wurde, das – zu einem vorher nicht bekannten Ausmaß – die Herausbildung und Professionalisierung des Fachs vorangetrieben hat. Für die Wissen(schaft)sgeschichte der Empirischen Kulturwissenschaft konnte mit solch einem wissensgeschichtlich und transdisziplinär geweiteten Blick beispielsweise gezeigt werden, welch zentrale Bedeutung nicht nur akademische Publikationsformate, sondern auch literarische und massenpublizistische Formate des 19. Jahrhunderts für die Entwicklung gesellschaftlichen Beobachtens und Beschreibens hatten (Ahrens 2023a, 2023b; Schwab 2022). Untersuchungen an der Schnittstelle von Medien-, Literatur- und Wissenschaftsgeschichte machten zudem deutlich, dass populäre Wissensformate wie die Karikatur, der soziale Roman, die Dorfnovelle oder die Sozialreportage und die mit ihnen verknüpften Wissensmilieus keineswegs vor Ländergrenzen haltmachten, sondern Brücken durch und weit über den europäischen Raum hinaus schlugen (Schwab et al. 2025). Selbst eine im engeren Sinne ‚volkskundliche' Wissensproduktion, die etwa die journalistisch-literarischen Arbeiten von Wilhelm Heinrich Riehl oder Annette von Droste-Hülshoff umfasst, muss vor dem Hintergrund transnationaler medialer Entwicklungen betrachtet werden (Schwab 2023).

Epistemologische, methodologische und forschungspraktische Herausforderungen einer transnationalen Geschichte volkskundlich-ethnologischer Wissensproduktion

Die bis heute kaum erfolgte Bearbeitung transnationaler Verflechtungen der frühen Volkskunde / Folklore-Forschung wird zunächst durch vorherrschende Erkenntnistraditionen innerhalb der Fachgeschichtsschreibung herausgefordert. Seit den 1960er-Jahren schaut das Fach kritisch auf seine Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus und ist bestrebt, diese zu reflektieren. Dabei hat sich gerade mit Blick auf die Anfänge der Institutionalisierung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Erzählung eines räumlich sehr auf sich selbst bezogenenen Fachzusammenhangs etabliert, der „tastend-schreitend" (Deißner 1997) in eine nationalsozialistische Volkskunde mündete. So sehr die beständige Wiederholung dieser kritischen Selbstvergewisserung als geboten angesehen werden muss, erweist sie sich auch als Hypothek, die sich neuen, ergänzenden wissens- und wissenschaftsgeschichtlichen Einblicken mitunter entgegenstellt.[16]

Ein weiterer Punkt betrifft die Erschwernis, politische, soziale und institutionelle Bedingungen einer frühen Volkskunde / Folklore-Forschung über nationale Grenzen hinweg zu untersuchen, geschweige denn zu vergleichen. Dies gilt zum einen angesichts sehr verschiedenartiger sozialer, ökonomischer und politischer Strukturen und unterschiedlicher Bedingungen ‚akademischer' Wissensproduktion. Zum anderen gab es im Betrachtungszeitraum noch keine klar voneinander zu trennenden Universitätsdisziplinen. Viele Akteur*innen wirkten im Spannungsfeld zwischen Volkskunde / Folklore-Forschung, Sprach-/Literaturwissenschaft, (physischer) Anthropologie und Ethnologie, und die Grenzziehungen zwischen den einzelnen Wissensbereichen verliefen (und verlaufen bis heute) sehr unterschiedlich. Die transnationalen Bezüge der Volkskunde / Folklore-Forschung im 19. Jahrhundert mit ihren tragenden Akteur*innen in ihren jeweiligen regional- und länderspezifischen Bedingungen der Wissensreproduktion zu untersuchen, kann deshalb eine Herausforderung sein.

Verschiedenartige disziplinäre Verortungen und Selbstverständnisse spielen auch für das Vorhandensein und die Auffindbarkeit von Primär- und Sekundärquellen eine nicht zu unterschätzende Rolle. Das Interesse an der Entwicklung volkskundlich-ethnologischer Wissensproduktion im 19. Jahrhundert ist etwa in Großbritannien, Italien, Frankreich oder Deutschland unterschiedlich ausgeprägt (aus

16 Dazu zeigt David Hopkin (2012) beispielhaft auf, inwiefern eine Sichtbarmachung der transnationalen Bestrebungen der Folklore-Forschenden im 19. Jahrhundert mitnichten ein Verkennen der mitunter gefährlichen Symbiose von nationalistischem Gedankengut und volkskundlicher Disziplinbildung führen muss, sondern vielmehr den Blick für das vielschichtige und teils gegensätzliche Nebeneinander politischer wie intellektueller Positionen zu schärfen vermag.

Gründen, die mit der Geschichte und Art der Institutionalisierung des Fachzusammenhangs einhergehen). Dies schlägt sich auch in der Überlieferung und Aufarbeitung fachgeschichtlicher Quellen nieder. Nachlässe von Forschenden, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts von zentraler Bedeutsamkeit für die volkskundlich-ethnologische Forschung in Europa waren, sind mitunter nicht überliefert, wenn sich diese im jeweiligen Land nicht in Form von Lehrstühlen und / oder regionalen / nationalen Forschungsinstituten institutionalisiert hat.[17] Oder aber die Dokumente sind, wenn sie denn erhalten geblieben sind, nicht in Form zusammenhängender Nachlässe überliefert, sondern werden an verschiedenen Orten – teils auch im weit entfernten Ausland – verwahrt.[18] Die Untersuchung der frühen Volkskunde / Folklore-Forschung in ihren transnationalen Bezügen sieht sich daher ganz besonders mit der Schwierigkeit konfrontiert, „Nicht-Wissen" (Wehling 2006) und abgebrochene Stränge zu recherchieren.[19]

Schließlich wird die Beforschung transnationaler volkskundlich-ethnologischer Wissensproduktion auch durch forschungspraktische Aspekte herausgefordert. So erschwert – um an den vorausgegangenen Punkt anzuschließen – zum einen die vorwiegend nationalstaatliche „Logistik der Erinnerungsverwaltung" (Conrad / Osterhammel 2004: 12) von Archiven und Bibliotheken die Recherchen über Grenzen hinweg. Es gibt kaum länderübergreifende Datenbanken oder Schnittstellen, die Quellen aus unterschiedlichen nationalen Kontexten zusammenführen, sodass eine gute Kenntnis der verschiedenen Archivlandschaften zur notwendigen Voraussetzung wird.[20] Zum anderen beschneiden begrenzte Zeitressourcen, Reisemittel und Fremdsprachenkenntnisse die Idealvorstellung eines *follow the actors* und zwingen eine transnational operierende wissen(schaft)sgeschichtliche Forschung dazu, sich letztlich doch auf einige wenige geografische Räume zu beschränken. Ein solch reduzierter Blick, der sich aufgrund von Sprachbarrieren zumeist auf das westliche Europa unter Einschluss des Vereinigten Königreichs richtet, mag für detaillierte

17 An dieser Stelle ist zum Beispiel der Nachlass des französischen Folklore-Forschers Paul Sébillot (1843–1918) zu nennen, dessen Verbleib bis heute ungeklärt ist (Voisenat 2001).

18 Ein Teil des Nachlasses von Friedrich Salomon Krauss (1859–1938) befindet sich beispielsweise in den Library Special Collections der University of California in Los Angeles, und die Sammlung Henri Gaidoz' (1842–1932) wird von der Folklore Collection der Indiana University in Bloomington verwaltet.

19 Das betrifft die Frage nach einer transnationalen Volkskunde / Folklore-Forschung, aber selbstverständlich auch nach weiblichen* Akteurinnen (Blumesberger et al. 2022) oder anderen archivalisch noch immer marginalisierten Themen und Personengruppen (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der HU Berlin o. D.).

20 Eine Ausnahme mit spezifisch fachgeschichtlichem Interesse ist das 2006 begonnene Open-Access-Digital-Humanities-Projekt „Bérose – Encyclopédie internationale des histoires de l'anthropologie".

Fallrecherchen, -beschreibungen und präzise Kontextanalysen günstiger sein. Er blendet womöglich aber wichtige Beiträge beispielsweise skandinavischer und osteuropäischer Forschender oder auch interkontinentale Formen der Zusammenarbeit aus und führt zu vorschnellen Verallgemeinerungen.

Zum Umgang mit den beschriebenen Hürden angesichts fachgeschichtlicher Konventionen sowie methodologischer und forschungspraktischer Herausforderungen im Forschungsprojekt „Konstellationen einer transnationalen Folklore-Forschung"

Mit dem DFG-Forschungsprojekt „Akteur*innen – Narrative – Strategien: Konstellationen einer transnationalen Folklore-Forschung, 1875–1905" schließen wir an die wissensanthropologischen und wissenssoziologischen Neuperspektivierungen der Fachgeschichtsforschung an und verknüpfen diese mit transfergeschichtlichen Ansätzen. Unser Ziel ist es, eine Beschreibung und Analyse ausgewählter transnationaler Konstellationen der Volkskunde/Folklore-Forschung für die Zeit von 1875 bis 1905[21] vorzulegen und davon ausgehend die Entwicklung des Wissenszusammenhangs und der Disziplin ‚Volkskunde' in transnationalen Bezugssystemen neu zu denken. Was transnationale Volkskunde/Folklore-Forschung im gewählten Betrachtungszeitraum überhaupt bedeutet, wo sie beginnt und in welchem Gewand sie auftrat, gilt es zu hinterfragen und darzulegen. Es geht uns dabei nicht um die Behauptung einer groß angelegten, transnationalen Zusammenarbeit von Volkskundler*innen als eine alternative, ‚gute' Vergangenheit zu den national-romantischen Prägungen des 19. Jahrhunderts. Vielmehr sollen transnationale Formen der Wissensarbeit erstmals aufgespürt, beschrieben und analysiert werden. Im Fokus steht die ‚Qualität' und die (möglicherweise in Vergessenheit geratene) epistemologische Bedeutung transnationaler Projekte und Beziehungen für die Entwicklung volkskundlich-ethnologischer Forschung in ihrer Zeit.

Den beschriebenen Hürden angesichts feldspezifischer Herausforderungen begegnen wir mit folgenden begrifflichen Setzungen, die zudem die im Projekt angestrebte transferhistorische Neuperspektivierung abbilden. Wir betrachten die Entwicklung der ‚Volkskunde' und ihrer Institutionen nicht in einer diachronen Sicht-

21 Der Untersuchungszeitraum erklärt sich zum einen aus einer Welle von Institutionalisierungsformen volkskundlich-ethnologischer Praxis (wie sie beispielsweise in den zahlreichen in Europa gegründeten Zeitschriften zutage trat) und zum anderen aus einer Reihe transnationaler Kooperationen (Kongresse, Publikationsprojekte, Korrespondenzen etc.), die besonders ab den 1880er-Jahren auftraten. Von den 1890er-Jahren an ist hingegen eine deutliche Abnahme transnationaler Kooperationen bei gleichzeitiger Zunahme regionaler und nationaler Institutionalisierungsbestrebungen in Form neuer Vereins- und Zeitschriftengründungen zu beobachten (Bagus 2005: 59). Der vorerst letzte internationale Kongress fand im Jahr 1900 in Paris statt, während 1905 zur ersten Tagung des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde nach Hamburg geladen wurde.

weise, sondern untersuchen ‚Folklore-Forschung' als einen transnationalen Interessen- und Diskussionszusammenhang, als dynamischen „Disziplinkomplex[]" (Lepenies 1978: 444). Die Verwendung des vonseiten einflussreicher Vertreter der deutschsprachigen Volkskunde bereits zum Ende des 19. Jahrhunderts abgelehnten (Weinhold 1890) und bis heute im Fachdiskurs negativ konnotierten Folklore-Begriffs mag zunächst verwundern. Doch in der internationalen Verständigung überwog diese 1846 von William Thoms eingeführte Bezeichnung (Emrich 1946: 371–374; Mandel 2018; Merton 1996 [1846]). Die Bevorzugung des im Untersuchungszeitraum genutzten Begriffs stärkt demnach eine aus dem 19. Jahrhundert konzipierte Argumentation und ermöglicht eine größere Offenheit für abgebrochene und vergessene Stränge transnationaler Wissensproduktion und die Untersuchung von Diskontinuitäten.

Mit der Verwendung des Begriffs der ‚Transnationalität' (Gassert 2012; Hühn et al. 2010; Patel 2010) zur Bearbeitung länder- und regionsübergreifender Verflechtungen in der Volkskunde/Folklore-Forschung entscheiden wir uns bewusst gegen andere Konzepte wie ‚Internationalität', ‚Transkulturalität', ‚Translokalität', ‚Transregionalität' oder ‚Glokalität'. Zwar wird durch den Gebrauch des Bedeutungsträgers ‚-nation' die Idee des Nationalen reproduziert. Es erscheint uns aber wichtig, ‚das Nationale' in seiner Funktion als zentrale Ordnungskategorie ernst zu nehmen und die Bedeutung nationaler Grenzziehungen sowohl im betrachteten Zeitraum als auch in der wissen(schaft)sgeschichtlichen Forschung sichtbar zu machen. Der Begriff holt also den „Geltungsüberstand des Nationalen in die transnationale Konstellation hinein" (Langenohl 2015: 100) und verdeutlicht dabei „die gleichzeitige Zunahme von Interaktion und dem Streben nach Abgrenzung seit Mitte des 19. Jahrhunderts" (Conrad/Randeria 2013[2]: 41). Dieses Phänomen zeigte sich auch im Fall des Londoner Kongresses, der zwar einen transnationalen Anspruch verfolgte, insbesondere aber auch zur Stärkung der Folklore Society und zur Abgrenzung von verwandten Traditionen der Sozialforschung vor Ort genutzt wurde. Eine methodologische Infragestellung des nationalgeschichtlichen Paradigmas soll durch die Verwendung des Präfixes ‚trans' in Anlehnung an Konzeptionen einer Verflechtungsgeschichte impliziert werden (Conrad/Randeria 2013[2]; Werner/Zimmermann 2002). Um Momente der Differenz, der Abgrenzung, der Partikularität sowie des Bruchs innerhalb einer transnationalen Volkskunde/Folklore-Forschung in den Blick zu nehmen, erweist sich das Konzept der „geteilten Geschichte" von Shalini Randeria als fruchtbar, (Conrad/Randeria 2013[2]: 41, 62).[22] Dabei gilt es, transnationale Verbindungen nicht als symmetrisch, multilateral und konstruktiv zu harmonisieren, sondern zu

22 Inwiefern der postkoloniale Impetus des Ansatzes von Conrad und Randeria Berücksichtigung finden kann, wird sich im Laufe des Projektes zeigen.

berücksichtigen, dass grenzüberschreitende Zusammenarbeit auch durch dezidiert imperiale, nationalistische, finanzielle und wirtschaftliche Interessen angetrieben werden kann (Conrad / Randeria 2013[2]: 40).[23] Die Londoner Folklore Society etwa sah sich als richtungsweisende Instanz mit Vorreiterrolle in Europa und darüber hinaus, weswegen auch der von ihr organisierte Kongress zum einen nach konkreten Intentionen, nach möglichen Konflikten und Konkurrenzen befragt werden muss.[24] Zum anderen bleibt kritisch zu untersuchen, wie transnational die Veranstaltung am Ende wirklich gewesen ist.[25]

Dieser Punkt führt schließlich zu unserer dritten begrifflichen Setzung der ‚transnationalen Konstellationen' hin. Verstanden als Vernetzungen und Verdichtungen zwischen Akteur*innen, Infrastrukturen, Medien, Praktiken, Objekten, Strategien, diskursiven Strängen und Positionen über regionale und nationale Grenzen hinweg, beabsichtigen wir mit diesem Konzept, die oben beschriebenen Partikularitäten und Gemeinsamkeiten, Anfänge und Abbrüche einer transnationalen volkskundlich-ethnologischen Wissensproduktion zu greifen.[26] Im Sinne einer Verflechtungsgeschichte, die stets „eher fragmentarisch sein [wird] als holistisch und umfassend, eher von konkreten Problemen und Verbindungen ausgehen als welthistorische Totalitäten postulieren [wird]" (Conrad / Randeria 2013[2]: 40), bedeutet das Arbeiten mit Konstellationen die Konzeption mikrohistorischer Analyseeinheiten und davon ausgehend dichte Beschreibungen und multi-skalare Analysen. Mit Blick auf das Eingangszitat dieses Beitrags hat diese Vorgehensweise beispielsweise zur Folge, den von Lloyd beschriebenen internationalen Folklore-Kongress mit seinen konstitutiven Elementen wie Vortragenden und Publikum, Wissenspraktiken und -formaten, Themen und Konfliktfeldern, (medialer) Inszenierung und Rezeption innerhalb verschiedener politischer, geografischer und wissenschaftlicher Bezugssysteme als eine solche Konstellation zu verstehen und detailliert zu analysieren. In einem weiteren Schritt kann ein Vergleich mit ähnlichen Konstellationen (beispielsweise den drei anderen im Betrachtungszeitraum stattfindenden Kongressen)

23 Vgl. zu diesem Aspekt auch die Studie von Stefan Kühl (2019) zur internationalen Bewegung der Eugenik.

24 Tatsächlich fand der Londoner Kongress als Reaktion auf den Pariser Kongress von 1889 statt.

25 Der eingangs zitierte Bericht von Lloyd lässt beispielsweise schon anklingen, dass zentrale Akteure, die sie auf der Veranstaltung erwartet hatte, nicht an dieser teilnahmen.

26 Nicht gemeint ist demnach das von Moritz Ege (2019, 2022) stark gemachte Verständnis von Konstellation im Sinne von Konjunktur (*conjuncture*), die soziologische Konstellationsanalyse (Gostmann 2016) oder die philosophische Konstellationsforschung (Moebius 2017: 20–24; Mulsow / Stamm 2005); wenngleich letztere für unsere Begriffsentscheidung durchaus fruchtbar gewesen ist. Überschneidungen sehen wir hingegen mit der von Silvy Chakkalakal (2021) ausgearbeiteten figurationalen Kulturanalyse und ihrem (von Elias entlehnten) Figurationsbegriff, der jedoch weitaus größere Zusammenhänge beschreibt.

erfolgen. Durch das Explorieren transnationaler Konstellationen mithilfe historisch-ethnografischer Methoden sollen Erkenntnisse dazu gewonnen werden, was unter transnationaler Volkskunde / Folklore-Forschung zu verstehen ist, wo sie durch wen, wie und mit welchen Zielsetzungen unter welchen gesellschafts- und wissenschaftspolitischen Bedingungen praktiziert wurde und welche Funktionen sie in Bezug auf Systematisierungs-, Professionalisierungs- und Institutionalisierungsprozesse der Volkskunde / Folklore-Forschung in ihren verschiedenen nationalen und regionalen Ausprägungen erfüllte. Nicht zuletzt führt der Blick auf heterogene Konstellationen, der sich auch die in den oben beschriebenen Projekten entwickelten Konzeptionen ‚Wissensmilieu', ‚Wissenspraktiken' und ‚Wissensformat' zunutze macht, auf diese Weise von einer personen- oder ideenzentrierten Bearbeitung fachhistorischer Entwicklungen hin zu einer stärker relational-praxeologisch ausgerichteten Wissen(schaft)sgeschichte.[27]

Die Arbeit mit transnationalen Konstellationen dient zudem der Bewältigung der genannten forschungspraktischen Herausforderungen. Wenngleich im Projekt aufgrund begrenzter zeitlicher, sprachlicher und finanzieller Ressourcen eine regionale Fokussierung auf das westliche Europa unter besonderer Berücksichtigung der deutschsprachigen Länder, Frankreichs und Großbritanniens erfolgt,[28] kann die Zuspitzung auf solcherart abgesteckte Untersuchungseinheiten ein tieferes Verstehen geteilter Geschichte möglich machen. Sie vermag es, die vielgestaltigen Schnittstellen transnationalen Handelns und Denkens in den Mittelpunkt zu setzen und macht zugleich die Betrachtung regionaler Rückwirkungseffekte handhabbar. Zu denken ist dabei beispielsweise an den Konflikt um den Deutschen Edmund Veckenstedt, der aufgrund aufkommender Zweifel bezüglich der ‚Wissenschaftlichkeit' seiner Arbeit noch vor Beginn des Kongresses von dessen Patronatskomitee ausgeschlossen wurde.[29] Hier erscheint es lohnenswert, danach zu fragen, inwiefern sich diese transnational geführte Diskussion zur ‚Wissenschaftlichkeit' von Folklore-Studien im Nachgang des Kongresses nicht nur etwa auf Veckenstedts Stellung in Deutschland, sondern auch auf Forschungsvorhaben und Institutionalisierungsbestrebungen in anderen Regionen Europas auswirkte. Die geografische Setzung ist bei der Arbeit mit Konstellationen fortlaufend als relativ anzusehen, da sich im Verlauf des Oszillierens zwischen Konstellationselementen und weiteren Kontexten

27 Eine ausführliche Analyse ausgewählter transnationaler Konstellationen wird die im Rahmen des Projekts entstehende Dissertation leisten.

28 Dieser Schwerpunkt orientiert sich auch an den bisher recherchierten Quellen und ersten Ergebnissen, nach denen eine Dominanz von Interessenvertreter*innen aus England und Frankreich festzustellen ist.

29 Fachkollegen (allen voran Henri Gaidoz und Jan Karłowicz) hatten die Echtheit der von Veckenstedt publizierten Sammlungen angezweifelt.

immer wieder neue transnationale/-regionale Bezüge auftun. Dabei können, wie am Eingangszitat zum Londoner Folklore-Kongress deutlich wird, sogar Akteur*innen einbezogen werden, die an dem konkreten Ereignis gar nicht aktiv beteiligt gewesen sind. Das Betrachtungsinstrument der ‚transnationalen Konstellation' bewahrt also trotz notwendiger Begrenzung eine methodische Flexibilität, die auch die Sicht auf außereuropäische Akteur*innen eröffnet. Dabei helfen die fortschreitende Digitalisierung von Archivbeständen sowie verbesserte Übersetzungstechnologien – sofern sie vereinzelt, mit Bedacht und kritisch-reflektiert eingesetzt werden – finanziellen, sprachlichen wie auch geografischen Grenzen zu begegnen.

Schluss

Die Entwicklung der volkskundlich-ethnologischen Wissensproduktion ist bislang kaum als eine transnationale Verflechtungsgeschichte begriffen worden. Dies gilt selbst für die deutschsprachige Wissenschaftsgeschichte unserer Disziplin, die angesichts der erfolgreichen Institutionalisierung des Fachs ‚Volkskunde' vergleichsweise breit aufgestellt ist. Die Notwendigkeit der Aufarbeitung der Fachgeschichte nach der NS-Zeit sowie die spezifischen Herausforderungen einer in transnationalen Verflechtungen denkenden Wissenschaftsgeschichte haben dazu geführt, dass kaum weiterführende Untersuchungen vorgenommen wurden. Die Ergebnisse neuer fachgeschichtlicher Forschungsprojekte der 2010er Jahre unter Aufnahme wissensanthropologischer und -soziologischer Ansätze sowie epistemologische und methodologische Verschiebungen in den Geschichts- und Kulturwissenschaften rücken die Thematik allerdings erneut in den Fokus.

In unserem Beitrag haben wir das Wechselspiel zwischen volkskundlich-ethnologischer Fachgeschichtsschreibung und der Ausdifferenzierung wissen(schaft)sgeschichtlicher Forschung beleuchtet und Deutungsansätze zum Ausbleiben einer intensiveren Auseinandersetzung mit den transnationalen Verflechtungen in der Frühphase der Disziplin vorgestellt. Daran anknüpfend haben wir uns mit den fachhistorischen wie auch forschungspraktischen Voraussetzungen, Hypotheken und Problemlagen des Forschungsfeldes ‚transnationale Volkskunde/Folklore-Forschung' auseinandergesetzt und am Beispiel des zweiten, 1891 in London stattgefundenen internationalen Folklore-Kongresses Lösungswege vorgeschlagen, mithilfe welcher methodischer und theoretischer Ansätze und begrifflicher Setzungen das Feld fruchtbar bearbeitet werden kann.

Mit Blick auf die eingangs besprochenen Diskussionen zu den Funktionen von Fachgeschichte ist es uns ein Anliegen, das Vorhandensein transnationaler Kontakte, Interessenlagen und Arbeitsformen in der frühen Volkskunde/Folklore-Forschung nicht nur zu dokumentieren. ‚Transnationale Volkskunde/Folklore-Forschung' soll nicht allein als Befund, sondern auch als Interpretament, als Verständigungsrahmen und Deutungsmittel, betrachtet werden. Dies bedeutet, danach

zu fragen, inwiefern diese spezifische Blickrichtung und damit verbundene Konzepte und Begrifflichkeiten das Erkenntnispotenzial unserer fachhistorischen Unternehmungen erweitern können. Es sollen also auch die (Un-)Möglichkeiten einer transnationalen Wissen(schaft)sgeschichte sowie die Wissensmodi einer deutschsprachigen volkskundlich-ethnologischen Fachgeschichtsschreibung und damit verbundene disziplinäre Selbstverständnisse neu reflektiert werden. Dazu ließe sich etwa an die Arbeiten Stefan Böschens und Peter Wehlings und der von ihnen vertretenen Soziologie des Nichtwissens anknüpfen, um herauszuarbeiten, inwiefern die Geschichte transnationaler Volkskunde/Folklore-Forschung im 19. Jahrhundert als gewusstes oder nicht-gewusstes Nichtwissen zu werten ist (Böschen/Wehling 2015; Wehling 2006) und welche Funktionen und Folgen dieses Nichtwissen für das Selbstverständnis der Disziplin hat(te).[30] Ebenso könnte erörtert werden, ob und wie anhand transnationaler Ansätze einer volkskundlich-ethnologischen Wissen(schaft)sgeschichte eine „andere Geschichte der Ab- und Umwege" (Kaschuba 2012[4]: 17) imaginiert und geschrieben werden kann, mittels derer gegenwärtige Positionen und Fragen in ein neues Licht gerückt würden. Warum etwa ist das Wissen um die internationalen Folklore-Kongresse bisher so dünn? Galten sie, um auf die Diskussion über Deutungsmuster und Funktionen fachgeschichtlicher Forschung zurückzukommen, zu keinem Moment der disziplinären Selbstverortung dienlich? Oder wurden die Kongresse schlichtweg als erfolglos und deshalb irrelevant für die Weiterentwicklung des Fachs angesehen? Aus welchen Gründen und mit welchen Zielsetzungen lohnt es sich, ihnen heute wissenschaftsgeschichtlich Beachtung zu schenken? Welche Rolle könnte ‚transnationale Volkskunde/Folklore-Forschung' darüber hinaus als Verständigungsrahmen in Bezug auf aktuell hochgehaltene Forschungsprämissen wie ‚Transnationalität', ‚Relationalität' und ‚Multiskalarität' (sichtbar in Ausschreibungen, Publikationen, Projekten oder Lehrangeboten) spielen? Und welche Bedeutung könnten transferhistorische Wissen(schaft)sgeschichten für disziplinäre (Selbst-)Verortungen in einem europäischen und globalen Wissenschaftsraum haben?

Literatur

Ahrens, Frauke. 2023a. „Ethnografische Kunst oder bloß Typologie? Überlegungen zum Quellenwert publizistischer Illustrationen des 19. Jahrhunderts für eine volkskundlich-ethnologische Wissensgeschichte." *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 126/77 (1): 5–28.

30 Zentrale These Böschens und Wehlings ist, dass Wissenschaften durch die Produktion neuen Wissens stets auch Nichtwissen koproduzieren. Wissenskulturen sind laut ihnen deshalb immer auch Nichtwissenskulturen, denen sich eigens theoretisch sowie empirisch-analytisch gewidmet werden sollte.

Ahrens, Frauke. 2023b. „Zwischen Folklore-Forschung, Anthropologie und Journalismus: Paul Sébillots *Légendes et curiosités des métiers* (1895)." *Historische Anthropologie* 31 (1): 13–33. https://doi.org/10.7788/hian.2023.31.1.13.

Anderson, Benedict. 2005. *Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. 2. um ein Nachwort von Thomas Mergel erweiterte Aufl. der Neuausgabe. Frankfurt am Main: Campus.

Bagus, Anita. 2005. „Eine Untersuchung zum Institutionalisierungsprozess wissenschaftlicher Volkskunde im wilhelminischen Kaiserreich." In *Probleme und Perspektiven der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung*, hrsg. von Petr Lozoviuk und Johannes Moser, 59–66. Dresden: Thelem.

Bagus, Anita. 2017. „Forcierte Internationalität in einer nationalen Disziplin: ‚Kalte Kriege' im Transformationsprozess der Volkskunde nach 1945." *Zeitschrift für Volkskunde* 113 (2): 201–222.

Bagus, Anita. 2019. „Internationalisierungsprozesse in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie nach 1945: Bedeutungen, Chancen, Grenzen." In *Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945* (Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 9), hrsg. von Sabine Eggmann, Birgit Johler, Konrad J. Kuhn und Magdalena Puchberger, 63–85. Münster und New York: Waxmann.

Barrera-González, Andrés, Monica Heintz und Anna Horolets. 2017. „Introduction: Strength From the Margins. Restaging European Anthropologies." In *European Anthropologies*, hrsg. von Andrés Barrera-González, Monica Heintz und Anna Horolets, 1–23. New York: Berghahn Books. https://doi.org/10.2307/j.ctvw04gmt.5.

Barth, Fredrik, Andre Gingrich, Robert Parkin und Sydel Silverman. 2005. *One Discipline, Four Ways: British, German, French, and American Anthropology*. Chicago und London: University of Chicago Press. https://doi.org/10.7208/chicago/9780226038278.001.0001.

Becker, Siegfried. 2008. „Deutscher Nationalismus, Staatsgedanke und Landesbewusstsein im zeitlichen Kontext des ‚Kronprinzenwerks'." In *Ethnographie in Serie: Zu Produktion und Rezeption der „österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild"* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 28), hrsg. von Jurij Fikfak und Reinhard Johler, 326–352. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie.

Beitl, Klaus. 1998. „Lemberg – Wien und zurück: Die persönlichen und institutionellen Beziehungen zwischen der ukrainischen und österreichischen Volkskunde auf dem Gebiet der regionalen Ethnographie im damaligen Kronland Galizien: Zur Einführung eines Symposiums." In *Ethnographie ohne Grenzen: Galizien in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde* (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 15; Sonderdruck aus: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LI/100, 1997), hrsg. vom Österreichischen Museum für Volkskunde, 451–478. Wien: Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde.

Bendix, Regina und Galit Hasan-Rokem, Hrsg. 2014. *A Companion to Folklore* (Blackwell Companions to Anthropology, 15). Chichester: Wiley-Blackwell.

Birkalan-Gedik, Hande. 2018. „The Curious Travels of German Ethnology to Ottoman Turkey: Some Preliminary Thoughts on Anthropology, Ethnology and Folklore (1850–ca. 1950)."

In *Fundstücke europäisch-ethnologischen Forschens: Eine Festschrift für Helmut Eberhart*, hrsg. von Burkhard Pöttler, Katharina Eisch-Angus und Johann Verhovsek, 55–68. Münster und New York: Waxmann.

Birkalan-Gedik, Hande. 2019. „A Century of Turkish Anthropological and Ethnological Sciences (c. 1850s–1950s)" *Bérose - International Encyclopaedia of the Histories of Anthropology, Paris*. Zugriff 15. 11. 2024. https://www.berose.fr/article1791.html?lang=fr.

Blumesberger, Susanne, Li Gerhalter und Lydia Jammernegg, Hrsg. 2022. Schwerpunktthema „Archiv-, Bibliotheks- und Dokumentationspolitiken: Frauen*- und genderspezifische Zugänge". *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare* 75 (1). https://doi.org/10.31263/voebm.v75i1.

Böhnisch-Brednich, Brigitte. 1995. „Von der Individualforschung zur institutionalisierten Wissenschaft." In *Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte: Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa* (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 6), hrsg. von Kurt Dröge, 183–196. München: R. Oldenbourg Verlag.

Böhnisch-Brednich, Brigitte. 2011. „Ein nachdenklicher Blick auf Internationalität und deutsche Volkskunde." In *Mobilitäten: Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30. September 2009*, hrsg. von Reinhard Johler, Max Matter und Sabine Zinn-Thomas, 326–332. Münster et al.: Waxmann.

Boie, Jenni, Antonia Davidovic-Walther, Carsten Drieschner, Michaela Fenske, Silke Göttsch, Sabine Imeri, Wolfgang Kaschuba, Lioba Keller-Drescher und Franka Schneider. 2009. „Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: Zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert (DFG-Forschungsverbund)." In *Bilder. Bücher. Bytes: Zur Medialität des Alltags. 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Mainz vom 23. bis 26. September 2007* (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 3), hrsg. von Michael Simon, Thomas Hengartner, Timo Heimerdinger und Anne-Christin Lux, 183–199. Münster et al.: Waxmann.

Böschen, Stefan und Peter Wehling, Hrsg. 2015. *Nichtwissenskulturen und Nichtwissensdiskurse: Über den Umgang mit Nichtwissen in Wissenschaft und Öffentlichkeit* (Wissenschafts- und Technikforschung, 15). Baden-Baden: Nomos.

Chakkalakal, Silvy. 2021. „Figuration als Poiesis: Macht, Differenz und Ungleichheit in der figurationalen Kulturanalyse." In *Theoretische Reflexionen: Perspektiven der Europäischen Ethnologie* (Reimer Kulturwissenschaften), hrsg. von Peter Hinrichs, Martina Röthl und Manfred Seifert, 135–152. Berlin: Dietrich Reimer. https://doi.org/10.5771/9783496030560-135.

Cocchiara, Giuseppe. 1981. *The History of Folklore in Europe*. Aus dem Italienischen übersetzt von John N. McDaniel. Philadelphia: Institute for the Study of Human Issues.

Conrad, Sebastian. 2006. *Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich*. München: C. H. Beck.

Conrad, Sebastian und Jürgen Osterhammel. 2004. „Einleitung." In *Das Kaiserreich transnational: Deutschland in der Welt 1871–1914*, hrsg. von Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel, 7–27. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Conrad, Sebastian und Shalini Randeria. 2013. „Einleitung: Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt." In *Jenseits des Eurozentrismus: Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. 2. erweiterte Aufl., hrsg. von Sebastian Conrad, Shalini Randeria und Regina Römhild, 32–70. Frankfurt am Main und New York: Campus.

Daxelmüller, Christoph. 1992. „Jüdische Volkskunde in Mittel- und Osteuropa: Überlegungen zur Wissenschaftsgeschichte einer vergessenen Institution." *Aschkenas* 2 (1): 173–204. Zugriff 14. 11. 2024. https://doi.org/10.1515/asch.1992.2.1.173.

Daxelmüller, Christoph. 1999. „Hundert Jahre jüdische Volkskunde: Dr. Max (Meïr) Grunwald und die ‚Gesellschaft für jüdische Volkskunde'." *Aschkenas* 9 (1): 133–143. Zugriff 14. 11. 2024. https://doi.org/10.1515/asch.1999.9.1.133.

Deißner, Vera. 1997. *Die Volkskunde und ihre Methoden: Perspektiven auf die Geschichte einer „tastend-schreitenden Wissenschaft" bis 1945: Die Entstehung und Entwicklung des volkskundlich-methodologischen Paradigmas im Spannungsfeld des gesellschaftlichen Diskurses bis 1945* (Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 21). Mainz: Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz.

Dietzsch, Ina, Sabine Imeri, Wolfgang Kaschuba, Cornelia Kühn und Leonore Scholze-Irrlitz. 2009. „Horizonte ethnografischen Wissens." In *Horizonte ethnografischen Wissens: Eine Bestandsaufnahme* (alltag & kultur, 12), hrsg. von Ina Dietzsch, Wolfgang Kaschuba und Leonore Scholze-Irrlitz, 7–15. Köln et al.: Böhlau.

Dundes, Alan. 1999. *International Folkloristics: Classic Contributions by the Founders of Folklore*. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers, Incorporated. ProQuest Ebook Central.

Ege, Moritz. 2019. „Cultural Studies als Konjunktur- und Konstellationsanalyse: Zur Einleitung." *ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 13 (2): 101–104. https://doi.org/10.14361/zfk-2019-130210.

Ege, Moritz. 2022. „Konjunktur / Konstellation." In *Theoretische Reflexionen: Perspektiven der Europäischen Ethnologie* (Reimer Kulturwissenschaften), hrsg. von Peter Hinrichs, Martina Röthl und Manfred Seifert, 177–194. Berlin: Dietrich Reimer. https://doi.org/10.5771/9783496030560-177.

Eggmann, Sabine, Birgit Johler, Konrad J. Kuhn und Magdalena Puchberger, Hrsg. 2019. *Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde / Kulturwissenschaft in Europa nach 1945* (Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 9). Münster und New York: Waxmann.

Emrich, Duncan. 1946. „‚Folk-Lore': William John Thoms." *California Folklore Quarterly* 5 (4): 355–374. https://doi.org/10.2307/1495929.

Espagne, Michel. 1994. „Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle." *Genèses* 17: 112–121. Zugriff 14. 06. 2024. https://doi.org/10.3406/genes.1994.1266.

Evans, Richard J. 2016. *The Pursuit of Power: Europe 1815–1914* (The Penguin history of Europe, 7), London: Allen Lane, an imprint of Penguin Books.

Gassert, Philipp. 2012. „Transnationale Geschichte: Version: 2.0." *Docupedia-Zeitgeschichte*, 29. Oktober 2012. Zugriff 16. 04. 2024. http://docupedia.de/zg/gassert_transnationale_geschichte_v2_de_2012.

Gostmann, Peter. 2016. „Einleitung: Der Gegenstand der soziologischen Konstellationsanalyse." In *Einführung in die soziologische Konstellationsanalyse* (essentials), hrsg. von Peter Gostmann, 1–8. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10327-9_1.

Gunnell, Terry, Hrsg. 2022. *Grimm Ripples: The Legacy of the Grimms'* Deutsche Sagen *in Northern Europe* (National Cultivation of Culture, 30). Leiden und Boston: Brill. https://doi.org/10.1163/9789004511644.

Haupt, Heinz-Gerhard und Jürgen Kocka, Hrsg. 2009. *Comparative and Transnational History: Central European Approaches and New Perspectives*. New York und Oxford: Berghahn Books.

Hopkin, David. 2012. „Folklore Beyond Nationalism: Identity Politics and Scientific Cultures in a New Discipline." In *Folklore and Nationalism in Europe During the Long Nineteenth Century* (National Cultivation of Culture, 4), hrsg. von Timothy Baycroft und David Hopkin, 371–401. Leiden: Brill. https://doi.org/10.1163/9789004211834_019.

Hühn, Melanie, Dörte Lerp, Knut Petzold und Miriam Stock. 2010. „In neuen Dimensionen denken? Einführende Überlegungen zu Transnationalität, Transkulturalität, Translokalität und Transstaatlichkeit." In *Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität: Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen* (Region – Nation – Europa, 62), hrsg. von Melanie Hühn, Dörte Lerp, Knut Petzold und Miriam Stock, 11–46. Münster et al.: LIT.

Imeri, Sabine. 2017. „Sammelstellen und Deutungsagenturen: Volkskunde im Verein um 1900." In *Figurationen des Laien zwischen Forschung, Leidenschaft und politischer Mobilisierung: Museen, Archive und Erinnerungskultur in Fallstudien und Berichten* (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 127), hrsg. von Christiane Cantauw, Michael Kamp und Elisabeth Timm, 27–39. Münster und New York: Waxmann.

Imeri, Sabine. 2019. *Wissenschaft in Netzwerken: Volkskundliche Arbeit in Berlin um 1900*. Berlin: Panama.

Johler, Reinhard. 2005. „Auf der Suche nach dem ‚anderen' Europa: Eugenie Goldstern und die Wiener ‚Völkerkunde'." In *Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie: Beiträge des Abschlußsymposions zur Ausstellung „Ur-Ethnographie: Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern". Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 3. bis 5. Februar 2005* (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 18; Sonderdruck aus: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LIX/108, 2005), hrsg. vom Österreichischen Museum für Volkskunde, 151–164, Wien: Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde.

Johler, Reinhard. 2008. „Vom Leben, Nachleben und Weiterleben des ‚Kronprinzenwerks' in Österreich." In *Ethnographie in Serie: Zu Produktion und Rezeption der „österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild"* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 28), hrsg. von Jurij Fikfak und Reinhard Johler, 291–325. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie.

Johler, Reinhard. 2020. „Die Karten der Ethnographen: Volkskunden, ethnographische Karten, volkskundliche Atlanten (1850–1980)." In *Beschreiben und Vermessen: Raumwissen in der östlichen Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert* (Geschichtswissenschaft, 16), hrsg. von Reinhard Johler und Josef Wolf, 583–625. Berlin: Frank & Timme.

Kaelble, Hartmut und Jürgen Schriewer, Hrsg. 2003. *Vergleich und Transfer: Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main et al.: Campus.

Kaschuba, Wolfgang. 2012. *Einführung in die Europäische Ethnologie*. 4. aktualisierte Aufl. München: C. H. Beck. https://doi.org/10.17104/9783406635991.

Keller-Drescher, Lioba. 2017. *Vom Wissen zur Wissenschaft: Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie (1820–1950)*. Stuttgart: W. Kohlhammer.

Köstlin, Konrad. 2008. „Ethnographie als ästhetischer Kitt." In *Ethnographie in Serie: Zu Produktion und Rezeption der „österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild"* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 28), hrsg. von Jurij Fikfak und Reinhard Johler, 192–216. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie.

Köstlin, Konrad. 2011. „Volkskunde vor und zwischen den Weltkriegen: Anmerkungen zur Internationalität des Fachs." In *Mobilitäten: Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30. September 2009*, hrsg. von Reinhard Johler, Max Matter und Sabine Zinn-Thomas, 317–325. Münster et al.: Waxmann.

Kühl, Stefan. 2019. *Die Internationale der Rassisten: Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert.* 2. aktual. Aufl. Frankfurt und New York: Campus.

Kuper, Adam. 1991. „Anthropologists and the History of Anthropology." *Critique of Anthropology* 11 (2): 125–142. https://doi.org/10.1177/0308275X9101100203.

Langenohl, Andreas. 2015. „Einführung." In *Transkulturalität: Klassische Texte* (Basis-Scripte. Reader Kulturwissenschaften, 3), hrsg. von Andreas Langenohl, Ralph Poole und Manfred Weinberg, 99–111. Bielefeld: transcript.

Leerssen, Joep. 2012. „Oral Epic: The Nation Finds a Voice." In *Folklore and Nationalism During the Long Nineteenth Century* (National Cultivation of Culture, 4), hrsg. von Timothy Baycroft und David Hopkin, 11–26. Leiden: Brill. https://doi.org/10.1163/9789004211834_003.

Leerssen, Joep. 2018. *National Thought in Europe: A Cultural History.* 3. aktual. Aufl. Amsterdam: Amsterdam University Press. https://doi.org/10.2307/j.ctvwcjgtv.

Lepenies, Wolf. 1978. „Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte." *Geschichte und Gesellschaft* 4 (4): 437–451.

Mandel, Hannes. 2018. *Readers' Lore: Media, Literature, and the Making of Folk-Lore*. PhD diss. Princeton University. http://arks.princeton.edu/ark:/88435/dsp01zp38wg33v.

Moebius, Stephan. 2017. „Methodologie soziologischer Ideengeschichte." In *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Band 2: Forschungsdesign, Theorien und Methoden, hrsg. von Stephan Moebius und Andrea Ploder, 3–59. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-07608-5_1.

Müller-Wille, Staffan, Reinhardt Carsten und Marianne Sommer. 2017. „Wissenschaftsgeschichte und Wissensgeschichte." In *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*, hrsg. von Marianne Sommer, Staffan Müller-Wille und Reinhardt Carsten. Stuttgart: J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05347-3_1.

Mulsow, Martin und Marcelo Stamm, Hrsg. 2005. *Konstellationsforschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Osterhammel, Jürgen. 2010. *Die Verwandlung der Welt: Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts* (Historische Bibliothek der Gerda-Henkel-Stiftung). 5. durchgesehene Aufl. München: C. H. Beck. https://doi.org/10.17104/9783406615016.

Patel, Klaus Kiran. 2010. „Transnationale Geschichte." *Europäische Geschichte Online (EGO)*, hrsg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG) in Mainz, 3. Dezember 2010. Zugriff 16.04.2024. http://www.ieg-ego.eu/patelk-2010-de.

Rogan, Bjarne. 2008. „The Troubled Past of European Ethnology: SIEF and International Cooperation From Prague to Derry." *Ethnologia Europaea* 38 (1): 66–78. https://doi.org/10.16995/ee.1036.

Rogan, Bjarne. 2012. „The Institutionalization of Folklore." In *A Companion to Folklore* (Blackwell Companions to Anthropology, 15), hrsg. von Regina F. Bendix und Galit Hasan-Rokem, 598–630. Chichester: Wiley-Blackwell. https://doi.org/10.1002/9781118379936.ch31.

Sarasin, Philipp. 2011. „Was ist Wissensgeschichte?" *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36 (1): 159–172. Zugriff 27.11.2024. https://doi.org/10.1515/iasl.2011.010.

Schmoll, Friedemann. 2011. „Das Europa der deutschen Volkskunde: Skizzen zu Internationalisierungsprozessen in der Europäischen Ethnologie des 20. Jahrhunderts." In *Mobilitäten: Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung*. 37. *Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30. September 2009*, hrsg. von Reinhard Johler, Max Matter und Sabine Zinn-Thomas, 425–434. Münster et al.: Waxmann.

Schmoll, Friedemann. 2019. „Lokales Wissen und nationale Fachgeschichten: Plädoyer für eine Internationalisierung ethnografischer Wissenschaftsgeschichte" In *Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945* (Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 9), hrsg. von Sabine Eggmann, Birgit Johler, Konrad J. Kuhn und Magdalena Puchberger, 423–430. Münster und New York: Waxmann.

Schrire, Dani. 2010. „Raphael Patai, Jewish Folklore, Comparative Folkloristics, and American Anthropology." *Journal of Folklore Research* 47 (1–2), Special Double Issue: Ethnological Knowledges, hrsg. von Michaela Fenske und Antonia Davidovic-Walther (January/August 2010): 7–43. Zugriff 14.11.2024. https://www.jstor.org/stable/10.2979/jfr.2010.47.1-2.7. https://doi.org/10.2979/jfr.2010.47.1-2.7.

Schrire, Dani. 2013. „Anthropologie, Europäische Ethnologie, Folklore-Studien: Max Grunwald und die vielen historischen Bedeutungen der Volkskunde." *Zeitschrift für Volkskunde* 109 (1): 29–54.

Schrire, Dani. 2023. „Poetic Emancipation: Wissenschaft des Judentums and the Study of Folk-Narratives." *Fabula* 64 (3–4): 213–242. Zugriff 14.11.2024. https://doi.org/10.1515/fabula-2023-0014.

Schwab, Christiane. 2022. „Classes, Manners, Transformations: Popular Sociology in Periodi-

cal Literature (1830–1850)." *Nineteenth-Century Contexts: An Interdisciplinary Journal* 44 (2): 175–192. Zugriff 28. 05. 2024. https://doi.org/10.1080/08905495.2022.2057149.

Schwab, Christiane. 2023. „Variations of Folkloristic Discourse in European Periodical Literature: Cecilia Böhl de Faber (1796–1877), Joseph Mainzer (1801–1851), Adolf Glassbrenner (1810–1867)." *Estudis de Literatura Oral Popular/Studies in Oral Folk Literature* 23 (12): 139–154. Zugriff 29. 05. 2024. https://revistes.urv.cat/index.php/elop/article/view/3694. https://doi.org/10.17345/elop20233694.

Schwab, Christiane, Frauke Ahrens und Karin Riedl, Hrsg. 2025. *Ethnography and Folklore in Print: Cross-Genre Explorations of Nineteenth-Century Social Knowledge* (WissensKulturen/Knowledge Cultures, 2). Bielefeld: transcript.

Stocking Jr., George W. 1965. „On the Limits of ‚Presentism' and ‚Historicism' in the Historiography of the Behavioral Sciences." *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 1 (3): 211–218. https://doi.org/10.1002/1520–6696(196507)1:3<211::AID-JHBS2300010302>3.0.CO;2-W.

Stocking, George. 1999. „Presentism and Historicism Once Again: The History of British Anthropology as Intellectual and Personal History." *Journal of Victorian Culture* 4 (2): 328–335. https://doi.org/10.1080/13555509909505998.

Thoms, William. 1996[1846]. Folk-Lore. The Athenaeum, August 22, 1846. Facsimile Druck in *Journal of Folklore Research* 33 (3): 187–189.

Voisenat, Claudie. 2001. „Les archives improbables de Paul Sébillot." *Gradhiva. Revue d'histoire et d'archives de l'anthropologie* 30–31: 153–166. Zugriff 24. 04. 2024. https://www.persee.fr/doc/gradh_0764-8928_2001_num_30_1_1270. https://doi.org/10.3406/gradh.2001.1270.

Warneken, Bernd Jürgen. 1999. „‚Völkisch nicht beschränkte Volkskunde': Eine Erinnerung an die Gründungsphase des Fachs vor 100 Jahren." *Zeitschrift für Volkskunde* 95 (2): 169–196.

Warneken, Bernd Jürgen. 2003. „Volkskundliche Kulturwissenschaft als postprimitivistisches Fach." In *Unterwelten der Kultur: Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft*, hrsg. von Kaspar Maase und Bernd Jürgen Warneken, 119–141. Köln et al.: Böhlau.

Warneken, Bernd Jürgen. 2005. „Das primitivistische Erbe der Volkskunde." In *Eugenie Goldstern und ihre Stellung in der Ethnographie: Beiträge des Abschlußsymposions zur Ausstellung „Ur-Ethnographie: Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern". Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, 3. bis 5. Februar 2005* (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 18; Sonderdruck aus: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LIX/108, 2005), hrsg. vom Österreichischen Museum für Volkskunde, 133–150, Wien: Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde.

Warneken, Bernd Jürgen. 2011. „Der zähe Mythos von der Nationalborniertheit der frühen Volkskunde (1890–1914)." In *Mobilitäten: Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30. September 2009*, hrsg. von Reinhard Johler, Max Matter und Sabine Zinn-Thomas, 310–316. Münster et al.: Waxmann.

Wehling, Peter. 2006. *Im Schatten des Wissens? Perspektiven der Soziologie des Nichtwissens* (Theorie und Methode: Sozialwissenschaften, 40). Konstanz: UVK.

Weinhold, Karl. 1890. „Was soll die Volkskunde leisten?“ *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 20 (1): 1–5.

Werner, Michael und Bénédicte Zimmermann. 2002. „Vergleich, Transfer, Verflechtung: Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen.“ *Geschichte und Gesellschaft* 28 (4): 607–636.

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der HU Berlin. o. D. „Forschungsprojekt ‚Re-Imagining the Archive: Sexual Politics and Postcolonial Entanglements‘.“ Zugriff 23. 04. 2024. https://www.gender.hu-berlin.de/de/forschung/re-imagining_the_archive/re-imagining_the_archive.

Zinnecker, Andrea. 1996. *Romantik, Rock und Kamisol: Volkskunde auf dem Weg ins Dritte Reich – die Riehl-Rezeption* (Internationale Hochschulschriften, 192). Münster und New York: Waxmann.

Politisierung der Wissenschaft

Irgendwas verändert sich gerade. Allenthalben werden Künstler*innen oder Wissenschaftler*innen ausgeladen oder boykottiert, weil ihre Länder Krieg führen oder sie Positionen vertreten, die ein Teil ihrer *Community* als gefährlich einstuft. Von öffentlichen Institutionen wird erwartet, dass sie jenseits ihres engeren Zuständigkeitsbereichs Positionen zu den großen Fragen der Zeit beziehen: zu Kriegen, Klimawandel, Migration oder Antisemitismus. Die „Culture Wars" genannten Kulturkämpfe in den USA oder die zunehmenden Restriktionen in illiberalen Autokratien und rechtspopulistisch dominierten Demokratien gegen Minderheitenpositionen künden von einer neuen Radikalisierung, die den Raum des Sag- und Denkbaren beschränkt und dabei auch vor den Kultureinrichtungen und den Wissenschaften nicht Halt macht. Und *Social Media* tut ihr Übriges. Die politische Instrumentalisierung des Wissens und der Wissenschaft schreitet voran, aggressiv und gänzlich ungeniert.

Was heißt das für die EKW? Die Lust an der politischen Intervention, am aktiven Eintreten für bestimmte normative Positionen, kennzeichnet die Volkskunde / EKW seit ihren Anfängen. Waren die Interventionen zunächst affirmativ auf das Bewahren der vermeintlich tradierten „Volkskultur" ausgerichtet („Heimat-, Brauch- und Volkstumspflege"), so emanzipierte sich das Fach in den 1960er- und 1970er-Jahren zu einer kritischen Sozialwissenschaft, damals vor allem von dem Bedürfnis getragen, sich von der regimenahen Volkskunde der NS-Zeit abzugrenzen. Seitdem gehen die Meinungen darüber, wie politisch engagiert das Fach sein sollte, auseinander. Die empirisch fundierte und zunehmend verwissenschaftlichte Kulturanalyse jedenfalls vollzog sich stets im Spannungsfeld von distanzierter Beschreibung und Interpretation und dem Vertreten normativer bis ideologischer Haltungen.

Diesem Spannungsfeld widmet sich inzwischen auch die Wissenschaft verstärkt. Der ehemalige DFG-Präsident Peter Strohschneider nimmt sich unter dem Titel *Wahrheiten und Mehrheiten* (C. H. Beck 2024) den *Science Activism* vor, dem er fehlenden Respekt vor der demokratischen Willensbildung und eine mangelnde Offenheit für alternative Positionen vorhält, mithin eine Unfähigkeit, die eigenen Hypothesen infrage zu stellen und politische Kompromisse zu akzeptieren. Aus der EKW haben jüngst Marion Näser-Lather (Innsbruck) und Timo Heimerdinger (Freiburg) einen Sammelband zum Thema *Position beziehen, Haltung zeigen?!* (Waxmann 2024) herausgegeben, in dem sie für eine Haltung plädieren, „die darin besteht, zunächst nicht mitzumischen, die Welt im unmittelbaren Sinn zu gestalten oder [...] ‚ver-

bessern' zu wollen, sondern vielmehr zunächst aus einer gewissen Distanz heraus zu beobachten, zu dokumentieren, zu verstehen und zu analysieren, um in einem zweiten Schritt den Ertrag dieser Beobachtungsarbeit dann weiter zu kontextualisieren und ggf. auch wertend einzuordnen". Sie argumentieren also idealiter für eine Trennung von Analyse und Bewertung, „genau darin läge dann der spezifische und – wenn man so will – gesellschaftliche Beitrag der wissenschaftlichen Arbeit."

Beide fassen ihre Position im einleitenden Text dieses Forums nochmals zusammen und unterscheiden zwischen vorgängigem Positioniert-Sein, passivem Positioniert-Werden und aktivem Position-Beziehen. Diese Heuristik steht am Anfang dieses Forums, das sich der alten und doch immer wieder neu zu bearbeitenden Frage widmet, inwieweit sich Wissenschaft politisch positionieren darf/soll/muss. Wo liegen Grenzen der Intervention? Wann wird die für wissenschaftliche Erkenntnis zentrale Revisionsoffenheit unterminiert? Warum stellen sich diese Fragen heute mit neuer Dringlichkeit? Wie neu sind sie eigentlich?

Wissenschaftsgeschichtlich geht diesen Fragen Monique Scheer (Tübingen) mit ihrer Reflexion über das Wertfreiheitspostulat Max Webers nach, das sie in seinen zeitlichen Kontext einordnet und dabei fragt, was wir heute noch davon lernen können. Čarna Brković (Mainz) zeigt an ihrem eigenen Bildungsweg in der Volkskunde, wie sie lernte, dass jede Form kulturwissenschaftlicher Erkenntnisstiftung politisch ist. Jens Adam (Cottbus) beschreibt am Beispiel Polens, wie illiberale Politik der Wissenschaft die Grundlage entzieht. Und Olga Reznikova (Innsbruck) denkt über die Pendelbewegungen des Fachs zwischen Affirmation und Aktivismus nach.

TT

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.06

Marion Näser-Lather und Timo Heimerdinger

Positionen der Positionierung

Die Empirische Kulturwissenschaft ist seit ihren volkskundlichen Anfängen politisch. Die aktive Bezugnahme auf gesellschaftliche – und damit immer auch politische – Fragen durchzieht die Fachgeschichte. Spätestens seit der Falkensteiner Tagung 1970 und der Verständigungsformel in der Falkensteiner Resolution gehört das explizite Ziel „an der Lösung sozio-kulturaler Probleme mitzuwirken" zur DNA unseres Faches. Gleichgültige Positionslosigkeit war und ist also keine Option, zumal die gesteigerte Schlagzahl social-medialer Öffentlichkeiten heute hohe Reaktivität erfordert. Wir sind alle situiert und positioniert, so ein berühmtes Zitat von Donna Haraway. Nur: Was bedeutet dies?

Positionierungen ethnografisch Forschender vollziehen sich in verschiedenen Modi, die zwar nur heuristisch scharf voneinander abgegrenzt werden können, gleichwohl jedoch der Unterscheidung bedürfen: als – teils unbewusstes – vorgängiges Positioniert-Sein, als passives Positioniert-Werden und als aktives Position-Beziehen. Diese drei Formen der Positionierung durchdringen einander, sind Teil eines Netzwerkes und beinhalten Diskurse, Materialitäten und Handlungen von Forschenden und Feldpartner*innen. Sie interagieren miteinander und verändern sich über die Zeit hinweg. Die einzelnen Aspekte dieses Prozesses bringen unterschiedliche forschungsethische Implikationen mit sich.

Positioniert-Sein: Wir sind bereits unweigerlich vor dem Feldeintritt positioniert, dies beinhaltet ethische, politische oder weltanschauliche Überzeugungen. Sie hängen auch davon ab, inwieweit wir im Hinblick auf Werte eine universalistische oder eine relativistische Haltung vertreten, inwieweit unsere Werte von denen der Feldpartner*innen divergieren und wo wir uns zwischen größtmöglicher Neutralität am einen und eingreifender Forschung am anderen Ende der Skala verorten. Positioniert-Sein wird zudem konfiguriert durch unsere intersektionale Position in Relation zum Feld durch geschlechtsspezifische Identitäten und Orientierungen, Alter, Klasse, ethnische Zugehörigkeit, Rassifizierung und Able-Bodiedness. Diese intersektionale Position kann unterschiedliche Machtkonstellationen zwischen uns und dem Feld zur Folge haben (*studying up* vs. *studying down* vs. *studying sideways*). Wir sind also zwangsläufig immer schon positioniert, Forschung außerhalb dieser Positionierung gibt es nicht.

Positioniert-Werden: Einige Bestandteile des Positioniert-Seins beziehungsweise ihrer Oberflächenphänomene werden von den Feldpartner*innen wahrgenommen und fließen somit als Voraussetzung in Akte des Positioniert-Werdens ein, in denen uns Eigenschaften und mit ihnen verbundene Rollen zugeschrieben werden. Verschiedene Feldakteur*innen und Öffentlichkeiten können uns dabei in Abhängigkeit von ihrer eigenen Position, ihrer Perspektive und ihren Interessen jeweils unterschiedlich positionieren. Dies geschieht in Auseinandersetzung mit unseren Äußerungen und Handlungen, zum einen während der Feldforschung und zum anderen in Form der Repräsentation des Felds, durch Dissemination der Forschungsergebnisse oder durch politische Vertretung von Feldakteur*innen (Intervention). Positioniert-Werden äußert sich wiederum in Handlungen und Äußerungen von Feldpartner*innen und auch Öffentlichkeiten, die sich auf den Feldzugang auswirken und die Wahrnehmungen weiterer, nicht unmittelbar zum Feld gehörender Akteur*innen und weiterer Öffentlichkeiten beeinflussen können. Diese werden als indirekte Interaktionspartner*innen eventuell von uns nicht oder nicht von Anfang an mitgedacht, können aber dennoch unsere Feld-Interaktion, unsere Sprachfähigkeit und unsere Deutungsmacht beeinflussen. Forschung außerhalb dieses Positioniert-Werdens gibt es also auch nicht.

Position-Beziehen: Positioniert-Sein und Positioniert-Werden veranlassen uns schließlich zu aktiven Akten des Position-Beziehens, sei es in Form der Bestätigung oder Zurückweisung einer zugeschriebenen Positionierung – etwa, wenn wir als Vertreter*in einer Gruppe gelesen werden und wir uns in entweder von dieser Gruppe abgrenzen oder die Zugehörigkeit bestätigen (*boundary work*) oder aber zum Nutzen der Feldpartner*innen in das Feld eingreifen möchten (*action anthropology*).

Positioniert-Sein, Positioniert-Werden und Position-Beziehen entwickeln sich in einem dynamischen Prozess, der in jeweils mehr oder weniger großen Anteilen weder planbar ist noch (bewusster) Kontrolle unterliegt. Wenn Forschung ergebnisoffen ist, dann bedeutet das auch, dass alle Formen der Positionierung und des Positioniert-Werdens im Forschungsprozess flexibel sind – und bleiben müssen.

Was folgt nun daraus? Dazu gibt es unterschiedliche Auffassungen und Strategien, die auf das Produktivmachen der Positioniertheit abzielen. Wir möchten dafür plädieren, die Positionierungseffekte im Forschungsprozess selbst zu minimieren und in jedem Fall flexibel zu halten. Das bedeutet: Selbst beim Position-Beziehen sollte die Trennung zwischen Analyse und Bewertung so gut es geht aufrechterhalten werden. Abgesehen von Extremsituationen, die ein sofortiges Eingreifen als Mitmenschen erfordern, sollten Forschende sich in ihrer Positioniertheit erst einmal zurücknehmen, beispielsweise auch in ihrer emotionalen Bewertung, um keine *empathy wall* entstehen zu lassen und um Verstehensprozesse zu ermöglichen. Dies erscheint uns als geeigneter Weg, um eine ergebnisoffene Forschung zu gewährleisten, die gleichzeitig dem Anspruch an die ethnografische Methode gerecht wird: n und Ereignisse dicht, facettenreich und multiperspektivisch darzustellen. Das ist keine Kleinigkeit, in Zeiten der populistischen Verkürzung nötiger denn je und allein deswegen schon hoffentlich auch ein Beitrag „zur Lösung sozio-kulturaler Probleme“.

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.07

Monique Scheer

Wissen und Wertung

In den Debatten über die Politisierung der Wissenschaft wird häufig auf deren Befähigung und Verpflichtung, ‚Objektivität‘ zu wahren, verwiesen. Die Aufgabe der Wissenschaft sei es, im Streben nach wahrer *Erkenntnis* gesichertes *Wissen* zu produzieren, das auf *Fakten* basiert. Fakten werden meist als ‚objektiv richtig‘ dargestellte Sachverhalte verstanden. Dabei heißt ‚objektiv‘ zweierlei: Erstens bildet es einen Gegensatz zum rein ‚subjektiven‘ Eindruck, also vom individuell beschränkten Blick

auf die Welt; zweitens den Gegensatz zur ‚wertenden' Darstellung, die von eigenen, subjektiven Interessen geleitet ist. Die methodologisch verbürgte Ausschaltung des Subjekts gilt daher als Garant einer objektiven, da ‚neutralen' wissenschaftlichen Tätigkeit.

Während die Naturwissenschaften diese Art von Wissensproduktion scheinbar vorbildhaft etablieren konnten, indem sie die empirisch erfahrbaren Tatsachen der materiellen Welt ermitteln und daraus Theorien zu gesetzmäßig ablaufenden Prozessen entwerfen und immer wieder mit neuen Tatsachenermittlungen testen, gilt dieses Modell in der textbasierten Wissensproduktion der Geisteswissenschaften zuweilen abwertend als ‚naiv positivistisch'. In der Tat ergibt eine bloße Auflistung von historischen Fakten keine geschichtswissenschaftliche Studie, die Publikation von Feldnotizen keine Ethnografie. Erst die Analyse der Zusammenhänge dieser Fakten mündet in ein Narrativ, das etwas ‚Wahres' über die Welt mitteilt, d. h. eine faktenbasierte, plausible und unparteiische Erzählung, die als methodisch gewonnenes Wissen gelten kann. Die interpretativen Entscheidungen, die ein solches Narrativ erfordern, beinhalten zwangsläufig Bewertungen, die jedoch nicht deshalb ‚rein subjektiv' sind.

Genau das betont Max Weber in der Ausformulierung seines ‚Wertfreiheitsgebots' der Wissenschaft, auf das in letzter Zeit häufig rekurriert wird, weil vermeintlich dagegen verstoßen werde. Wenn man dieses Ideal aufruft, gilt es zu bedenken, dass sich sein Konzept speziell auf sein damaliges Fach der ‚Nationalökonomie' im Schnittfeld der heutigen Sozial-, Politik- und Geschichtswissenschaft bezog. In der hochgradig politisch aufgeladenen Zeit zwischen der Vereinigung Deutschlands 1871 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs rang er um eine Formulierung dessen, was eine ‚objektive' Sozialforschung und Kulturanalyse sei. Seine Lösung war die klare Aufgabenteilung zwischen Politik und Wissenschaft. In seinem Aufsatz „Die ‚Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnisse" von 1904 stellte Weber einerseits klar, dass die Erfahrungswissenschaft nicht die Aufgabe habe, Werte im Sinne von Normen oder erstrebenswerten Idealen zu ermitteln. Im Gegensatz zu ausgesprochen normativen Wissenschaften (Ästhetik, Jura, Pädagogik, Ethik u. v. m.), deren Aufgabe in der Bewertung von Dingen als ‚besser' und ‚schlechter' liegt, war seine Sozialwissenschaft eine deskriptiv-analysierende. Sie sollte schlichte Wissensbestände zur Verfügung stellen, mit deren Hilfe die Politik Werturteile fällen können sollte. Andererseits bringt er deutlich zum Ausdruck, dass selbst eine nicht-normative Wissenschaft Kritik an politischen Entscheidungen formulieren könne, etwa über deren Praktikabilität oder Folgewirkungen. Sie kann auch Auskunft geben über historische Hintergründe und Bedeutung derjenigen Normen und Ideale, die hinter solchen Entscheidungen stehen.

Weber, von der Kritischen Theorie gerne als bürgerlich-‚affirmativ' charakterisiert, sah also durchaus eine kritische Rolle für die empirische Sozialforschung

vor. Er versteht die ‚Wertfreiheit' nicht in einem absoluten Sinne, wenn er schreibt, dass methodisch vollkommen legitime Entscheidungen in der Wissenschaft, allen voran die Wahl des Forschungsgegenstands, von Bewertungen und Interessen geleitet seien, gerade in der Kulturwissenschaft. Denn im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, deren Erkenntnisgegenstände alle gleichermaßen sinnvoll erscheinen können, werden in den Geisteswissenschaften ‚würdige' Gegenstände anhand von ‚Wertbeziehungen' definiert. Weber ermahnte aber auch hier seine wertkonservativen, bürgerlichen Kollegen zu mehr ‚Objektivität': „Eine Kulturerscheinung ist die Prostitution so gut wie die Religion oder das Geld", schreibt er und zeichnet damit eine Grundhaltung der kulturanthropologischen Forschungsweise vor. Schließlich verurteilte Weber auch nicht die politische Tätigkeit eines Wissenschaftlers, solange die wissenschaftliche und politische Tätigkeit nicht vermischt und die Rolle, die man gerade einnimmt, deutlich gemacht wird. Er selbst war in Parteien des liberalen Spektrums engagiert. Max Weber erkannte die Interdependenz von Politik und Wissenschaft, versuchte sie nicht komplett auseinanderzuhalten, warnte aber vor einer Politisierung der Wissenschaft, die den Unterschied zwischen ihren Geltungsbereichen nicht aufrechterhält.

Die EKW – gewissermaßen aus dem Positivismusstreit, einer späteren Version dieser wissenschaftstheoretischen Debatte, geboren – greift immer wieder gerne politisch engagierte, emanzipatorische Ansätze auf, die eine ‚interventionistische Wissenschaft' befördert haben. Auch unsere nicht-normative, analytisch-beschreibende Disziplin wird spätestens dann politisch, wenn Machtbeziehungen im Untersuchungsfeld analysiert werden, und sie fragt: Welche Deutungseliten bestimmen die herrschenden Ideologien? Welche alltäglichen Praktiken unterwandern sie? Welcher ‚Eigensinn', welche Stimmen sprechen aus den Quellen und Interviews? Die Antworten darauf können objektiv, wertfrei und politisch zugleich sein.

Es mag sein, dass wir uns in der EKW deshalb über die Empörung in der Presse über angeblich grassierende Verletzungen des Objektivitätsgebots in den Geistes- und Sozialwissenschaften wundern. Solche Empörung deutet auf das Grenzgebiet zwischen Politik und Moral, die eng beieinanderliegen. ‚Moral' wird landläufig als die kleine Schwester der männlich konnotierten, weil rationalen und wichtigen ‚Politik' behandelt: Moral sei gefühlig und die ‚Waffe der Schwachen', die keinen Zugang zur ‚echten' politischen Macht haben – also der Frauen, der unterbürgerlichen Schichten, der Unterdrückten dieser Welt. Emanzipatorische Bewegungen, die sich politisch (!) für die Rechte und die Gleichheit genau dieser Gruppen einsetzen, werden in ihrer Arbeit regelmäßig mit dem Vorwurf der ‚Moralisierung' abgewertet, um die Rationalität und damit Legitimität ihrer Ziele in Abrede zu stellen. Wissenschaftliche Arbeit zu diesen politischen Themen wird entsprechend als ‚moralisch' abqualifiziert, mit Verweis auf die gebotene ‚Wertfreiheit'. Man kann aber mit Weber auch argumentieren, dass diese ‚Moral' nichts anderes als die Orientierung an Werten und Interes-

sen ist, die die Auswahl eines Forschungsgegenstands begleitet. Das entbindet nicht von der methodischen Pflicht, entsprechend wissenschaftlich zu arbeiten: objektiv und faktenbasiert Daten zu sammeln, Quellen zu lesen, Empirie zu interpretieren.

Webers Überlegungen stammen aus einer anderen Zeit. Seine beiden berühmten Reden zu Wissenschaft und Politik ‚als Beruf' trug er politisch engagierten Studierenden am Ende des Ersten Weltkriegs vor. Deren Nationalismus und romantischen Beschwörungen von ‚Erlebnis' und ‚Authentizität' hielt er eine Besinnung auf sachlich-methodischen Erkenntnisgewinn und Verantwortungspolitik entgegen. Mit dem Aufstieg von Rechtspopulismus werden in der Universität wieder emotionale Debatten geführt. Antiliberale Kräfte sehen in der Wissenschaft eine Gegnerin, weil sie nicht immer genau die Resultate produzieren wird, die der autoritären Agenda entgegenkommen. Webers Plädoyer passt auch zu dieser neuen politischen Konstellation, nicht weil es auf eine vermeintliche Neutralität pocht, sondern weil es uns auffordert, uns die Interdependenz von Wissen und Werten bewusst zu machen und sie zu nutzen.

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.08

Čarna Brković

Von der Suspendierung zum Engagement und zurück

Vor zwanzig Jahren, als ich Volkskunde (*Etnologija i antropologija*) an der Universität Belgrad studierte, belegte ich einen Kurs über die materielle Kultur Serbiens. Ich musste lernen, die verschiedenen Haustypen und Volkstrachten zu unterscheiden, die als typisch für Kosovo, Šumadija, die Vojvodina und andere „serbische Regionen" galten. Eine übliche Aufgabe für Volkskundestudierende, könnte man meinen. Doch genau zu dieser Zeit fanden von den Vereinten Nationen unterstützte internationale Verhandlungen über den Status des Kosovo statt – ein Land, das versuchte, seine Unabhängigkeit von Serbien international anerkennen zu lassen.

Es hatte ein besonderes politisches Gewicht, zu behaupten, dass die Volkstrachten und Haustypen lediglich regionale und keine nationalen Unterschiede widerspiegelten. Volkskundliches Wissen wurde genutzt, um nationale Einzigartigkeit zu beanspruchen – oder solchen Ansprüchen anderer entgegenzutreten. Damit legitimierte man verschiedene gewaltsame Versuche, Staatsgrenzen hier statt dort zu ziehen – und diejenigen ethnisch zu „säubern", die „nicht hineinpassten". Diese Erfahrung hat mich eine der wichtigsten Erkenntnisse unseres Fachs gelehrt: Volkskundliches Wissen ist niemals unpolitisch. Schließlich beschäftigen wir uns mit Menschen.

Wenn volkskundliches Wissen per se politisch ist, bedeutet das, dass wir als Europäische Ethnolog:innen, Empirische Kulturwissenschaftler:innen und Kulturanthropolog:innen bestimmte politische Positionen in unserer Arbeit vertreten sollten? Ja und nein – es kommt darauf an. Eine spezifische Dynamik von Suspendierung und Engagement ist grundlegend für unser Fach – insbesondere für unsere Arbeit in der Lehre.

Der Seminarraum kann ein Raum des Denkens sein, mit Hannah Arendt verstanden als „the quiet in the center of a storm which, though totally unlike the storm, still belongs to it". Universitätslehrende sind in der Regel keine politischen Entscheidungsträger:innen, aber wir bilden einige von ihnen aus. Ein zentrales Element unserer akademischen Praxis ist es, zukünftigen Entscheidungsträger:innen beizubringen, wie man das Urteilen aussetzt, die Gewissheit der Außenwelt pausiert, Raum für andere Perspektiven öffnet und Fragen zu dem stellt, was selbstverständlich erscheint.

Anstatt die hegemoniale Gewissheit (und inhärente Gewalt) staatlicher Projekte des Grenzen-Ziehens durch das Studium klar definierter Kategorien von „Eigenen" und „Fremden" zu stärken, sollten wir in unseren Seminarräumen Raum für Komplexität und Ambiguität schaffen.

Der Unterricht in Kulturwissenschaft könnte den Studierenden die Möglichkeit bieten, zu erkunden, was ignoriert werden musste, um einen bestimmten Baustil oder eine Volkstracht als „serbisch" oder eher als „montenegrinisch" oder „albanisch" zu kategorisieren. Welche Stimmen, Überschneidungen, Entlehnungen, Parallelen, Ähnlichkeiten und Resonanzen mussten zum Schweigen gebracht oder hervorgehoben werden, damit ein solcher Akt der Kategorisierung stattfinden konnte?

Es ist ein zutiefst politischer Akt, den Seminarraum zu einem Raum der Reflexion über die Spannungen, Ambivalenzen und Widersprüche des Alltags zu machen. Dies steht im Gegensatz zum Versuch, eine einzige, singuläre Wahrheit oder eine singuläre politische Position zu vertreten. Der Lehr- und Lernraum bietet eine Plattform, um Fragen zu stellen, Fehler zu machen und unterschiedlich positionierte Stimmen zusammenzubringen.

Dies ist entscheidend für ein Fach, das sich nicht für das „Eigene" oder „Fremde" interessiert, sondern dafür, wie die Grenze zwischen ihnen geschmiedet, verhandelt, umkämpft und im Laufe der Zeit an verschiedenen Orten transformiert wurde. Mit unserem Wissen können wir unseren Studierenden helfen, komplexe und ambivalente soziale, kulturelle, wirtschaftliche und politische Prozesse zu verstehen, durch die sich politische Gemeinschaften historisch in Europa entwickelt haben.

Man muss klar sagen, dass ich Volkskunde in Belgrad studieren konnte, weil die serbisch-montenegrinische (jugoslawische) Polizei und Armee im Kosovo Gewalt ausübte – und nicht umgekehrt. Während es in den Jugoslawienkriegen auf allen „Seiten" Kriegsverbrechen und Gewalt gab, waren sie nicht „alle gleich". Es gab einen

ganzen Staats- und Militärapparat, der im Namen Serbiens handelte – und das war im Kosovo einfach nicht der Fall. Solche Machtunterschiede sichtbar zu machen ist ebenfalls entscheidend.

Warum habe ich diese Reflexion mit einem Beispiel aus Serbien begonnen? Es mag veraltet erscheinen, wenn man bedenkt, dass deutschsprachige Volkskunde bereits in den 1970er-Jahren eine Auseinandersetzung mit den Grenzen der Volkskultur und deren Rolle im politischen Projekt des Nationalsozialismus führte. Ich tue dies, weil mir in den letzten zwölf Monaten bestimmte Parallelen zwischen Deutschland und dem autoritären Serbien der 1990er-Jahre bewusst wurden. Natürlich gibt es wichtige Unterschiede. Dennoch haben mich diese Parallelen überrascht.

Die gegenwärtige Kontrolle über das Denken in Deutschland führt dazu, dass Ambivalenzen und Komplexitäten ausgelöscht werden – und diese sind ein notwendiger Teil menschlicher Pluralität. Als Lehrende tragen wir die Verantwortung, unseren Studierenden beizubringen, wie man mit Komplexitäten und Ambivalenzen umgeht und gleichzeitig im Blick behält, wie diese durch todbringende Hierarchien und Ungleichheiten geordnet werden. Das ist ein Balanceakt, der Wissenschaft sowohl politisch relevant als auch wahrhaftiger macht.

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.09

Jens Adam

Ethnografie im *Stellungskrieg*

Im Rahmen meiner Forschungen zu Rechtspopulismus und autoritären Verschiebungen in Polen erschien mir eine „neue Politisierung der Wissenschaft" nicht als das vordringlichste Problem. Vielmehr bin ich auf eine politische Praxis gestoßen, die nicht-affirmative Sozial- und Kulturwissenschaften ignoriert und zugleich sukzessive die Räume besetzt, in denen kritisches Denken sich entfalten kann. Eine Strategie rechter Politiker:innen und Medien bestand hier in der kontinuierlichen Flutung öffentlicher Debatten mit affektiv aufgeladenen Narrativen, mit Behauptungen und Anschuldigungen, die Fakten und Lügen mischen, sodass eine auf Erfahrung und Evidenz basierende Diskussion gesellschaftlicher Problemstellungen unmöglich wurde. Dies zeigte sich in keinem Bereich so deutlich wie in den Auseinandersetzungen um Migration und Grenze, die in den Regierungsjahren der Partei *Recht und Gerechtigkeit* (2015–2023) immer wieder befeuert wurden.

Eine kurze Sequenz zur Untermalung dieser These: Im September 2021 präsentierten die beiden polnischen Minister für Inneres und Verteidigung in einer Pressekonferenz Bildmaterialien, die – so zumindest ihre Erklärung – Sicherheitsdienste

auf den mobilen Telefonen „illegaler Migranten" im polnisch-belarusischen Grenzgebiet gefunden hätten: Darstellungen von Enthauptungen und anderen Gewaltszenen, von religiösen Schriften und islamistischen Terroristen sowie Bilder mit Motiven aus Moskau – die eine Steuerung der Flüchtenden durch die russische Regierung beweisen sollten – wurden projiziert und live in das ganze Land übertragen. Den dramaturgischen Höhepunkt bildete die Präsentation einer Fotografie, die einen Mann – angeblich einen an der Grenze festgesetzten Fluchtmigranten – beim Geschlechtsakt mit einem Huftier zeigte. Auch wenn regierungskritische Internetnutzer:innen viele der Bilder schnell als Fälschungen identifizierten und somit höchste Repräsentanten des polnischen Staates der öffentlichen Lüge überführten – die Motive, Narrative und negativen Emotionen waren in der Welt, zirkulierten durch die (sozialen) Medien und überschwemmten die öffentliche Debatte.

Mich begleitete bei meinen ethnografischen Erkundungen solcher Konstellationen ein Zitat von Achille Mbembe. Auf einer seiner Kölner Vorlesungen im Jahr 2019 bezeichnete er den

> „Fremden als gefährlich, wenn auch nicht im üblichen Sinne. Denn der Fremde ist (...) jene Figur, die uns mit Unvernunft bedroht. Wenn wir diese Figur sehen und nicht vorsichtig sind, so werden wir wahrscheinlich unsere Vernunft verlieren."

Ist es nicht ein solcher Verlust kollektiver Vernunft, den es gegenwärtig in Debatten zu Flucht und Migration vielerorts ethnografisch zu dokumentieren gilt?

Nun wäre dies vor dem Hintergrund der theoretischen und methodologischen Debatten unseres Faches ein schwieriger Befund. Nicht zuletzt inspiriert durch Michel Foucault fragen wir in der politischen Anthropologie weniger danach, ob eine Regierungspraxis als rational oder irrational zu klassifizieren ist, sondern vielmehr nach der jeweils spezifischen Rationalitätsform, die sie hervorruft. Dies bedeutet etwa, eher aus der Distanz, neu auftauchende Verschränkungen von Wahrheitsregimen und Machteffekten ethnografisch nachzuzeichnen. Richard Rottenburg hat in einer verwandten Weise von dem „methodischen Agnostizismus" in den ethnologischen Fächern gesprochen, der den Glauben an Geister, die moderne Wissenschaft oder eben die Bedrohung durch rassifizierte Andere in gleicher Form adressiert – als für von bestimmten Gruppen für wahr gehaltene Weltbilder, deren Entstehung, Komposition und Überzeugungskraft es zu verstehen gilt.

Eva Illouz hat hierzu kürzlich eine stärker in der Kritischen Theorie verankerte Gegenposition bezogen. In Anbetracht der gegenwärtig um sich greifenden „haarsträubenden Verschwörungstheorien", schreibt sie in ihrem Buch *Undemokratische Emotionen,*

> „können wir uns den Luxus der Annahme, dass alle Perspektiven gleich oder gleich gut fundiert sind, nicht mehr leisten. Genauso wenig können wir es uns leisten, die Manipulationen zu ignorieren, die eine zunehmend raffiniertere, in den Fertigkeiten

> der Meinungssteuerung und im Streuen von Gerüchten außerordentlich versierte politische Klasse vornimmt."

Und falls diese Position eine weitere Unterstützung benötigt hätte, so bietet aktuell die öffentlich inszenierte Allianz zwischen Donald Trump und Elon Musk eine eindrückliche Illustration für die Bemühungen eines rechten medial-politischen Unternehmertums, eine liberale Demokratie in eine zunehmend autoritär regierte, technokapitalistische Oligarchie zu verwandeln.

Aus meiner Perspektive beschreiben diese beiden Positionen das Spannungsfeld, in dem sich ethnografische Forschungen zu Rechtspopulismus und autoritären Entwicklungen verorten müssen. Die jüngeren Entwicklungen in Polen, Ungarn oder der Slowakei zeigen uns dabei sehr deutlich: Rechtspopulistische Regierungen zwingen Gesellschaften in einen zunehmend offensiv ausgetragenen kulturpolitischen „Stellungskrieg" (Antonio Gramsci). In bemerkenswerter Schamlosigkeit eignen sie sich öffentliche Institutionen an, ersetzen hier Führungspersonal durch Parteigänger:innen und integrieren sie in Infrastrukturen zur Mobilisierung ihrer einseitigen Narrative. Die Geländegewinne, die sich hierdurch erzielen lassen, sind erheblich. Es handelt sich hierbei um einen Regierungsmodus, den wir sicherlich nicht als irrational klassifizieren sollten. Aus meiner Perspektive ist er aber sehr deutlich darauf ausgerichtet, die Räume zu besetzen, in denen kritisches Denken sich entwickeln und evidenzbasierte Diskussionen stattfinden können. Er ist somit auch darauf ausgerichtet, die Bedingungen der Möglichkeit gesellschaftlicher Vernunft sukzessive zu zerstören.

Vor diesem Hintergrund bin ich zunehmend skeptisch, ob eine Haltung der Distanz, wie sie hier auch in der Einleitung skizziert wird, sich weiterhin durchhalten lässt. Sind wir nicht vielmehr gezwungen, in diese Auseinandersetzungen einzutreten und Positionen zu verteidigen, wenn wir in einigen Jahren noch auf die Institutionen und Medien zurückgreifen wollen, die uns unabhängige Forschung und öffentliche Interventionen überhaupt erst ermöglichen? Dies bedeutet nicht, unsere Arbeit auf einen deklamatorischen Aktivismus zu reduzieren. Es geht eher darum, die ganze Klaviatur einer ethnografischen Disziplin bewusst auszuspielen. Diese umfasst die zugleich erfahrungsnahe und theoretisch versierte Konzeptentwicklung ebenso wie ethnografische Studien, die längerfristige Verschiebungen in einem politisch vorangetriebenen *Stellungskrieg* greifbar machen. Der Aufbau von Beziehungen und Allianzen, die Arbeit in Netzwerken oder der Eintritt in vielstimmige Dialogprozesse gehören zu den erprobten Stärken unseres Fachs. Aus meiner Perspektive muss es darum gehen, diese Variationen stärker mit einem Gespür dafür zu verbinden, was aktuell politisch auf dem Spiel steht. Denn die Angriffe sind massiv.

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.10

Olga Reznikova

Zeit für einen Positivismusstreit 2.0 in der EKW

Die Frage nach einer angemessenen emanzipatorischen Praxis ist zentral für unsere Gegenwart. Bei der Suche nach gesellschaftlichen Antworten abseits revisionistischer, Verschwörungs- und nationalistischer Ideologien sind allerdings nicht nur die politischen Gruppen und die organisierte Linke auf Erfahrungen und Reflexionen aus der Vergangenheit angewiesen, auch kritische Wissenschaftler_innen aus verschiedenen Disziplinen suchen politische Verortung durch Bezugnahme auf die ein oder andere Fachtradition. Oft werden dabei die jeweiligen Prozesse in der eigenen Disziplin als Depolitisierung kritisiert, und es wird für eine engere Kooperation mit (linken) aktivistischen Bewegungen plädiert. Dieses Wiederbeleben der eingreifenden wissenschaftlichen Praxis ist zunächst sehr verständlich. Die Abgrenzung von der Beschwörung des Bestehenden als das einzig Denkbare und die Warnung vor der reaktionären Revolte erscheinen heute sehr nötig. Es ist erst einmal logisch, dass diejenigen Akademiker_innen, die soziale Gerechtigkeit und Emanzipation für erstrebenswert halten, ihre wissenschaftliche Praxis auch als eine politische Intervention verstehen und sich um eine Kooperation mit Aktivist_innen bzw. mit den von Ungerechtigkeit Betroffenen bemühen. Doch trotz der historischen Bedingtheit weckt diese Hinwendung auch Unbehagen.

Erstens findet sie heute statt, während einer tiefen Krise des emanzipatorischen Projekts in einer sich rasant faschisierenden[1] Gesellschaft. In ihrer eigenen (politischen wie akademischen) Orientierungslosigkeit in den sich verändernden Kräfteverhältnissen ignorieren Wissenschaftler_innen oft, dass linke politische Arbeit gesellschaftlich an Bedeutung verliert und Aktivist_innen immer mehr Zuflucht an den Universitäten suchen (vor allem, weil sich die politischen Kräfteverhältnisse immer weiter nach rechts verschieben und andere Handlungsfelder oft verschlossen bleiben). So ergibt sich ein merkwürdiges Bild: Linke Bewegungen akademisieren sich immer mehr und gleichzeitig setzen kritische Geisteswissenschaften zunehmend auf die Zusammenarbeit mit diesen Bewegungen.

Zweitens findet das Bekenntnis vieler Lehrender und Forschender zur politischen bzw. engagierten Wissenschaft und die vielfache Diagnose einer Depolitisierung der wissenschaftlichen Praxis in einem Moment statt, in dem Universitäten, Forschungs- und Bildungseinrichtungen selbst hoch politisiert sind. Es ist m. E. zwar richtig, die Universität als einen Ort zu denken, an dem auch Politik verhandelt wird.

1 Die Betonung der Prozesshaftigkeit erlaubt es, mit dem Begriff der „Faschisierung" besser die historischen Umstände zu beschreiben, in denen die von Gramsci beschriebenen „pathologischen Symptome" auftreten und die liberale Demokratie zu kippen beginnt, anstatt sich auf den Punkt des Sieges des Faschismus zu konzentrieren.

Doch wenn die akademische Autorität in ihrem Selbstverständnis vordergründig und explizit für das Stützen politischer Positionen genutzt wird, führt das auch politisch in eine Sackgasse.

Nehmen wir als Beispiel eine der zentralen Aufgaben der Wissenschaft: Kritik. Diese stützt sich nicht zuletzt auf Zensur, wie Geoffroy de Lagasnerie überzeugend argumentiert und dabei Zensur als Gegenbegriff zur Idee der Autonomie der Wissenschaft bei Derrida nutzt. Die Geisteswissenschaften, welche die in der politischen und gesellschaftlichen Praxis entwickelten Hypothesen im Namen der Wahrheit zensieren, bewerten und daraus eine Gesellschaftskritik ableiten, können u. a. den sozialen progressiven Bewegungen oft Argumente für die politische Praxis liefern. In dem Moment, in dem die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft in ihrem der Wahrheit verpflichteten Bemühen um die Beschreibung gesellschaftlicher Zusammenhänge schwindet, verlieren die Bewegungen ihre potenziell stärkste Verbündete bei der Suche nach progressiven gesellschaftlichen Alternativen – die Universität. Um also wirklich in die gesellschaftlichen Verhältnisse einzugreifen, müssen die berufstätigen Intellektuellen sich von den Anrufungen der politischen Kräfte und Felder frei machen.

Drittens – und jetzt stärker auf die EKW fokussiert – kann Kollaboration den Charakter der Beziehungen zwischen Ethnograf_innen und Akteur_innen in den Forschungsfeldern verschleiern. Natürlich sind Forscher_innen immer auf die ein oder andere Weise situiert: Sie haben mit großer Wahrscheinlichkeit nicht zufällig ihr Feld ausgesucht und hatten sich meistens im Vorhinein positioniert. Wenn sie aber im Feld nicht als diejenigen auftreten, die im Auftrag der Wissenschaft kommen, sondern z. B. als Mitstreiter_innen, dann entstehen zwei erkenntnistheoretische Probleme: Zum einen bleiben zentrale Charakteristika der Produktionsverhältnisse der Wissenschaft wie Ausschluss, Karriere und Autor_innenschaft unsichtbar. Zum anderen verändert sich mit dem kollaborativen Methodenkanon das zentrale Erkenntnisinstrument der EKW. Klassischerweise leiten wir in der Ethnografie die Beschreibung der sozialen Welt aus der Analyse der gesellschaftlichen Beziehungsformen ab, die auf Begegnungen mit anderen Akteur_innen beruhen. Wenn aber Kollaboration heißt, von vornherein eine politische Haltung einzunehmen, die mit den Sichtweisen des Forschungsfeldes übereinstimmt, dann begegnet die_der Ethnograf_in in den Beziehungen im Feld nicht mehr dem Fremden, sondern er macht sich mit dem Gegenüber gemein und konstruiert ihn so als das Eigene. Solche Forschung bestätigt sich letztlich nur selbst.

Heißt das, dass wir zur vermeintlich „neutralen Wissenschaft" zurückkehren und die ethnografische Forschung erst einmal möglichst unparteiisch vollziehen sollen, um die Autonomie der Wissensproduktion zu erhalten? Dafür plädieren etwa Marion Näser-Lather und Timo Heimerdinger. Sie möchten die wissenschaftlichen Standards festgelegt bzw. verschärft sehen, die beobachtete Welt aus einer „analytischen Distanz", sogar mit einem „kalten Blick" dokumentieren und während der

Forschung möglichst wenig eingreifen. Durch methodische Stringenz und Gütekriterien könne die Unterscheidung zwischen Meinungsäußerung und Forschungsergebnis besser vollzogen werden.

Bereits in den 1960er-Jahren des postnazistischen Deutschlands wurden diese Fragen in der Soziologie und einem Teil der Volkskunde unter dem Stichwort empirischer Positivismus diskutiert. Es scheint, dass heute die beiden Positionen wieder in den methodologischen Auseinandersetzungen der beiden Fächer zurückkehren: Einerseits wird Wissenschaft als engagierte Praxis der besseren Zukunft verstanden und andererseits als akademische Praxis, die auf normative Maßstäbe setzt und die Autonomie der Wissenschaft verteidigt.

Da Kategorien, Fragestellungen und methodisches Vorgehen die Produkte der Gesellschaft, die wir zu beschreiben versuchen, sind, können die widersprüchlichen Verhältnisse zwischen Gesellschaft und Wissenschaft nicht durch eine stringente Vorgehensweise gelöst werden. Deshalb schlage ich vor, eine dritte, dialektische Perspektive in die Diskussion einzubringen und den Begriff der immanenten Kritik in der Disziplin zu stärken. Ethnografie können wir somit als ein Instrument verstehen, das ausgehend von den bestehenden Verhältnissen versucht, eine andere Wirklichkeit anhand der Analyse der Beziehungsformen zu denken, ohne dabei die Suche nach Wahrheit und einer besseren Gesellschaft aus den Augen zu verlieren.

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.11

Berichte

New Normal of Work. Interdisziplinäre Perspektiven auf Normalisierungseffekte postfordistischer Lebensführung

20. Tagung der dgekw-Kommission „Arbeitskulturen" am Institut für Kulturwissenschaft / Europäische Ethnologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, 2.–4. November 2023

Die von Prof. Dr. Irene Götz und Petra Schmidt M.A. organisierte und geleitete Münchner Tagung befasste sich mit historischen wie gegenwärtigen Arbeitsformen und hinterfragte dabei die traditionellen Analysekonzepte (fordistische versus postfordistische Arbeit) angesichts der weithin beobachteten Normalisierung von entgrenzter, subjektivierter, prekärer und deinstitutionalisierter Arbeit. Als Ausgangspunkt diente die Hypothese eines „New Normal", wonach die Merkmale postfordistischer Arbeit derart alltäglich geworden sind, dass sie sich im Arbeitsbewusstsein und -ethos, in Arbeitspraktiken und den (de-)regulierten Grundlagen vieler Branchen und Berufe tief verankert haben. Die Tagung stützte sich auf empirische Forschungsergebnisse aus interdisziplinären Perspektiven und warf die Frage auf, wie ein „post-postfordistisches" Arbeitsparadigma in Bezug auf den Arbeitsbegriff beschrieben werden kann. 26 Referentinnen und Referenten aus kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie auch Praktiker:innen aus den Gewerkschaften besuchten die Tagung und präsentierten ihre verschiedenartigen Zugänge zum Themenfeld.

Irene Götz und *Petra Schmidt* (beide München) begrüßten die Gäste und gaben eine kurze Einführung in die Thematik. – Die Sektion 1, Teil 1 „Plattformkapitalismus, Plattformarbeit" eröffneten *Sabine Pfeiffer* und *Dennis Eckhardt* (beide Erlangen/Nürnberg) mit ihrer Keynote. Sie präsentierten zwei empirische Blicke auf Arbeitskräfte in der Plattformökonomie, die sich bereitwillig für das Arbeiten auf Plattformen zurichten und darüber auch die Gesellschaft positiv verändern wollen, sowie auf die langjährige arbeitssoziologische Forschung zu Informalisierung und Digitalisierung von Arbeit, um aus diesen beiden Zugriffen neue und ungewohnte Sichtweisen auf das Verständnis des New Normal of Work zu gewinnen. Demnach gebe es jenseits der befremdenden Neuheit des „New Normal" eine allseitige Normalität: die Normalität der Arbeit und der digitalen plattformkapitalistischen Moderne versus die sich ständig verändernde Normalität des Arbeitens und den Postfordismus als Normalität der Deregulierung von Arbeit. – Erste Ergebnisse seines Promotionsprojekts zu Fahrradbot:innen in Wien und in Würzburg stellte *Konstantin Mack* (Wien) vor. Gegenüber den bisherigen Forschungen mit der Zuschreibung prekärer Verhält-

nisse fehle eine tiefergehende ethnografische Betrachtung der Fahrradbot:innen, die er in seiner eigenen Forschung unternimmt und aufzeigen kann, dass das Feld weit heterogener ist als häufig dargestellt. Denn neben den Gefühlen von Ohnmacht und Fremdbestimmung sowie den stressigen Apps der Essenslieferant:innen gibt es auch die Zusteller:innen von Arzneiprodukten, Dokumenten oder Aktenordnern, die sich sehr stark mit ihrem Job identifizieren und diesen als Erfüllung ansehen. Zugleich seien viele dieser Kurierdienste im Lobbyverband „Radlogistikverband Deutschland e. V." organisiert, wo sich die Arbeitgeber:innen für die Rechte von Berufsfahrer:innen einsetzen. Zudem ist seit 2020 in Österreich ein Kollektivvertrag in Kraft, der auch die Partizipation der Kurier:innen anstrebt, selbst für ihre arbeitsrechtlichen Verbesserungen einzutreten. – Mit dem New Normal der Sorge-Arbeit und der Zeitarbeit befassten sich *Franziska Baum* (Hamburg) und *Isabelle Riedlinger* (München). Zu diesem Thema besteht bisher eine schmale Forschungsbasis aus subjektorientierter Sicht. Wie rechtfertigt sich also die prekäre Selbstständigkeit gegenüber besser abgesicherten Stellen im Pflegebereich? Die selbstständigen Arbeitsarrangements ermöglichen es, konventionelle Settings einer hohen Taktung und minutengenauer Vorgaben für Sorgeleistungen abzuwehren und eigene Ansprüche an gute sowie ganzheitliche Sorge zu realisieren, wenngleich die prekären Bedingungen der Erwerbsarbeit, unbezahlte Care-Arbeit, fehlende Autonomie und eine fehlende gesellschaftliche Anerkennung von Sorgebelangen die prägenden Normalitätsfolien bleiben. – Der erste Tagungstag endete nach einem abendlichen Empfang.

Der zweite Tagungstag begann mit Sektion 1, Teil 2 „Plattformkapitalismus, Plattformarbeit". *Nils Niessen* (Nijmegen) untersuchte in seinem Beitrag den Wandel der Arbeit im Datenkolonialismus als einem neuen technofeudalen System, in dem profitgesteuerte Algorithmen alle Lebensbereiche durchdringen und die Datafizierung der Erfahrung zunehmend die Ausbeutung der Arbeitskraft als dominante Form der Wertproduktion ersetzt. Ihn interessierte dabei die Frage, was bei diesem Wandel mit der Arbeit geschieht. Seiner Meinung nach verschwimmen durch die Digitalisierung die zuvor abgegrenzten Lebensbereiche Arbeit und häusliche Sphäre, wodurch es schwer sei, Arbeitszeit von Nicht-Arbeitszeit zu unterscheiden. Zudem seien datengestützte Aktivitäten auf Online-Plattformen gleichzeitig Arbeit (weil sie für die Plattformunternehmen einen Wert schaffen) und Nicht-Arbeit (weil die Idee der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit fehlt). In diesem Technofeudalismus sei also die moderne kapitalistische Abgrenzung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit aufgehoben. – Dem Community-Austausch als Bewältigungsstrategie in digitalen Callcentern ging *Leonard Ecker* (Hamburg) nach. Die Plattformarbeitenden arbeiten auf selbstständiger Basis oft von Zuhause aus und sind dabei häufig individualisiert und atomisiert, da eine organisationale und kollegiale Einbettung in der Regel nicht vorhanden ist. Ecker hatte Plattformarbeitende eines digitalen Callcenters über vier bis sechs Wochen begleitet und ihre Nutzung plattforminter-

ner Community- und Austauschangebote sowie ihren Umgang mit arbeitsbezogenen Herausforderungen untersucht. Im Fokus stand dabei die Frage, welche digitalen Kommunikationspraktiken der Plattformarbeitenden im Rahmen ihres digitalen Arbeitsumfeldes erkennbar sind und wie der soziale Austausch in den Arbeitsalltag und in die Arbeitspraktiken integriert wird. – *Barbara Wittmann* (Bamberg) ging in ihrem Beitrag der Frage nach, ob die Übertragbarkeit aktueller Arbeitskultur-Modelle auf traditionelle Wirtschaftsformen im Handwerks- und Agrarbereich gegeben sei. Ihre empirischen Beispiele waren ein innerstädtischer Erwerbsgartenbau in Bamberg und die Alpwirtschaft in Bad Hindelang. Die Bamberger Gärtnereien beklagten in den letzten Jahren das sukzessive Verschwinden ihrer Betriebe aus dem Stadtbild. Der erwarteten Weiterführung durch die nächste Generation ständen allerdings neben infrastrukturellen Problemen zumeist das alltagskulturell positiv konnotierte Familienbetriebsmodell mit hoher Individualverantwortung, arbeitswirtschaftlicher Selbstausbeutung und psychischem Druck sowie die Ausbildung mit hierarchischen und harschen Führungsmethoden entgegen. Und da bei landwirtschaftlichen Betrieben die Trennung von Arbeit und Freizeit historisch kaum je stattfand, da sie nicht in industriepolitische Fordismus-Entwicklungen eingebunden waren und somit ein vorfordistisches Arbeitsethos perpetuieren, deutet Wittmann diese Prozesse als nicht stattgefundene Ent-Subjektivierung von Arbeit. Gerade Konflikte und die Nachfolgeprobleme würden freilich eine Neuaushandlung entsprechender Wertigkeiten verlangen.

Nach der Mittagspause folgte Sektion 3 „Normalisierte Formate? Remote Arbeiten und hybride (Heim-)Arbeit". *Daniel Kunzelmann* (Basel) präsentierte erste Ergebnisse seiner empirischen Forschungen im Rahmen von Zeit- und Selbstmanagement-Workshops im universitären Kontext. Die in den Büros und im Homeoffice entstehenden digitalisierten Arbeitsrhythmen würden für neue Herausforderungen in Form von digitalem Stress sorgen und bereits existierende postfordistische Tendenzen wie die Entgrenzung von Lohnarbeit und Freizeit verschärfen. Eine entgrenzte und subjektivierte Arbeitspraxis galt dort als selbstverständlich, wenngleich der Zeitdruck, Stress und die Ökonomisierung der Aufmerksamkeit kritisiert wurden. Die technisch induzierten ‚nudge economics' werden von den Akteur:innen häufig als negativ gefühlte Verhaltensmanipulationen empfunden und dann sichtbar, wenn das mobile Homeoffice als Alltagslabor begriffen wird, bei dessen Nutzung Arbeitsrhythmen auch materiell getaktet, getestet und konstant überarbeitet werden. Zur Diskussion stand die Frage, ob im Rahmen kollaborativer Workshops kritisches Wissen entwickelt werden könne, das den neuen Herausforderungen und postfordistischen Tendenzen etwas Selbstermächtigendes entgegenzusetzen hat? – *Timo Leontaris* und *Frank Kleemann* (beide Duisburg-Essen) befassten sich mit der Frage, welche Veränderungen der Arbeitskommunikation und -kooperation mit der Verlagerung von Büroarbeit vom Betrieb ins Homeoffice einhergehen. Als empirische Basis

dienten 23 narrationsorientierte leitfadenbasierte Interviews zum Arbeiten im Homeoffice in der Coronapandemie mit Beschäftigten aus Wissenschaft und Verwaltung mit einer Bandbreite an Tätigkeiten von Sachbearbeitung bis zu Expert:innenarbeit und unterschiedlichen Spezialisierungsgraden. Generalisierbar zeigte sich, dass Beschäftigte in virtualisierten Arbeitskontexten verstärkt isoliert vor sich hin arbeiten und ein spontaner arbeitsbezogener Austausch, der in Kopräsenz beiläufig zustande kommt, kaum noch stattfindet. Es deutet sich damit ein tendenzieller Wandel der Zusammenarbeit von einer kooperativ-prozessorientierten zu einer individualisiert-ergebnisorientierten Praxis des Arbeitens an. – Mit der Wissensarbeit von Teams in hybriden Arbeitsumgebungen befassten sich *Christian Dehmel*, *Katja Ninnemann*, *Tobias Ringeisen* und *Jennifer Schneidt* (alle Berlin) aufgrund der Erkenntnisse aus einem interdisziplinären Forschungsprojekt an der Schnittstelle von Architektur, Psychologie und Sozialwissenschaften. Bei der empirischen Untersuchung der Austauschprozesse und Interaktionsmuster von hybrid arbeitenden Wissensteams ging es darum zu verstehen, wie fach- und methodenspezifisches Wissen aktiviert, angepasst und in Form von Produkten oder Dienstleistungen weitergegeben wird. In einem Modell fassten sie die Tätigkeiten der Teamprozesse auf drei Ebenen: auf der Ebene der Einzelarbeit finden sich Routinearbeiten, die Vertiefung von Faktenwissen und die Ermittlung von Lösungen, auf der (geplanten) Ebene der Teamarbeit stehen die Koordination der Aufgaben, ebenfalls die Vertiefung von Faktenwissen und die Lösung kollaborativer Probleme. Bei der Ebene des (spontanen) Teamaustauschs finden sich die Bedarfe an Kommunikation, an kollaborativer Lösung und an informellen Treffen. Bei diesen Teamprozessen spielen sozial-räumliche Parameter bei räumlichen Gestaltungspraktiken gemäß der Corporate Learning Architecture eine wichtige Rolle für die dynamischen Veränderungsprozesse hybrider Arbeitssettings. In ihrem Fazit bündelten sie als Ergebnis: Die Hybridität im Sinne des on/off-Arbeitens im Büro werde bleiben, für die Kommunikation in physischer Distanz sei eine digital vermittelte Kommunikation alleine nicht ausreichend, für den Wechsel zwischen allein und gemeinsam im Büro würden die Regeln gerade verhandelt, und in Co-Präsenz wie auch in ungeplanten Zeiten für alle drei Ebenen müsse es ‚geplante Spontanität' geben.

Auf die nachmittägliche Kaffeepause folgte Sektion 4 „Normalisierung von Prekarität?". *Laura Bäumel* (Zürich) eröffnete die Sektion mit ihrer Untersuchung, wie Mütter in ihrer alltäglichen Lebenssituation ihre Produktions- und Reproduktionssphäre aushandeln, wenn sie in Fabriken als Leiharbeiterinnen tätig sind. Diese Mütter absolvierten zumeist eine Lehre und bekamen später die Verantwortung in der Kindererziehung, wodurch sich ein Bruch in ihrer Erwerbsbiografie ergab. Da der Lohn in der Produktionsbranche höher als im erlernten Beruf ist, die Schichtarbeit klar abgegrenzt ist und die Möglichkeit besteht, in der Nachtschicht zu arbeiten, um sich tagsüber der Kinderbetreuung zu widmen, entschieden sie sich für eine

Erwerbstätigkeit als ungelernte Leiharbeiterinnen in diversen Fabriken. Damit gehen jedoch auch einige Nachteile einher. Die Anstellung als ungelernte Arbeitskraft ist üblicherweise nur über eine Zeitarbeits-/Leihfirma möglich, was eine geringere finanzielle und berufliche Sicherheit mit sich brachte. Zwar hätten die Unternehmen die Möglichkeit, Mütter als direkte Angestellte oder Vollzeitangestellte zu übernehmen, ihre Mutterschaft sei jedoch für die Unternehmen Anlass, eine direkte Anstellung zu verhindern. Diese Nachteile führen laut Bäumel zu einer Prekarisierung der Arbeit von Müttern, die so zu einer prekären Klasse würden. In der Diskussion wurde kritisch angemerkt, für den Begriff der „Prekarität" wegen seiner inflationären und ubiquitären Verwendung einen alternativen Begriff zu wählen. – Mit den beiden Arbeitsregimen bei den Vereinten Nationen befasste sich *Linda Mülli* (Basel). Offiziellen Zahlen zufolge sind dort gut die Hälfte „staff positions" und knapp die Hälfte „consultants". Während die „staff positions" längerfristige Anstellungsverhältnisse inklusive umfassender Sozialleistungen sind, handelt es sich bei den „consultants" um Kurzzeitverträge, die meist unbezahlte Praktika-Stellen und projektbasiertes Arbeiten in der Beratung umfassen, welche insbesondere seit den 2000er-Jahren an Bedeutung gewonnen haben. Diese projektbasierten Anstellungsverhältnisse sind meist ohne Sozialleistungen, bezahlte Feiertage oder Elternzeit, dafür gibt es flexible Stellen, Organisationstrukturen und Einsatzorte. Dem vorherrschenden Narrativ in der UNO zufolge lässt die Aussicht auf Stabilität und Privilegien der „staff positions" die extreme Flexibilisierung sowie die organisatorische und geografische Entgrenztheit erst gerechtfertigt erscheinen. Diese Flexibilisierung wird in der UNO als Nadelöhr begriffen, in der gemäß der „Corporate Identity" der eigene Wille, Gutes zu tun, unter Beweis gestellt werden könne. Es handelt sich dabei um ein „privilegiertes Prekariat", so Mülli, das sich innerhalb der UNO immer weiter ausbreitet.

Nach einer weiteren nachmittäglichen Kaffeepause folgte die Sektion 5 „New Akademia?". Mit den Veränderungen der akademischen Arbeitswelt in den letzten zwei Jahrzehnten setzte sich *Tanja Višić* (München) kritisch auseinander. Sie konstatiert neue „normale Muster" ausbeuterischer Arbeitsbeziehungen in der Wissenschaft, die sich aus den Strukturen der Forschungsfinanzierung, leistungsbezogenen Hierarchien, Hypermobilität und Flexibilität ergeben. In ihrem Beitrag lieferte sie ethnografische Belege dafür, wie Akademiker:innen ihr wirtschaftliches Leben in seinen physischen, sozialen und affektiven Dimensionen organisieren und dabei die subjektiven und erfahrungsbezogenen Aspekte der Prekarität berücksichtigen. Andererseits versuchte sie, die gegenwärtigen Veränderungen der akademischen Arbeit in die historischen Kontinuitäten und Diskontinuitäten von der fordistischen über die postfordistische Ära bis zur neoliberalen Universität einzuordnen, um beispielsweise besser zu verstehen, wie die öffentlichen Bildungssysteme die Klassen-, ethnisch-rassifizierten und geschlechtsspezifischen Hierarchien und Antagonismen der fordistischen Ära bis heute widerspiegeln und reproduzieren. – Wie arbeitslose

Wissenschaftler:innen die Kontinuität ihrer Arbeitsprozesse sicherstellen, indem sie die Leistungen der Arbeitsagenturen in ihre Ressourcenbasis einbauen, behandelten *Susanne Wollin-Giering* und *Jochen Gläser* (beide Berlin) in ihrem Beitrag. Der Untersuchung liegen Interviews mit 22 Forschenden mehrerer Fachgebiete mit Arbeitslosigkeitserfahrungen sowie mit 13 Mitarbeiter:innen der Arbeitsagenturen verschiedener Standorte zugrunde. Sie konnten nachweisen, dass Phasen der Arbeitslosigkeit aktiv für die Fortsetzung der Karriere genutzt werden, wobei es vom Fach wie von der zeitlichen Positionierung der Arbeitslosigkeit relativ zu den Forschungsprozessen abhängt, welche Forschungshandlungen während der Arbeitslosigkeit fortgesetzt werden und wie lange dies möglich ist. Zudem sind Forschungsprozesse nur lose an die Organisationen gekoppelt, in denen sie durchgeführt werden. Dieser Prozess wird wesentlich durch die Deutungsmuster der Arbeitsagenturen mitbestimmt, in denen das „new normal" (noch) keinen Platz habe. Der Einfluss der Arbeitsagenturen auf die strategische Nutzung von Arbeitslosigkeitsphasen hänge also von den Deutungsmustern der Mitarbeiter:innen bezüglich der Differenz von Normalarbeit und Forschungsarbeit ab. Für die Aktualität ihrer Untersuchung steht die Beobachtung, dass seit den 1980er-Jahren die neuen Formen immaterieller Dienstleistungs- und Informationsarbeit in der Privatwirtschaft nach Arbeitsweisen verlangen, wie sie im Wissenschaftsbereich von jeher anzutreffen waren. Solche projektförmige Kreativarbeit charakterisiere zunehmend auch die Arbeit in den creative industries. – Die Sektion 5 und den 3. November beschloss das „Studiolab Arbeit an Arbeit", vertreten durch *Anne Dippel* (Jena, Braunschweig), *Lina Franken* (Vechta), *Isabella Kölz* (Würzburg), *Tasmin Taskale* (Freiburg) und *Oliver Wurzbacher* (Marl). Das Studiolab ist ein online-Treff, der von Mitgliedern der Arbeitskulturen-Kommission im April 2021 ins Leben gerufen wurde. Der Treff ist offen für alle, die fair und konstruktiv zu diskutieren bereit sind. Man trifft sich alle sechs Wochen an einem Freitag von 12 bis 14 Uhr, um alternierende Texte zu diskutieren, Methoden zu durchdenken, Themen fortzuentwickeln und an eigenen Texten zu arbeiten. Das Studiolab hat für seine Arbeit und sein Selbstverständnis 17 Thesen entwickelt.

Der 4. November startete mit Sektion 6 „Trends zwischen Widerstand und Anpassung". Aus Gewerkschafts- und Betriebsratssicht setzten sich *Falko Blumenthal* (München) und *Sven Matthess* (Inzell) mit dem deutschen Betriebsverfassungsgesetz von 1972 unter dem Einfluss des „new normal of work" auseinander. Sie beleuchteten zunächst die Vielzahl von Vorannahmen dieses Gesetzes, das von der Möglichkeit für die Beschäftigten ausgeht, sich gegenseitig über eine Präsenzveranstaltung zu informieren. Eine räumliche Versammlung aller Beschäftigten sei ohne weiteres möglich wie auch das Prozedere von Abstimmungen, Wahlurnen, Briefwahlen und Wähler:innenlisten. Doch diese Vorannahmen scheitern an der Organisation von Arbeit im New Normal. Bundesweit verstreute Servicetechniker:innen und projektförmig organisierte Arbeitsprozesse in der Entwicklung oder Kundenbe-

treuung kollidieren mit den symmetrischen Interaktionsformaten von Betriebsversammlungen. Der Aufwand steige, während die Durchsetzungsfähigkeit klassischer Mitbestimmungsinstrumente schwinde, weil sich die postfordistische, oft orts- und zeitflexible Arbeit zu stärker fluktuierenden Arbeitsverhältnissen entwickele. Internationalisierung, Digitalisierung und fortschreitende Verkürzung der Lebenszeit in den Betrieben kämen hinzu. Deshalb erhalten alternative Formate der Konfliktbereinigung und der Interessenrepräsentation in den Betrieben zunehmend Aufmerksamkeit. Hierzu wurden bzw. werden halbstrukturierte Interviews mit Mitgliedern von 2020 bis 2023 neu begründeten Betriebsräten und neu gewählten Mitgliedern von bestehenden Gremien hinsichtlich der zu begegnenden betriebspolitischen, rechtlich-administrativen und finanziell-logistischen Herausforderungen geführt. – *Serkan Topal* (Duisburg-Essen) befasst sich in seinem Beitrag mit der bisher noch weitgehend unerschlossenen Lebensform des Frugalismus und ihrem Verhältnis zur Arbeit. Frugalistische Individuen wollen gezielt durch Sparsamkeit und die damit einhergehende Bildung passiven Einkommens durch Kapitalerträge eine frühzeitige Unabhängigkeit von Erwerbsarbeit möglich machen. Sie stellen die eigenbestimmte Kontrolle und Verantwortung über die Ausgestaltung von Erwerbsarbeit in den Fokus. Damit einher geht ein ideelles und immaterielles Verständnis, das sich als Suche nach und Anspruch auf weitgehend uneingeschränkte persönliche Freiheit und Sinn-Erfüllung in der Erwerbsarbeit äußert. Auf der Grundlage von elf qualitativen Interviews mit Frugalist:innen ergaben sich konkrete Befunde: die augenscheinliche Subjektivierung von Arbeit, insofern als an Erwerbsarbeit Erwartungen und Ansprüche nach Sinnhaftigkeit und Selbsterfüllung herangetragen sowie subjektive Beurteilungsmuster zugrunde gelegt würden. Ziel sei die Schaffung selbstkontrollierter Freiräume gegenüber fremdproduzierten bzw. gesteuerten Zeitordnungen, wie sie etwa typischerweise in Erwerbsarbeit zu finden sind. In diesem „New Normal" würden Frugalist:innen heftig am klassischen Verständnis von Erwerbsarbeit als Mittel zur Existenzsicherung rütteln. – Die Perspektiven bildungsbenachteiligter junger Menschen im Übergangsprozess zwischen Schule und Arbeitsleben untersuchte *Pia Buck* (Duisburg-Essen). Ihre Ausführungen basierten auf der Rekonstruktion von subjektiven Deutungsmustern über problemzentrierte Interviews. Die sich im Übergangssektor zu Ausbildung, Arbeit und Einkommen befindenden Jugendlichen hielten überwiegend weiterhin an der weiblichen und männlichen Normalbiografie und ihren immanenten (männlichen) Normalarbeitsverhältnissen und stereotypischen Rollenzuschreibungen als Garanten für das gute Leben fest. Allerdings weichen bereits ihre Lebensläufe von einer Normalbiografie ab und die Jugendlichen würden auch zukünftig wahrscheinlich mit atypischer Beschäftigung konfrontiert sein. Denn ihre Ausgangslagen weisen diskriminierungsgefährdete Herkünfte auf, gefolgt von geringen finanziellen und/oder psychosozialen Ressourcen, häufigen psychischen Auffälligkeiten, tradierten Tugenden und Normalitätsannahmen sowie Marginalisie-

rungserfahrungen. Systemstrukturell stünden ihnen jenseits der Diskriminierung von Frauen, sozialen und ethnischen Herkünften beruflich steigende informelle und formelle Kompetenzanforderungen, die Subjektivierung und Flexibilisierung von Arbeit in einer komplexeren und dynamischeren Welt gegenüber. Bei Persistenz der gendertypischen Normalbiografie werde das subjektive Deutungsmuster vom Leitmotiv der sozialen Teilhabe und Sicherheit im privaten und beruflichen Leben dominiert, was den Beruf bzw. die Arbeit als Mittel zum Zweck einschätzt und der Gelderwerb und die Integrationsleistung Stabilität und Sicherheit gewährleisten sollen, wobei Einkommens- und Aufstiegsmöglichkeiten als weitgehend irrelevant bewertet würden. Kommt es aufgrund dieser Orientierungen zum Bruch sowie zur Einmündung in den Übergangssektor, so bilden sich zwei Typologien aus: Typ 1 empfinde beim Übergang das Gefühl eines graduellen Scheiterns, was ihn bzw. sie handlungstypologisch zu einer integrativen Renormalisierung veranlasst, aber kaum zu Krisen und Veränderungen der Deutungsmuster anregt und stattdessen intensive Bemühungen und ein Festhalten an der Normalbiografie hervorrufe. Typ 2 empfinde das Gefühl des absoluten Scheiterns im Ausbildungs- bzw. Erwerbssystem, was ihn bzw. sie zur „integrativen Alternativnormalisierung" führe. Das Scheitern werde absolut wahrgenommen, wenn keine finanzielle Autonomie erreicht worden sei. Das Gefühl von Ohnmacht und Resignation führe zu Krisen und Änderungen der Deutungsmuster. Die Umdeutung des normalbiografischen Lebenslaufs ermögliche es allerdings, das Scheitern als graduell und bewältigbar zu empfinden. Aus berufspädagogischer Perspektive bestehe also Handlungsbedarf, um den benachteiligten Jugendlichen Kompetenzen für einen geeigneten Umgang mit der postfordistischen Arbeitswelt und ihren Ambiguitäten sowie Ambivalenzen zu vermitteln und die Marginalisierung und Exklusion nicht weiter zu verschärfen.

Nach einer vormittäglichen Kaffeepause folgte der abschließende Vortrag von *Manfred Seifert* (Marburg). In jüngerer Zeit unterliege der Faktor Arbeit vor allem dem Globalisierungsdruck, einer hohen Innovationsdynamik und veränderten Managementstrategien, was die Arbeit gerade für junge Berufstätige, aber auch gesellschaftsweit zu einer zunehmend problematisch eingeschätzten Größe mache. Dem gegenüber stehe das New Normal als mittlerweile besonders unter jungen Arbeitnehmer:innen breit konventionalisiertes postfordistisches Arbeitsmodell zur Diskussion. In einem ersten Abschnitt stellte Seifert einige medial verbreitete und diskutierte Aspekte des New Normal vor: das Homeoffice, attraktive Benefits der Arbeitgeber, Workation, das Sabbatical, Quiet Quitting und die Viertagewoche. Im zweiten Abschnitt erfolgte ein Blickwechsel auf subjektive Einstellungen, Gefühle und Verhaltensweisen der jungen Bewerber:innen und Arbeitnehmer:innen. Dazu wurde zuerst die kindliche und jugendliche Lebenswelt analysiert. Charakteristisch sei der Wandel des Erziehungsverhältnisses zwischen Eltern und deren Kindern von der ERziehung zur BEziehung sowie das seit den 1990er-Jahren beobachtbare Ver-

schwinden von Arbeit in der kindlichen und jugendlichen Alltagserfahrung. Und schon Mitte der 2000er-Jahre konnte innerhalb der damals boomenden IT-Branche eine Distanzierung von konventionellen Geschäftspraktiken und das Arbeitsmuster des spielerischen Experimentierens sowie der vielfache Wunsch nach animatorischen Implikationen und die Unterordnung der Arbeit unter den Spaßfaktor beobachtet werden. Manche dieser Konstellationen ließen sich als Fortwirkung eines inhärenten Jugendmodells und eine gewisse Verweigerung erwachsener Verhaltensweisen interpretieren. Gemäß den aktuellen Erhebungen und Forschungen sind es vor allem zwei Generationen, die zum Symbol für den neuen Arbeitsmarkt geworden sind: die Generation Y und die Generation X. Hierzu präsentierte Seifert Stellungnahmen der Soziologen Klaus Hurrelmann und Hartmut Rosa, des Wirtschaftspsychologen Ingo Hamm und des Verhaltensökonomen Matthias Sutter, die einerseits auf die Arbeitsplatzwünsche und andererseits auf die geringe Belastbarkeit bei relativ hoher Anspruchshaltung verweisen, unter anderem weil junge Arbeitnehmer:innen sich selbstverständlicher in der digitalen Welt bewegen. Hinzu komme der durch den demografischen Wandel zunehmende Arbeitskräftemangel in fast allen Branchen, woraus deren arbeitsspezifische Forderungen resultierten. Als Fazit bleibe festzuhalten, dass das New Normal sich in der Arbeitswelt als hybrides (= Arbeit inklusive privater Interessen) Arbeitsmodell teilweise durchsetzen werde und damit die Heterogenität der Arbeitswelt erweitern wird. – Anschließend erfolgte die Abschlussdiskussion, in der unter anderem die Sektionsleitungen ihre Impulse vermittelten und über Zukunftsperspektiven der Kommission Arbeitskulturen diskutiert wurde. Manfred Seifert erklärte sich bereit, die nächste Tagung in Marburg auszurichten zum Themenfeld „Körperlichkeit und Materialität in der Arbeitswelt“, die am 19. und 20. Februar 2025 stattfinden wird. Irene Götz verabschiedete die Referierenden und Gäste und schloss die Tagung um 12:30 Uhr.

Manfred Seifert

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.12

Die Welt von gestern deuten. Historische Anthropologie als Zugang zu einer komplexen Vergangenheit

Professur für Europäische Kulturanthropologie, Universität des Saarlandes, Saarbrücken, 20.–22. Juni 2024

Zu den Potenzialen der Historischen Anthropologie als Forschungsprogramm

Zu Ehren von Prof. Dr. Barbara Krug-Richter richtete der Lehrstuhl für Europäische Kulturanthropologie der Universität des Saarlandes Ende Juni 2024 in Saarbrücken ein Symposium aus. Das Symposium markierte die Berufung von Jun.-Prof. Dr. Simone Egger als Nachfolgerin von Barbara Krug-Richter, die weiterhin als Seniorprofessorin tätig ist. Aus dem Fach Historische Anthropologie / Europäische Ethnologie wurde in diesem Zuge Europäische Kulturanthropologie.

Die Europäische Kulturanthropologie untersucht kulturelle Prozesse und Praktiken nicht nur in ihrer räumlichen und sozialen Dimension, sondern auch ihre zeitlichen Bedingungen und Kontextualisierungen. Das Symposium sollte einen Überblick geben, welche historischen Fragestellungen derzeit in kulturwissenschaftlicher Bearbeitung sind und welche Erkenntnisse die Perspektivierung der Historischen Anthropologie generieren kann. Sein vielfältiges und interdisziplinäres Programm mit Beiträgen zu transnationalen Beziehungen und postkolonialen Diskursen; Medien und Unterhaltungsformen; Archiven und Quellen; Arbeiter:innen; Stadt und Urbanität sowie Geschlechterverhältnissen und sozialen Figuren lotete die Gegenstandsbereiche und Arbeitsweisen einer historisch-anthropologischen Perspektive der Gegenwart aus, die Menschen, Ereignisse, Dingwelten und ihre Beziehungen in den Blick nimmt, um gesellschaftliche Phänomene in der Gegenwart sichtbar, (be-)greifbar und analysierbar zu machen und ebenso Zukunftsfragen zu thematisieren.

Grundlage dafür stellen Diskursräume dar, in denen Vergangenes kontextualisiert, gedeutet und wohlmöglich dekonstruiert werden kann. Die Historische Anthropologie, deren Zugang der Historiker Richard van Dülmen an der Universität des Saarlandes maßgeblich weiterentwickelte, versteht sich als interdisziplinärer Denkansatz, Zugriff auf Wissen, Wirklichkeiten und spezifische Repräsentationsform ihres Geworden-Seins. Sie bleibt nicht auf der Makro-Ebene stehen und beleuchtet ausschließlich die ‚großen' Geschichten. Im Gegenteil, in Analogie zur kulturwissenschaftlichen Alltagsgeschichtsschreibung arbeitet sie die Handlungsspielräume und die Erfahrungen einzelner, oftmals weniger privilegierter Menschen und deren jeweilige Lebenswelten heraus. Krug-Richter verfolgte diese Perspektive in Forschung, Lehre und Fachvermittlung mit Schwerpunktsetzungen auf der Frühen Neuzeit bis in die unmittelbare Gegenwart über ein Jahrzehnt. Sie entwickelte bereits sehr früh kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Welt von gestern. Sie fragte u. a. danach, wie Menschen zusammenlebten und ihre Umwelten wahrnahmen, wie sie arbeiteten,

liebten und aßen, wie sie sich stritten und (Alltags-)Konflikte lösten. Die Analyse von Beziehungen, die Frage nach Dis/Kontinuitäten und das Sichtbarmachen von Brüchen in (linearen) Geschichtsschreibungen sind darüber hinaus im Kontext der Public History nach wie vor präsent und werden aktualisiert: Wer macht Geschichte(n)? Welche Akteur:innengruppen sind (nicht) sichtbar? Und welche Narrationen braucht es auch in Institutionen der Geschichtsbearbeitung und -vermittlung wie beispielsweise Archiven, Ausstellungen in Museen oder Sammlungskonzepten, um vielstimmig zu sein?

Das Programm des Symposiums machte deutlich, dass diese und weitere Fragen nicht an Aktualität eingebüßt haben. Nach wie vor ist es wichtig, die politischen, sozialen und ökonomischen Bedingungen (in) der Geschichte, welche die Gestaltungsspielräume und die Wahrnehmungsweisen historischer Akteur:innen beeinflussen, in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Arbeitens zu setzen.

Ausgangspunkte und Arbeitsweisen der Historischen Anthropologie

Die Kulturanthropologinnen *Simone Egger* und *Leonie Müller* (beide Saarbrücken) skizzierten in ihrer Einführung, die dem Grußwort der Dekanin Stefanie Haberzettl folgte, das gerade benannte Spannungsfeld. Die Rahmung bzw. der Ausgangspunkt des Symposiums stellen die Fragekomplexe dar, was eine Historische Anthropologie der Gegenwart leisten kann, welche Forschungsfelder mit ihrer Perspektive momentan bearbeitet werden und wie sie sich in gesellschaftliche Debatten einmischen kann, soll und muss. – Anschließend folgte ein wissenschaftsbiografischer Impuls der Kulturanthropologin *Brigitta Schmidt-Lauber* (Wien), der ihre spezifische Perspektive auf Geschichte(n) verdeutlichte, die stark durch ihr Studium der Volkskunde/Kulturanthropologie, Ethnologie sowie Wirtschafts- und Sozialgeschichte geprägt wurde und deren Ansätze sie in ihrem bisherigen Forschen, Lehren und Arbeiten produktiv verband. Darüber hinaus erörterte sie die Relevanz und die Aktualität, Synergien zwischen Historiker:innen und Kulturanthropolog:innen herzustellen, wie sie es in ihrer langjährigen Tätigkeit als Mitglied (Mitherausgeberin und managing editor) der Zeitschrift *Historische Anthropologie Kultur – Gesellschaft – Alltag* tut.

Im Panel „Archive und Quellen" standen die Quellenkritik (Heuristik) und die Quelleninterpretation (Hermeneutik) im Vordergrund, also das Handwerkszeug historisch-anthropologisch Forschender. Über die Vorstellung exemplarischer Forschungsfelder wurden methodische und konzeptionelle Fragen diskutiert. Was überhaupt als erinnerungswürdige und zu untersuchende Quelle gilt, ist das Ergebnis von Bewertungsprozessen und Konjunkturen, die wiederum selbst an gesellschaftliche Entwicklungen gekoppelt sind. Kurz: Geschichte wird gemacht und folgt gewissen Politiken. Wissensinstitutionen wie Archive sind nicht nur in der Gegenwart, sondern auch historisch betrachtet Orte der Macht. Insbesondere im 19. Jahrhundert

wurden Archive für das Studium historischer Quellen wie Akten oder Urkunden politisch eingefordert. – Eine materiale Wissensgeschichte, so der Historiker *Philipp Müller* (Bochum), könne hier ansetzen und die Zirkulation, das Verfügbarmachen von Ressourcen sowie die Praktiken, Medien und Begriffe der Mobilisierung und Repräsentation historischen Wissens erörtern. Neben den ‚klassischen' Institutionen von Geschichte wie Archiven bedarf es der Integration von Ansätzen erzählter Geschichte (Oral History) in der Analyse und Vermittlung von Vergangenem, die Erkenntnisse über das Erfahren und Erinnern sowie die Wechselwirkungen zwischen lokaler Geschichtsschreibung, Identitätsstiftung und gesellschaftlichen Selbstverständnissen liefern kann. – Nicht selten werden generationsübergreifende Verdrängungsgeschichten und Projektionen sichtbar, wie es zum Beispiel die Künstlerin *Christiane Huber* (München) anhand eines Mordfalls im ländlichen Raum Bayerns im Nationalsozialismus aufzeigte, bei dem ein polnischer Zwangsarbeiter gewaltvoll zu Tode kam. Huber wies drauf hin, wie künstlerisch-partizipative Formate des Geschichtemachens wissenschaftliche Methoden nutzen und erweitern können und was für Grenzen es gibt, Geschichte(n) im ländlichen Raum sichtbar zu machen, aufzubereiten und zu vermitteln. Dass die historisch-anthropologische Perspektive an konkreten Lebenswirklichkeiten interessiert ist und biografischen Spuren folgt, die teilweise sehr gewaltvolle Geschichten erzählen, zeigten nicht nur Müller und Huber. – Anhand des Nachlasses des Journalisten Eric A. Peschler (1922–2005) aus dem Kalten Krieg zeichnete die Historikerin *Nicole Götzelmann* (München) die Potenziale der Analyse einer Subjektwerdung im Kalten Krieg nach, in denen u. a. Ego-Dokumente zum Verstehen von Selbstverständnissen herangezogen wurden.

Themenfeld I: ländliche und urbane Räume als Orte der/von Geschichte(n)

Geschichte erstreckt sich räumlich. Auch wenn sich der Blick ebenso auf ländliche Räume lohnt, standen urbane Räume und Vorstellungen von Urbanität und demzufolge auch Lebensstile von Modernität im Fokus des Panels „Stadt und Urbanität". Für eine Mikroperspektive auf Geschichte(n) in urbanen Räumen können emotions- und sinnesgeschichtliche Ansätze fruchtbar gemacht werden, wie es der Historiker *Philip Hahn* (Saarbrücken) am Beispiel eines Stadtfestes im 19. Jahrhundert darstellte. Ausgangspunkt stellt ein Festumzug vom Juni 1877 in Ulm dar, der im Rahmen des 500-jährigen Jubiläums der Grundsteinlegung des Münsters gefeiert wurde und bei dem Anwohnende sich als Stände- und Berufsgruppen des 14.–18 Jahrhunderts verkleideten. – Neben überlieferten Bildquellen wie Karikaturen können für die kulturhistorische Analyse urbaner Räume auch Gäst:innenlisten, (Auto)-Biografien, Briefe, Tagebücher, Zeitschriftenbeiträge und Reiseliteratur herangezogen werden. Exemplarisch tat dies die Kulturwissenschaftlerin *Anna Hoppe* (Trier), die sowohl quantitative als auch qualitative Auswertungstechniken und Analysen miteinander verband. So konnte sie aufzeigen, wie der Erholungs- und Kurort Baden-Baden sich

durch paradiesische Vorstellungen von Luxus, Schönheit, Konsum und Intellekt ausdrückte, bei denen jedoch vielfältige Lebenswelten aufeinanderprallten und historische Akteur:innen durch ihre Ressourcen und den sozialen Status unterschiedliche Positionierungen innehatten. – Das gegenwärtige Vergnügungs- und Rotlichtviertel in Frankfurt am Main stand im Mittelpunkt von *Leonie Müller* (Saarbrücken). Orientiert an Perspektiven der US-amerikanischen Stadtanthropologie zeichnete sie die Entwicklungs- und Konfliktlinien des Viertels und seiner Akteur:innen nach. Zudem befasste sie sich damit, welche Analyseperspektiven „marginal (wo)men" und „underdogs" hier zum Verstehen einnehmen können, also welche Figurationsprozesse Transformationen des Vergnügungsviertels bedingten, vorantrieben oder hervorbrachten. – Dass Zeitlichkeiten in Räumen niemals linear verlaufen, sondern Prozesse und Praktiken der Raumproduktion und -konstruktion eher durch (Un-)Gleichzeitigkeiten geprägt sind, stellte der Kulturwissenchaftler *Alexander Schwinghammer* (Weimar) heraus. Anhand des Phänomens der Automatenrestaurants in deutschen Großstädten zeichnete er Zukunftsimaginationen, Inszenierungsstrategien durch Technologieentwicklung sowie ein verändertes alltägliches Essverhalten nach.

Themenfeld II: Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Differenzen als Strukturkategorien der/von Geschichte(n)

Neben Emotionen, Raumkonstruktionen und Dingwelten scheinen Differenzkategorien wie beispielsweise Geschlecht, Ethnizität oder Klasse die Positionierungen historischer Akteur:innen zu prägen. Gleichzeitig dienen sie als ordnende Orientierungspunkte. Aspekte von Klassenkonflikten und ungleicher Ressourcenverteilung wurden im Panel „Arbeiter:innen" aufgegriffen. Am Beispiel der Region Tirol – der Arbeiter:innenbewegung, des Chorwesens und der Gedenkkultur für die Opfer des nationalsozialistischen Regimes – zeigte die Historikerin *Andrea Sommerauer* (Innsbruck), welche Rekonstruktionsarbeit notwendig ist, um biografische Fragmente zum Sprechen zu bringen. Gleichzeitig, so betonte Sommerauer, ist in der Quellenarbeit eine Reflexion darüber notwendig, wo die Grenzen des Sagbaren und Darstellbaren liegen, wenn man sich historischen Quellen mit einem verstehenden Zugang annähert. Reibungen, Widerstände und Spannungen sind für das historisch-anthropologische Forschen und Arbeiten erkenntnisreich, da ihre Kontexte – politische und gesellschaftliche Welt- und Menschenbilder sowie die Akteur:innenkonstellationen – Auskunft geben können über Selbstverständliches, Normiertes, Umkämpftes und Herausgefordertes. – Der Kulturanthropologe *Mate Eichenseher* (Stuttgart) zeigte vor diesem Hintergrund zum einen auf, welche Erkenntnispotenziale Zeitungsartikel als spezifische Wissensmedien und komplexe Text-Bild-Kompositionen für die historisch-kulturwissenschaftliche Analyse haben. Zum anderen erläuterte er konzeptionell, welche Wirkmacht Zeitungen und Zeitungsartikel als spezifische kulturelle Praxis entwickeln können. In dem von ihm bearbeiteten

Forschungsfeld werden sie demnach zu Akteur:innen in den Pécser Diskursen um die multiethnische Bergarbeiterschaft und ihrem Streik für bessere Arbeitsbedingungen und Entlohnungsformen im Jahre 1893. – Vorgestellt wurden nicht nur Klassendimensionen in historischen Wirklichkeiten. Bedeutsam sind Kategorisierungen wie Geschlecht und ihre performativen Elemente. Der analytische Blick auf soziale Figuren als kulturelle Repräsentationsformen erlaubt es, eine spezifische Analyseperspektive auf Knotenpunkte und Verdichtungen des Sozialen einzunehmen, zum anderen dadurch eine Distanz zu schaffen, die Komplexität reduziert und damit greifbar macht. Mit Oral-History-Ansätzen und über lebensgeschichtliche Erzählungen spürte die Kulturanthropologin *Alexandra Regiert* (Regensburg) dem Wandel von Paarbeziehungen und Ehealltagen in Deutschland (1945–1999) nach. Die teilweise sehr intimen Erzählungen offenbaren vergeschlechtlichte Bilder von Arbeit (Erwerbs-/Lohnarbeit, Care- oder Beziehungsarbeit), das Navigieren durch private und öffentliche Räume wie dem eigenen Wohnraum oder Gastronomien, gleichzeitig aber auch die Brüche in der (gemeinsamen) Vorstellung von Familie oder Liebe. – Wie deutschsprachige Schwangerschaftsratgeberliteratur der 1960er-Jahre als eine Projektionsfläche und ein Aushandlungsort von Geschlechter- und Körpervorstellungen gelesen werden kann, zeigte die Historikerin *Sarah May* (Saarbrücken). Die Ratgeberliteratur stellt die spezifische Zielgruppe (potenzieller) Eltern als populärkulturell aufbereitetes Text-Bild-Format dar, in dem sich soziale, politische und wirtschaftliche Entwicklungen der Nachkriegszeit manifestieren. May arbeitete heraus, wie es primär vergeschlechtlichte Narrative von Weiblichkeit und Mutterschaft sind, die die Konzeptionen eines ‚guten' Elternteils bedingen, und wie auch staatliche Institutionen versuchen, Empfehlungen auszusprechen und Rollenbilder zu adressieren. – Der Kulturanthropologe *Manuel Bolz* (Göttingen) stellte anhand historischer Quellen wie Zeitungsartikeln, Fotografien und populärkulturellen Repräsentationsformen dar, wie sich männliche Zuhälter – auch Luden genannt – im Vergnügungsviertel Hamburg St. Pauli in den 1970er- und 1980er-Jahren als Heldenfiguren inszenierten. Es existieren jedoch auch Narrative, die diese Männergruppen als Krisenfiguren deuten. Mit dem Blick auf die Aushandlungen von Vergnügen, (Un-)Sicherheit, Macht und Geschlecht (Männlichkeitsperformanzen) lässt sich das urbane Phänomen als homosoziales Netzwerk deuten, das bis in die Erinnerungskultur der Gegenwart nachwirkt.

Themenfeld III: politische Verflechtungsgeschichten und mediale Vermittlungsformen

Das Ziel historisch-anthropologischer Forschung, sozialen Netzwerken, Akteur:innen und Dingwelten nachzuspüren, die ebenso gegenwärtige Lebenswelten, Erfahrungen und Wahrnehmungen prägen, verfolgte das Panel „transnationale Beziehungen und postkoloniale Diskurse". Die historische Kontextualisierung zeigt, wie Ungleichheiten, Gewaltformen und Widerstände nicht ausschließlich For-

schungsgegenstände der Gegenwart sind, sondern sich auch historisch herausarbeiten lassen. Zeitkonzepte prägen nicht nur die Vergangenheitsbewältigung, sondern auch Zukunftsbilder. Am Beispiel der Denkfigur der Fortschrittsidee zeichnet die Kulturwissenschaftlerin *Xenia Müller* (Berlin) nach, wie präsent (post-)koloniale Vorstellungen von Zeitlichkeiten, Geschichtsschreibungen und Entwicklungen in der Gegenwart sind. So rückt sie das Wie der Geschichtsdeutung und -konstruktion in den Mittelpunkt des Verstehenwollens bestehender Machtverhältnisse, die sich längst in Strukturen und Systemen manifestieren.

Gleichzeitig verfolgt die Historische Anthropologie wissens- bzw. wissenschaftssgeschichtliche Ansätze, wie sie die Sozialanthropologin *Lisa Gottschall* (Wien) vorstellte. Ihre Arbeitsweisen können dabei helfen, Personen, Politiken und Praktiken, wie sie beispielsweise im Kontext sogenannter Kolonialsoldaten der französischen und britischen Armeen in der deutschen Kriegsgefangenschaft während des Zweiten Weltkrieges vorkommen, nachzuzeichnen und einzuordnen. So wird deutlich, welche ethnisierenden und rassifizierenden Vorstellungen von Menschen verwissenschaftlicht wurden, sich institutionalisierten und Teil der Gewaltstrukturen in Lagern der Wehrmacht wurden. – Es sind jedoch nicht nur Menschen, die objektifiziert, bewertet und klassifiziert wurden, sondern auch Umwelten. Mit dem theoretischen und methodischen Zugriff der historischen Diskursanalyse arbeiteten die Sozialanthropologinnen *Anne-Katrin Broocks* und *Claudia Pinzon Cuellar* (beide Berlin) heraus, welche bis in die Gegenwart machtvollen kolonialen Natur- und Weltwissensordnungen über den Amazonas-Regenwald produziert wurden und welche Rolle hier Mangroven-Kulturen in Ecuador einnahmen. – In den Geschichtserzählungen der heutigen Staaten Österreich, Slowenien und Italien, insbesondere der Alpen-Adria-Region, dominieren Nationalisierungsprozesse, die durch eine historisierende Perspektive und Kontextualisierung aufgebrochen werden können. – Geleitet wird dieser Blick, so die Kulturanthropologin *Ute Holfelder* (Klagenfurt), nicht (mehr) von Differenzkonstruktionen und der Segregation entlang nationaler und ethnischer Kategorien, sondern von der Suche nach dem Gemeinsamen sowie ökonomischen und sozialen Verflechtungen über die heutigen Staatsgrenzen hinweg. Um diesem Dazwischen nachzuspüren, bieten sich historische Reisebeschreibungen an, in denen Lebenswelten, Wahrnehmungen und Selbstverständlichkeiten beschrieben werden. – Objektifizierte Erfahrungen, Sozialbeziehungen und mobile Ding-Welten (z. B. Seife und Modemagazine) standen auch im Fokus des Beitrages der Kulturanthropologin *Simone Egger* (Saarbrücken), die ausgehend von Einzelbiografien Anfang des 20. Jahrhunderts transnationale Liebes- und Familienbeziehungen erörterte. Der Zugriff auf Geschichte mit der Perspektive von historischen Assemblagen zwischen Menschen, Dingen, Biografien, geografischen Räumen und Gefühlsweiten erlaubt es, der Komplexität historischer Lebenswelten, menschlichen Interaktions- und Kommunikationsformen im Alltag sowie Mobilitätsformen gerecht zu werden.

Historisches Wissen ist nur vermittelt zugänglich. Neben mündlichen Erzählungen, Gerichtsakten und Verwaltungsdokumenten sind es auch Medien der Populärkultur und Unterhaltung, die Themenfelder des Alltags verhandeln und tradieren. Ende des 19. Jahrhunderts wuchs das Interesse an Mode und ihrer Medien. *Der Konfektionär* gründete sich zu jener Zeit und dokumentierte über 50 Jahre lang die Entwicklung der deutschen Modeindustrie. Die Fachzeitschrift war das Ergebnis eines gestiegenen Interesses an Kauf- und Warenhäusern. Sie vermittelte als Wissensspeicher und -medium über Knotenpunkte des Systems ‚Mode' – beispielsweise Rechts- und Steuerfragen, Rohstoffe, Kleidermodelle und Trends, Neueröffnungen oder Jubiläen. Eine Analyse der Wissenskompositionen, Hintergründe bzw. Entstehungsgeschichten und Funktionen, so die Kulturwissenschaftlerin *Marie Helbing* (Bocholt), kann einen Beitrag zur historischen Zeitschriftenforschung an der Schnittstelle einer Mode-, Konsum- und Frauengeschichte leisten. – Vermittlungspraktiken in und mit digitalen Medien erfahren in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften eine gestiegene Popularität, wie *Roman Smirnov* (Bochum) aufzeigte. Zu den neuen Medien einer audio-visuellen Erinnerungskultur zählen vergangenheitsbezogene immersive VR-Anwendungen. Ausschlaggebend ist hier das Reenactment, die Arbeit mit Authentifizierungsstrategien z. B. über historische Schauplätze, Ereignisse und Personen – sowohl Persönlichkeiten der Geschichte als auch Alltagsakteur:innen sowie mit der Erzeugung spezifischer Emotionen. – Am Beispiel der historischen Biografie eines populären Redakteurs, Moderators und Abteilungsleiters des Ressorts ‚Heimat' und seiner Medienformate zeichnete *Sabine Eggmann* (Zürich) die volkskulturelle Bildpraxis im Schweizer Fernsehen zwischen den 1960er- und 1980er-Jahren nach. Ihre historisch-kulturwissenschaftliche Perspektive fragte nach den Bedingungen und Effekten einer Bewegtbild-Ton-Komposition, die zum einen das Leitmedium der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, das Fernsehen, nutzte, um Vorstellungen der Schweiz, ihrer Bewohner:innen und ihrer Geschichte zu entwerfen. Zum anderen zeigte Eggmann, wie beispielsweise über Volksmusik (strategische) Blickregime geschaffen wurden, die zu einer nationalen Identitätsressource wurden. – Welche Rolle Vorstellungen von Heimat und Nation um 1900 einnehmen konnten, zeigte *Antje Reppe* (Dresden) am Beispiel von sogenannten Heimatfesten im Kontext der Heimatbewegung um 1900. Der Festtypus stellte ein Medienereignis dar, schuf Zugehörigkeitsgefühle und konstruierte eine (imaginierte) Gemeinschaft, indem die Orte und Menschen in Liedern besungen, in Gedichten rezitiert, in Bildern inszeniert, in Festansprachen zelebriert, bei Kommersen kommentiert und (meist) nationalistisch aufgeladen wurden. So wurden je nach räumlichem und sozialem Kontext spezifische Heimat-Entwürfe produziert, die als kollektives Identifikationsangebot wirksam wurden.

Wie Weiter? Zur Gegenwart und Zukunft der Historischen Anthropologie

In welchem Maße Geschichte menschengemacht ist und unsere Alltagswelten prägt – so auch konkret die Saarbrücker Stadtlandschaft – verdeutlichte *Barbara Krug-Richter* (Saarbrücken) in ihrer Keynote. Sie zeigte am Beispiel der Saarbrücker Stadtautobahn und seiner Entstehungsgeschichte historische Konfliktlinien um Urbanität, Modernität und Mobilität auf, die eng mit Vorstellungen eines ‚schönen' Wohnens und eines ‚guten' Lebens zusammenhingen. Nicht nur historisch betrachtet, sondern auch in der Gegenwart ist die Stadtautobahn Schauplatz von Deutungskämpfen um Neugestaltungen und Nachhaltigkeit, Stadtgrün und (Un-)Sicherheit sowie dem wirkmächtigen Paradigma einer autofreien Stadt. Der historische-anthropologische Zugang erfolgte über Erfahrungen, Wahrnehmungen und Deutungen von Anwohnenden, nicht ausschließlich über statistische Daten oder Zahlenmengen, die Menschen und ihre konkreten Handlungs- und Wirkungskontexte meist ausblenden oder eher abstrakt thematisieren. – Und auch das Tagungsfazit von *Michaela Fenske* (Würzburg) sowie die abschließende Diskussionsrunde mit *Simone Egger* (Saarbrücken), *Sabine Eggmann* (Zürich), *Philip Hahn* (Saarbrücken), *Christiane Huber* (München), *Jens Wietschorke* (München) verdeutlichten abermals die Forschungsfelder und Aufgabenbereiche der Historischen Anthropologie, die Notwendigkeit einer transdisziplinären Auseinandersetzung sowie die Gestaltungsmacht, das heißt: das Wissen sichtbar und zitierbar zu machen, aber auch in Gesellschaften hineinzuwirken. Fenske forderte die historisch-anthropologisch Forschenden dazu auf, sich verstärkt in gesellschaftspolitische Debatten einzumischen und die Perspektive auf Alltagsgeschichte in Diskurse einzubringen.

Manuel Bolz

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.13

18. Doktorand:innentagung der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft

Universität Vechta, 5./6. Juli 2024[1]

Als Empirische Kulturwissenschaftler:innen finden wir uns immer öfter in Arbeitskontexten wieder, die eine kooperative Zusammenarbeit mit Kolleg:innen aus den verschiedensten fachlichen Hintergründen erfordern. Unsere Forschungslandschaft wird interdisziplinärer. Komplexe Fragestellungen gilt es mit den vereinten Kompetenzen unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen zu bearbeiten. Interdisziplinarität gehört daher für viele Promovierende der Empirischen Kulturwissenschaft bereits zu ihrem Forschungsalltag. In der durch Drittmittelprojekte geprägten Forschungs- und Promotionslandschaft wird das interdisziplinäre Zusammenarbeiten noch einmal anders wichtig, da es in Projekten vorgegeben ist und konkrete gemeinsame Ergebnisse erwartet werden. Nicht immer ist das einfach, oft sind langwierige Verständigungsprozesse notwendig, die zu Lasten der eigenen Forschungszeit gehen können. Durch das BA- und MA-System werden außerdem die Studienabsolvent:innen zunehmend interdisziplinär, nicht wenige haben neben einem Studienabschluss in der EKW/EE/KA auch einen Abschluss in einem weiteren Studienfach. Dieser Umstand findet sich auch in Titel und Programm der 18. Doktorand:innentagung der *Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* wieder: ‚Alles interdisziplinär? Empirisch-kulturwissenschaftliches Arbeiten zwischen Offenheit und Selbstverortung'. Eine grundlegende Vielseitigkeit scheint unserem Fach bereits immanent; unser Themenspektrum ist breit und grenzt nicht selten an Bereiche, die für den außenstehenden Blick zunächst nicht ‚klassisch kulturwissenschaftlich' erscheinen mögen. Dies bedingt wiederum unseren Methodenpool, der zuweilen eine starke Nähe zu verwandten Wissenschaftsdisziplinen aufweist.

Die Ausrichtung der 18. Doktorand:innentagung an der Universität Vechta als neuerem Fachstandort wurde im letzten Jahr im Rahmen der 17. Doktorand:innentagung in Marburg entschieden. Gastgeber ist auch das seit 2018 bestehende Kulturanthropologische An-Institut Oldenburger Münsterland. Sowohl *Prof. Dr. Lina Franken* für den Fachbereich Kulturwissenschaften als auch *Prof. Dr. Christine Aka* für das Kulturanthropologische Institut des Oldenburger Münsterlandes waren

1 Überlegungen und ausgewählte Formulierungen des vorliegenden Berichts sind Teil weiterer Berichte zur 18. DGEKW-Doktorand:innentagung. Siehe dazu: Brammsen, Laura: Tagungsbericht zu: Alles interdisziplinär? Empirisch-kulturwissenschaftliches Arbeiten zwischen Offenheit und Selbstverortung. 18. Doktorand:innentagung der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Vechta, 5.–6. Juli 2024. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 56 (2024 [im Erscheinen]). Dittgen, Nicolas: Tagungsbericht 18. Doktorand:innentagung der DGEKW. In: kulturen. Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Hrsg. von der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e. V., Göttingen 2024. S. 88–90.

zur Begrüßung der Doktorand:innen zu Beginn der Tagung vor Ort. Eine Begrüßung fand zudem durch die Organisator:innen statt, die den Tagungsablauf vorstellten.

Den ersten Block am Freitag begann *Tobias Becker* (Hamburg) mit seinem Vortrag, in dem er die Begriffszusammenhänge von Interesse und Interdisziplinarität erkundete und sich dabei verschiedenen historischen Bedeutungsschichten annäherte. Becker führte die verschiedenen Dimensionen beispielhaft aus, die in der Zusammenführung der Begriffe Interdisziplinarität und Interesse von der Pluralisierung der Bedeutungszusammenhänge über die Aufwertung und Emotionalisierung des Interesses bis zur Individualisierung und Reflexivierung zum Vorschein kommen. Interesse und Interdisziplinarität benannte er dabei als ‚Platzhalterbegriffe' und gab abschließend mit Rolf Lindner zu Bedenken, dass das Leben sich disziplinärer Grenzen verweigere. – Darauf folgte *Laura Brammsen* (Kiel), die sich in ihrem Vortrag mit dem Zusammenwirken unterschiedlicher Wissenssphären in Prozessen der Schadenregulierung befasste. Nachdem sie auf die Konstellationen sowie institutionelle und rechtliche Rahmenbedingungen im Bereich der Individualversicherung eingegangen war, machte sie anschaulich, inwiefern die Expertise in Bezug auf die Herstellung von Risiken und die Entstehung eines Versicherungskonzeptes an spezifische Berufsgruppen und Disziplinen gebunden ist, und warf Fragen nach der Beschaffenheit und Qualität von Expertise in der Versicherungspraxis an einem ausgewählten Beispiel auf. – Ausgehend von ihrer Promotionsforschung, in der sich *Leonie Müller* (Saarbrücken) mit der Herstellung von Räumen in der Frankfurter City befasst, skizzierte sie im dritten Vortrag des Tages das Frankfurter Bahnhofsviertel als multiperspektivisch zu erfassenden Untersuchungsgegenstand. Sie selbst folgte Rolf Lindners Verständnis der Stadt als einem „von Geschichte durchtränkten, kulturell kodierten Raum", betonte aber, dass die Stadt als Forschungsgegenstand schon interdisziplinär sei. Die Interdisziplinarität spiegele sich allerdings auch auf Ebene der Akteur:innen.

Am Freitagnachmittag eröffnete *Nicolas Dittgen* (Vechta/Bremerhaven) den zweiten Vortragsblock mit dem Vortrag ‚Mittendrin statt nur dabei: Empirische Kulturwissenschaftler:innen in Co-Designprozessen im Museum', der in Zusammenarbeit mit *Pia Schramm* (Berlin) entstand, die nicht anwesend sein konnte. Er stellte den Begriff der Partizipation als einen Schlüsselbegriff heraus und betonte seine Bedeutung für die Demokratisierung von Museen. Die digitale Transformation brächte vielfältige neue partizipative Formate hervor, beispielsweise im Bereich VR (Virtual Reality)und AR (Augmented Reality). Im Zentrum des Vortrags standen Überlegungen zu Grenzen und Potenzialen der Rolle von Ethnograph:innen innerhalb der Gestaltungsprozesse. Wesentlich sei hier die Fähigkeit von Ethnograph:innen, sich schnell vertraut zu machen, sowie ihre Funktion als Übersetzende und Vermittelnde an der Schnittstelle von technischer Entwicklung und musealem Bildungsauftrag. – *Julia Pfeiffer* (Chemnitz) befasste sich in ihrem darauffolgenden Vortrag mit der

Frage, wie das ‚neue' Museum ein erweitertes Besuchserlebnis möglich macht. Sie befasste sich ebenfalls mit Prozessen der digitalen Transformationen sowie mit Herausforderungen und Möglichkeiten, die in dem Zusammenhang auf das Museum als ‚erweitertem Lernort' zukommen. Pfeiffer setzte ‚Hybridität' in diesem Zusammenhang als einen zentralen Begriff, der durch digitale Werkzeuge die greifbare Welt der Realität und die immaterielle Welt der Virtualität zusammenbringe.

Nach einer Pause schloss *Dr. Kathleen Heft* (Berlin) den ersten Tag der 18. *DGEKW*-Doktorand:innentagung mit dem Workshop ‚Open Access Publizieren' ab. Die Teilnehmenden beschäftigten sich mit den Grundlagen des Open-Access-Publizierens. In der ersten Hälfte des Workshops gab Heft detaillierten Input zu Wegen des Open-Access-Publizierens, Rechtsgrundlagen und Verlagsverträgen sowie Creative-Commons-Lizenzen und gewährte zudem Einblicke in fachspezifische Diskussionen und Empfehlungen zu weiterführenden Informationen. In der zweiten Hälfte gab es Raum, um in Gruppen spezifische Szenarien des Open-Access-Publizierens zu diskutieren. – Beim gemeinsamen Abendessen und Ausklang des ersten Tages der Doktorand:innentagung wurden in ungezwungener Atmosphäre Diskussionsthemen wieder aufgegriffen, Überlegungen und Erfahrungen ausgetauscht und weiterführende Ideen entwickelt.

Den folgenden Tag eröffnete *Dr. Oliwia Murawska* (Innsbruck) mit ihrer Keynote ‚Es gibt nur ein perspektivisches Erkennen. Überlegungen zur Vielstimmigkeit in der Empirischen Kulturwissenschaft'. Sie näherte sich in ihrem Vortrag dem Konnex von Perspektivismus und der Vielstimmigkeit innerhalb der Empirischen Kulturwissenschaft an über die institutionelle Ebene, die Theoriebildung sowie die empirische Anwendung posthumanistischer Theorien in der EKW. Ausgehend von diversen möglichen Verortungen innerhalb der Disziplin und der Vielstimmigkeit und Multiperspektivität als Charakteristika des Faches ging sie von der These aus, dass es nur ein perspektivisches Erkennen geben könne. Zunächst berichtete Murawska, wie über die Interdisziplinarität als methodischem Multiperspektivismus eine kritische Bestandsaufnahme des Posthumanismus in der AG SoCuM möglich wurde. Anschließend gab sie einen Überblick über die Theoriebildung im Posthumanismus als einem heterogenen Ensemble verschiedener Forschungsansätze. Sie betonte, dass in der ethnographischen Feldforschung ein Perspektivenwechsel sowie die Verschiebung des Gesichtspunktes von menschlichen auf nichtmenschliche Entitäten möglich werde. Anhand von zwei Beispielen aus der Feldforschung in der Südkaschubei – dem ‚gestimmten Sand' und dem ‚rufenden See' – machte Murawska einen posthumanistisch orientierten sinnes- und stimmungszentrierten Forschungsansatz anschaulich und verdeutlichte, dass hybride Welten hybride Genres erforderten.

Im Anschluss deutete *Melanie Haberl* (Wien) in ihrem Vortrag Interdisziplinarität als ‚konjunkturstarkes Label' insbesondere in Bezug auf die institutionelle Ebene und universitäre Alltage. Exemplarisch anhand der Bände ‚Abschied vom Volksleben' so-

wie dem ‚Dossier zur Umbenennung der *dgv*' beschrieb sie die Auseinandersetzung mit der eigenen Disziplin und öffnete davon ausgehend den Diskussionsraum für Erfahrungen in interdisziplinären Kontexten. Theoretischer Ausgangspunkt der Diskussion waren für Haberl die Konzepte der Emotionspraktiken (Scheer), feeling rules (Hochschild) sowie der Emotional Communities (Rosenwein). Für den Erfahrungsaustausch formulierte Haberl davon ausgehend eine Reihe von Fragen, die auf Gefühle der Zugehörigkeit und des Verstanden-Seins sowie verbindende und trennende Erfahrungsdimensionen von Empirischen Kulturwissenschaftler:innen in wissenschaftlichen Alltagen abzielten. – *Alexandra Regiert* (Regensburg) stellte in dem darauffolgenden Vortrag ihr Dissertationsprojekt vor. Regiert fokussierte auf eine geschlechter-, generationen- und schichtübergreifende Analyse von Ungleichheiten und arbeitete auf Basis von 25 biografisch-narrativen Interviews Transformationsprozesse in heterosexuellen Ehen und Paarbeziehungen sowie Divergenzen zwischen Normen, Moralvorstellungen, Idealen und Alltagspraxen heraus. – Ein letzter Beitrag vor der Abschlussdiskussion kam von *Felizitas Juen* (Zürich) zum Thema: ‚Interdisziplinarität: Oberflächlicher Trend oder Antwort auf komplexe Realitäten?'. Nach einem Austausch in Kleingruppen auf Basis von Gesprächsimpulsen folgte eine Fishbowl-Diskussion, die durch vier fortlaufend wechselnde Diskussionsteilnehmer gestaltet wurde. Vielfältige Punkte fanden Eingang in die Diskussion. Darunter wurden arbeitspraktische Themen wie die Qualität des Austausches in interdisziplinären Settings genannt, das Entstehen von zusätzlicher Arbeit, die Problematisierungen von Machtstrukturen und Verteilungslogiken oder die ohnehin interdisziplinär angelegten Tätigkeitsfelder spezifischer Jobs. Weitere Punkte fielen in den Bereich der Wissenschaftspraxis. Betont wurde, dass das Leben selbst und auch die Wissenschaft interdisziplinär wären und Disziplingrenzen künstlich seien – es könne immer nur eine Perspektive gewählt werden. Diese sei ebenso wie die Methode am Forschungsgegenstand auszurichten.

Die 18. DGEKW-Doktorand:innentagung 2024 endete mit einer Abschlussdiskussion, die Gelegenheit bot, die wichtigsten Erkenntnisse und Themen der Veranstaltung zusammenzufassen und das weitere Vorgehen zu besprechen. Für interessierte Teilnehmer:innen bestand im Anschluss die Möglichkeit, an einer Führung durch die Sonderausstellung ‚Hexenwahn – Glaube. Macht. Angst.' im *Museum im Zeughaus* teilzunehmen.

Die 18. DGEKW-Doktorand:nnentagung bot eine wertvolle Gelegenheit zum inhaltlichen Austausch und zur intensiven Diskussion über die Interdisziplinarität in den jeweils eigenen Projekten und Forschungserfahrungen. Im Zentrum standen Fragen danach, was Interdisziplinarität ausmacht, wie sie unsere Forschung bereichert und vor welche Herausforderungen sie uns stellt. In den Beiträgen fanden sich unterschiedliche Antworten auf diese Fragen und jeweils verschiedene Zugänge hierzu wieder. Überlegungen zu Interdisziplinarität kamen zum Vorschein in begrifflichen Sondierungen, auf Ebene des Forschungsgegenstandes und der beforschten

Akteur:innen, in Bezug zu theoretischen Verortungen innerhalb des Posthumanismus und der Emotionsforschung, in Zusammenhang mit der Berufspraxis von Kulturwissenschaftler:innen und Auseinandersetzungen mit partizipativen und hybriden Vermittlungsstrategien im Museum sowie in dialogischen Formaten zum Erfahrungsaustausch untereinander. Neben regen Diskussionen im Anschluss an die jeweiligen Beiträge wurde auch in den Pausen bei Snacks und Getränken die Zeit genutzt, um sich informell weiter auszutauschen. Abschließend ist positiv hervorzuheben, dass die Atmosphäre durchweg geprägt war von Offenheit, Neugier und Interesse und damit ein gewinnbringendes Miteinander im Rahmen der zweitägigen Tagung möglich werden konnte.

Laura Brammsen, Nicolas Dittgen, Kyra Hardt
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.14

Im|Materielles kulturelles Erbe als Praxis. Rekonstruktionen und Reinszenierungen in Mittel- und Osteuropa

Tagung der Fachkommission Empirische Kulturwissenschaft im Herder-Forschungsrat und der Kommission Kulturelle Kontexte des östlichen Europa in der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, Bayerische Akademie der Wissenschaften, München, 25./26. Juli 2024

Die durch den Herder-Forschungsrat und den Schroubek Fonds geförderte Tagung fand in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München statt und widmete sich umfassend der Bedeutung von materiellem und immateriellem Kulturerbe in Mittel- und Osteuropa. Dabei standen, wie *Daniel Drascek* (Regensburg/München) und *Marketa Spiritova* (München) in ihren Eröffnungsreden darlegten, die im kulturwissenschaftlichen, europäisch-ethnologischen Diskurs um kulturelles Erbe verhandelten Praktiken der „Heritagization" bzw. „Kulturerbeisierung", die auf den prozesshaften, dynamischen und praxisorientierten Charakter von Kulturerbe verweisen, im Mittelpunkt. Mit Beispielen aus Deutschland und dem östlichen Europa wurden unter Rückgriff auf (nicht unproblematische und dementsprechend kritisch diskutierte) Begriffe wie Tradition, Identität und Authentizität die Herstellungs-, Aneignungs- und Vermittlungsprozesse diskutiert. Die Beiträge zeigten dabei die große Bedeutung immateriellen wie materiellen kulturellen Erbes für Prozesse des *doing region* (in Deutschland) bzw. *doing nation* (in Südosteuropa) auf.

Die Vorträge wurden mit der Keynote „Zukunft: Kulturerbe" von *Helmut Groschwitz* (Berlin/München) eingeleitet. Bezugnehmend auf die Critical Heritage Studies, die für einen Perspektivenwechsel von einem vergangenheitsgerichteten Verständnis von Kulturerbe hin zu einer zukunftsorientierten Planung von

Kulturerbe plädieren, warf Groschwitz folgende Fragen auf: Wie kann Kulturerbe für die Zukunft und wie die Zukunft durch kulturelles Erbe gesichert werden? Zur Verdeutlichung der Aktualität und Relevanz zukünftiger Erhaltungsformen griff Groschwitz das Beispiel der Bedrohung kulturellen Erbes in Kriegsgebieten, etwa der Ukraine, sowie die Auswirkungen des Klimawandels auf Bausubstanzen auf. Letzteres zeige sich beispielsweise darin, dass Denkmalschutzgesetze klimafreundliche und Umbau-notwendige Instanzen verbieten oder dass aufgrund des Klimawandels kulturelles Erbe in Küstennähe vom steigenden Meeresspiegel bedroht werde (beispielsweise Venedig). Kulturerbe müsse also als eine Form der Aushandlung von gesellschaftlichen und politischen Werten verstanden werden. Hier bestehe freilich die Gefahr der Instrumentalisierung, besonders auch von der politischen Rechten. Eine sinnvolle Zukunftsperspektive werde zudem erschwert durch das Nebeneinander von unterschiedlichen Zeitvorstellungen in Bezug auf die Konstruktion und den Erhalt von Kulturerbe. Drei Zeitkonzeptionen, die lineare, die zyklische und die teleologische Zeitvorstellung überlagern sich und konkurrieren miteinander. So gestalten zum Beispiel immaterielle kulturelle Ausdrucksformen wie Feste und Bräuche den zyklischen Jahreskalender, während das lineare Konzept dem gegenüberstehe, ein Konzept, das von kapitalistischem Wirtschaftswachstum und linearer Kapitalvergrößerung geprägt ist.

Passend zu Groschwitz' theoretischen Überlegungen eröffnete *Cornelia Eisler* (Oldenburg) das erste Panel zu „Kulturerbe in Sammlungen und Museen" mit einem Vortrag über die Potenziale und Herausforderungen von Digitalisierung von Kulturerbe. Einerseits könnten durch digitale Sammlungen komplexe historische Zusammenhänge, wie sie insbesondere im Zusammenhang der mittel- und osteuropäischen Geschichte schwer zu erfassen sind, in ihrer Differenziertheit (digitalen) Raum finden und dabei einen transnationalen, zugangsfreien und überzeitlichen Zugang gewähren. Gleichzeitig stehen digitale Bestände zum einen vor dem Problem der Fragilität digitaler Infrastrukturen in Bezug auf ihre langfristige Nachhaltigkeit. Zum anderen könnten durch die Digitalisierung, etwa von Zeitungen, wie Eisler am Beispiel von „DiFMOE" (Digitales Forum Mittel- und Osteuropa) darlegte, bestimmte Informationen und Eigenschaften, die das Original enthält, im Scan verloren gehen („Selektion der Selektion"). Damit würden digitale Sammlungsbestände das Risiko bergen, dass durch sie dominante Narrative und bestehende Machtstrukturen verstärkt werden könnten. – Im zweiten Vortrag thematisierte *Kirsti Jõesalu* (Tartu) Repräsentationen der sowjetischen Ära in baltischen Museen, wobei sie das Estonian Open-Air Museum als Beispiel heranzog. Sie untersuchte, wie sich die Erinnerungsdiskurse im Laufe der Zeit verändert haben, insbesondere in Bezug auf die Darstellung des kommunistischen Erbes als „gelebte Erfahrung". Diese neuen Ansätze stehen im Gegensatz zu den ausschließlich anti-kommunistischen Narrativen der 1990er- und 2000er-Jahre und betonen eine zunehmend diversifizierte Geschichts-

schreibung. – Das erste Panel beschloss *Angela Ilić* (München) mit einem Vortrag zum immateriellen Kulturerbe Südosteuropas am Beispiel des umfangreichen Fotoarchivs am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas der LMU, das eine Vielzahl historischer Fotografien deutscher und deutschsprachiger Minderheiten im Donau-Karpaten-Raum besitzt. Ilić betonte die Bedeutung der Provenienzforschung sowie die Rolle der Digitalisierung bei der Erhaltung und Vermittlung dieses einzigartigen visuellen Erbes, das sowohl materielle als auch immaterielle Aspekte der Kultur bewahrt. Am Beispiel der Fotografien von Hugo Grothe, der insbesondere Menschen, Bauten und Landschaften fotografierte, untersuchte sie u. a. die deutschen Minderheiten in der Slowakei 1934 und seine Aufnahmen in Albanien und Montenegro. Die Frage nach dem kolonialen Blick der Fotografien stand ebenso zur Diskussion wie eine unter Umständen problematische Provenienz der Fotografien (erfolgte die Abgabe freiwillig oder unter Druck? Handelte es sich um Raubkunst?). Ilićs Vortrag zeigte anschaulich, dass historische Fotos selbst materielles Kulturerbe sind und gleichzeitig materielles und immaterielles Kulturerbe auf Papier konservieren.

Im zweiten Panel „Kulturerbe und Gedächtnisräume" lag der Fokus auf der Diskussion im|materiellen Kulturerbes und dessen Bedeutung für nationale und regionale Identitäten. *Daniel Habit* (München) präsentierte seine Forschungen über die Re-Sakralisierung in Bukarest. Religiöses kulturelles Erbe wird hier durch sakrale Architekturen, religiöse Praktiken und Symbole im öffentlichen Raum aktiv von Staat und Kirche (re-)produziert. Die Wiederbelebung rumänischer Kirchen und religiöser Bruderschaften, die Umbenennung von Straßennamen nach religiösen Persönlichkeiten, die Sakralisierung von Räumen und nicht zuletzt der Bau der „Nationalkathedrale" scheint eine postsozialistische Bewegung „von unten" zu sein. Dies sei aber vielmehr eine Instrumentalisierung der Kirche zum Zwecke der Stabilisierung der Machtverhältnisse zwischen Staat und Kirche. Der Bau der „Nationalkathedrale" in der rumänischen Hauptstadt, einem Kirchenkomplex der Superlative, wird staatlich subventioniert und soll die größte orthodoxe Kirche der Welt werden. Gleichzeitig ruft der Bau gesellschaftlichen Protest hervor und fördere eine Spaltung zwischen den Generationen sowie zwischen Stadt und Land. – Der anschließende Vortrag von *Tobias Weger* (München) fokussierte auf die Reinterpretation von Sakralbauten in der Dobrudscha und zeigte auf, wie Migration und demografische Veränderungen den Umgang mit dem religiösen Erbe beeinflussten. Dabei wurde deutlich, dass viele bulgarische Kirchen heute nicht mehr als original bulgarische anerkannt würden. – Der dritte Vortrag von *Sebastian Gietl* (Regensburg) musste krankheitsbedingt leider ausfallen.

Der zweite Tag startete mit dem Panel „Kulturerbe und (Re-)Traditionalisierung". *Ana Luleva* (Sofia) sprach über die Retraditionalisierung im postsozialistischen Bulgarien. Anhand ihres empirischen Materials zeigte sie auf, dass die Revitalisierung von Volkstraditionen zunehmend zur Legitimation von Gemeinschaften

in Zeiten von Unsicherheit herangezogen wird. Die wiederauflebende Ausübung von traditionellem Handeln (z. B. Tracht, „Ethnohochzeiten") ging in Bulgarien mit einem Rückbezug auf das Nationale einher. Diese Revitalisierung des kulturellen Erbes berge jedoch auch ein Konfliktpotenzial: Einerseits demonstriere es nationale Verbundenheit und trage zur Konstruktion einer kollektiven Identität bei. Andererseits führe dieser ethnokulturelle Nationalismus zu Protesten gegen traditionelle Familienbilder und Geschlechtervorstellungen in der Gesellschaft. Anhand dieses Beispiels wurde der relationale Charakter von Tradition besonders deutlich: Traditionen können inklusiv wie exklusiv sein, Lösungs-, aber auch Konfliktpotenzial bergen, von der Gesellschaft ausgeführt und vom Staat instrumentalisiert werden. – Im anschließenden Vortrag von *Theresa Jacobs* und *Ines Keller* (beide Bautzen) ging es um die Bedeutung von Traditionen und kollektiver Identität bei der sorbischen Minderheit in der Lausitz. Eine wichtige Rolle spielte in der DDR hierbei das Haus für sorbische Volkskunst, das 1994 geschlossen wurde. Heute versuchen Angehörige der sorbischen Minderheit „ihre" Traditionen wiederzubeleben, wie Jacobs und Keller am Beispiel des Wettbewerbs um das am schönsten bemalte Osterei zeigten.

Im Panel „Kulturerbe und Erinnerungspraxis" stellte *Carlotta Stimpfle* (München) ihre und *Michelle Orths* (München) Forschungen zu Kulturräumen in Bayern und Sachsen vor. In ihrem Vortrag legte Stimpfle den Fokus auf das kulturelle Erbe der Egerländer in Oberfranken und in der Oberpfalz sowie auf die Herausforderungen bei der Vermittlung an jüngere Generationen. Aufgrund der Auflösung bzw. dem Schwund von Jugendgruppen falle die Aushandlung des egerländischen Erbes fast vollends in den Aufgabenbereich des Egerland Museums in Marktredwitz. Gleichzeitig treten heute die grenzübergreifende Zusammenarbeit, etwa durch Projekte der Euregio Egrensis, des Fichtelgebirgsmuseums und der Radregion Bayern-Böhmen, in den Vordergrund. – Das „verlorene" deutsche Erbe in der tschechischen Stadt Brünn war Thema von *Jana Noskovás* (Brünn) Beitrag zu künstlerischen, aktivistischen und touristischen Praktiken der Verhandlung des deutschen Erbes. Am Beispiel des Deutschen Hauses und des Festivals Meeting Brno zeigte Nosková auf, wie sich Brünner Aktivist:innen und Bürgerinitiativen um ein dialogisches Erinnern bemühen und das deutsche Erbe wieder ins öffentliche Bewusstsein rücken. Brno gelte in diesem Prozess zwar als Vorreiter, doch bleibe das deutsche Erbe bis heute umstritten. – Der Vortrag von *Manuel Trummer* (Regensburg) zum „Gedenken an den Armenozid" musste krankheitsbedingt leider ausfallen.

Das letzte Panel der Tagung „Kulturerbe und Inwertsetzung" stellte drei Dissertations- bzw. Postdoc-Projekte zum immateriellen kulturellen Erbe in Süddeutschland und Österreich vor. Anhand ihrer ethnografischen Forschungen zeigten *Franziska Mair* (Regensburg), *Rebecca Koller* (Regensburg) und *Vivienne Marquart* (Salzburg) auf, wie Kulturerbe in touristische und regionale Entwicklungsprojekte eingebunden wird. Mair verdeutlichte dies am Beispiel des LEADER-Regionalentwick-

lungsprojekts zur Konstituierung des jüdischen Erbes in Franken, welches insbesondere auf die Umnutzung von Synagogen oder einen touristischen Umgang mit verwaisten jüdischen Friedhöfen abzielt. LEADER fungiere dabei als Katalysator für Kulturerbe-Prozesse, indem wissenschaftliche Datenbanken erstellt und vernetzende und öffentlichkeitswirksame Broschüren und Exkursionen entstehen. Gleichzeitig kann die Inwertsetzung des jüdischen kulturellen Erbes als Paradebeispiel für die in den Critical Heritage Studies beleuchteten Problematiken mit jüdischem Kulturerbe gelten. So instrumentalisiere hier eine nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft jüdisches Erbe zur Bekämpfung von Antisemitismus, während jüdische Communities nicht eingebunden sind. – Ein weiteres Problem stelle der ausschließliche Fokus auf die Zeit vor dem Nationalsozialismus dar. Im zweiten Vortrag des Panels präsentierte Rebecca Koller ihre Forschungen zur Konstruktion immateriellen kulturellen Erbes und seiner wirtschaftlichen Verwertung am Beispiel der Glaskunst in der Industrieregion Lauscha in Thüringen. – Den Abschluss machte Vivienne Marquart über das Heilwissen der Pinzgauerinnen, seit 2010 immaterielles kulturelles Erbe in Österreich, und die damit verbundenen Praktiken der Mythologisierung und Vermarktung, aber auch des Empowerments der Akteurinnen.

In seinem Schlusskommentar fasste *Tobias Weger* (München) die zentralen Ergebnisse und Fragen der Tagung zusammen – etwa die nach der zeitlichen Dimension und den Auswirkungen der unterschiedlichen Zeitkonzepte auf kulturelles Erbe, nach der Notwendigkeit, die Zukunft mitzudenken, nach den unterschiedlichen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, in die Traditionen eingebunden sind und die Praktiken der Erhaltung und Vermittlung beeinflussen.

Die krankheitsbedingten Ausfälle schmälerten den Erkenntnisgewinn der von Marketa Spiritova und Tobias Weger organisierten Tagung keinesfalls, vielmehr konnte im Anschluss an die Vorträge intensiv diskutiert und über die komplexen Aushandlungsprozesse und -praktiken gemeinsam weitergedacht werden. Schließlich mussten die Teilnehmenden selbst ihre Rolle in den Prozessen der „Kulturerbeisierung" kritisch hinterfragen, sind sie durch ihre Forschungen und/oder in beratender Funktion nicht zuletzt selbst aktiv Gestaltende von im|materiellem kulturellen Erbe. Insgesamt machten die durchweg fundierten Beiträge deutlich, dass Kulturerbe nicht nur ein Überrest der Vergangenheit ist, sondern maßgeblich zur lokalen, regionalen und/oder nationalen Identitätsbildung und Entwicklung beiträgt. Die interdisziplinären Ansätze in den einzelnen Vorträgen zeigten zudem, dass die Praktiken wie Musealisierung, Digitalisierung, Sakralisierung oder Touristifizierung und Inwertsetzung immer auch Fragen nach Machtstrukturen, Tradition und Zukunft aufwerfen.

Marlene Käding, Fabian Schaar

https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.15

Digitale Methoden und Daten in Ethnografie und qualitativer Forschung

9. Arbeitstagung der Kommission Digitale Anthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft, Universität Vechta, 16.–18. September 2024

Die kleine Campusuniversität Vechta (Niedersachsen) ist tief im Oldenburger Münsterland verankert. Digitalisierung von Lehre, Forschung und Datenmanagement durch Vernetzung und Kooperation hätten hier hohe Priorität, so die Vizepräsidentin Corinna Onnen in ihrer Begrüßungsrede. Mit der 2022 angestoßenen Verschränkung von Empirischer Kulturwissenschaft (EKW) und Digital Humanities (DH) sei der Universität ein neuer Wurf gelungen. Lina Franken und das Tagungsteam hätten eine hochaktuelle Tagung organisiert – einen „Rohdiamant" –, die verspreche, einen Überblick über den *state of the art* digitaler Methoden zu verschaffen.

Lina Franken (Vechta) freute sich in ihrem Grußwort, dass diese Thematik in Vechta und bei der breiteren Fachöffentlichkeit großen Anklang findet, was sich auch in den fast einhundert Anmeldungen zur Tagung zeige. *Sabina Mollenhauer* (Vechta) fragte im Anschluss nach den Wechselwirkungen zwischen EKW, DH, Computational Social Sciences und Data Science. Es sei höchste Zeit, in diesem Gefüge über digitale ethnografische Daten und Methoden zu sprechen.

Die Tagung begann mit einem *World Café*. *Isabella Kölz* (Vechta) moderierte die Bewegung in Kleingruppen im Raum zu insgesamt 15 Pinnwänden als raumumfassende Installation mit analoger Kommentarfunktion. Dieses interaktive Vorgehen wiederholte sich im Zwischenfazit zum Ende des zweiten Tagungstages sowie in der Abschlussdiskussion. Fragen, Perspektiven und Kommentare wurden re-kommentiert, umsortiert, erweitert, ergänzt, bis sich die wichtigsten Themen herauskristalisierten.

Das erste Panel befasste sich mit Forschungsinfrastrukturen und ihrer aktiven Mitgestaltung. *Romy Köhler* (Bonn) stellte die Aushandlungen zum Metadatenmodell des CCC-Portals (Collections from Colonial Contexts) der Deutschen Digitalen Bibliothek für Sammlungen aus kolonialen Kontexten vor. – *Michaela Rizzolli* (Bremen) sprach aus der Schnittstelle von Fachinformationsdienst (FID) und dem Forschungsdatenzentrum *Qualiservice* über die Repräsentation der Vielgestaltlichkeit und Sensitivität qualitativer Datenkorpora in Repositorien. – *Sabine Imeri* (Berlin) schloss mit einem Rückgriff in die etablierten Facharchive ab und betonte die Notwendigkeit eines stärkeren Wissenstransfers mit FID, *Qualiservice* und den Konsortien der Nationalen Forschungsdateninfrastruktur (NFDI).

Am Montagnachmittag zog die Tagungsgesellschaft für zwei Workshops ins Medienkompetenzzentrum der Universität. Der erste Workshop, geleitet von *Anne Dippel, Sarah Thanner* (beide Jena) und *Kathleen Heft* (Berlin), beleuchtete Publikationspraxen im Zuge des Medienwandels von Print zu PDF. Die „Berliner Erklärung

über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen" (2003) werfe technisch, organisatorisch wie juristisch komplexe Fragen auf und mache ethische Dimensionen sichtbar, die im DFG-Projekt *Ethn0A* aufgenommen werden. Gerade in Hinblick auf Forschungsdaten müsse die Privatsphäre durch eine Lizenzierung von Urheber- und Nutzungsrechten geschützt werden. Den Impulsen folgten rege Gruppendiskussionen zu Problematiken, Chancen und Zukunftsszenarien des OA-Publizierens. – Parallel fand ein zweiter Workshop über KI in der Hochschullehre statt, geleitet von *Franco Rau*, *Benjamin Möbus*, *Kira Baresel*, *Lars Gerber* und *Annekatrin Bock* (alle Vechta). Gefragt wurde nach neuen Möglichkeiten und Rahmenbedingungen, nach umsetzbaren Materialien und Szenarien und danach, wie sich Lehre und Lernen in der qualitativen Forschung durch KI verändern. Durch den Blick auf einen prototypischen Forschungsprozess wurde etwa aufgezeigt, wie KI als Instrument der Datenerhebung, als potenzielle Betrachtungsinstanz oder für wissenschaftliche Analyse und Schreibprozesse Anschluss finden kann.

Die erste Keynote *New Data Politics: Ethnografische Forschung mit/zu digitalen Methoden* von *Katharina Kinder-Kurlanda* (Klagenfurt) am Dienstagmorgen setzte die Kursrichtung für den weiteren Verlauf der Tagung: Wie kann die EKW die Digitalisierung von Forschungsprozessen aktiv und kritisch gestalten? Klassische Ideen wie die Dichte Beschreibung nach Geertz (1973) und die Reflexion des eigenen Standpunktes nach Clifford & Marcus (1986) seien erprobte Werkzeuge, um die Multiplizität von Datenassemblages zu erforschen, und so in den letzten Jahren Anlass für eine starke kritische Stimme der EKW im Umgang mit digitalen Daten gewesen. Kinder-Kurlanda appelliert aber, es reiche nicht, sich auf diese wichtige Position der kritischen Seitenlinie zurückzuziehen. Für einen partikularen Blick aus der Nähe müsse sich ethnografische Forschung „die Hände schmutzig machen" und aktiv an technischen Realisierungen mitentwickeln – sich nach Latour (2005) in *Critical Proximity* üben.

Die anschließende Session *Social Media Forschung mit digitalen Methoden* wurde von der Universität Tübingen bespielt. Im ersten Vortrag stellten *Ann-Marie Wohlfarth* und *Christoph Bareither* ihre Forschung zu digitalen Bilderfeeds vor. Auf Basis von ethnografisch situierten Datensätzen haben sie einen Classifier entwickelt, der nachvollziehen kann, wie dominant ein Instagram-Feed Schönheitsideale reproduziert. – Im Anschluss berichtete *Maribel Graf* über Digitale Gefühlstagebücher als Methode ihrer Forschung zu polyamor fühlenden und lebenden Menschen. Messengerdienste eigneten sich besonders für schwer zugängliche, sensible oder private Forschungskontexte.

Die zweigeteilte Session *Mit Daten über Daten forschen* bestand aus sechs Praxisberichten. *Sabina Mollenhauer* (Vechta) erläuterte ihre paraethnografische Forschung, die methodische Synergieeffekte zwischen Grounded Theory in der EKW und dem informatischen Ideal zyklischer Softwareentwicklung erprobt. – *Philipp Bayer-*

schmidt (Hagen) sprach über Topic Modelling für die Erzählforschungsplattform *Oral History Digital*, um die vielschichtigen Daten automatisiert zu erschließen und für Korpusfremde leichter nutzbar zu machen. – *Egon Stemle*, *Verena Platzgummer* und *Elias Telser* (alle Eurac Research, Bozen) erläuterten Vor- und Nachteile der offenen Publikation von ethnografischen Projekten. – *Nurhak Polat* (Bremen) eröffnete die politische Dimension der ‚Counter Data Science': Sie kollaboriert mit Dateninitiativen in der Türkei, die proaktive Datenarbeit als demokratische Interpretationsrahmen gegen verzerrte öffentliche Narrative einsetzen. – *Sarah-Mai Dang* (Marburg) sprach aus Perspektive der historischen feministischen Filmforschung über ihre Analyse von personenbezogenen Metadaten als ‚Indexikale Regime'. – *Nils Egger* (Stuttgart) zeigte abschließend die Assemblage von Open-Data-Quellen, privatwirtschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Akteur:innen auf, in der er als Forscher arbeiten muss, um die Rolle von Daten in partizipativer ‚Transition Governance' verstehen zu können.

Am Dienstagnachmittag fand das Panel *Digitales Feldnotieren* von *Katrin Amelang* (Bremen), *Dennis Eckhardt* (Nürnberg), *Ruth Dorothea Eggel* (Bonn), *Victoria Huszka* (Bonn), *Roman Tischberger* (Augsburg) und *Libuše Hannah Vepřek* (Tübingen) statt. In Anlehnung an Eckhardts Konzeption von „Ethnografischem Feldnotieren" (2023) blickten die Panellist:innen in kurzen Impulsen auf vier Dimensionen des Feldnotierens: Praktiken des (1) Schreibens, (2) Annotierens, (3) Lokalisierens und (4) auf das Material. Panel und Publikum diskutierten etablierte ethnografische Methodologie und neue Felddatentypen wie Log-Dateien und Debug-Protokolle. Kritische Quellenanalyse und fragengeleitete Verweisstrukturen angesichts der überfordernden Felddatenmengen können und müssen auch in hybridem Feldnotieren Teil der Forschungspraxis sein, so ein Fazit der Runde.

Die Session *Digitalität und Raum* begann mit dem Beitrag von *Simone Egger* und *Leonie Müller* (beide Saarbrücken) über digitale und analoge Innenstadträume am Beispiel dreier Bahnhofsviertel. Nur unter Berücksichtigung der digitalen Darstellung von Stadträumen könne eine adäquate Erforschung von Wahrnehmungen und Handlungen im Analogen erfolgen. – Der Vortrag von *Franz Erhard* (Siegen) befasste sich mit digitaler Gemeindeforschung in der Lausitz. Analoges und digitales Gemeindegeschehen durchdrängen sich gegenseitig und konstruierten einen hybriden Sozialraum. – *Lukas Adrian Jurk* (Braunschweig) und *André Epp* (Cottbus) widmeten sich virtuellen Realitäten (VR) und mit ihnen hergestellter „situativer Authentizität", die bei Interviewten immersives Erleben und detaillierte Erinnerung fördere.

Am Abend fand die Sitzung der DGEKW-Kommission für Digitale Anthropologie statt. Nach einem kurzen Rückblick auf den Zeitraum seit der letzten Kommissionssitzung auf dem 44. Kongress der DGEKW (2023 in Dortmund) wurde die Diskussion über die Publikationsbedarfe in der Kommission fortgeführt. *Dennis Eckhardt* und *Libuše Hannah Vepřek* wurden aus dem Sprecher:innen-Team verabschiedet. *Anne*

Dippel und *Sarah Thanner* wurden in ihrem Amt bestätigt, *Katrin Amelang* und *Ann-Marie Wohlfarth* neu hinzugewählt. Die nächste Tagung der Kommission wird im Jahr 2026 in Tübingen stattfinden.

In ihrer Keynote *Die Quadratur des hermeneutischen Kreises* befasste sich die Literaturwissenschaftlerin *Evelyn Gius* (Darmstadt) mit der Messbarkeit kulturwissenschaftlicher Forschungsgegenstände. Sie begann mit der „Quadratur des Kreises", einem klassischen Problem der Geometrie, und fragte, ob es in der Hermeneutik auch Phänomene gäbe, die nicht vollständig erfassbar sind? Gius argumentierte, dass literaturwissenschaftliche Textanalysen keine streng formalisierten Schlussfolgerungssysteme nutzten, aber dennoch auf „prinzipielle intersubjektive Vermittelbarkeit eines sensus communis" angewiesen seien. Analog zur Temperaturmessung – bei der nicht die Temperatur selbst, sondern die Quecksilberausdehnung gemessen werde – plädierte sie für geeignete Instrumente zur Erfassung hermeneutischer Forschungsgegenstände. Sie hob hervor, dass nicht die Gegenstände, sondern ihre Erfassung wissenschaftliche Felder definierten. Abschließend rief Gius dazu auf, digitale Forschungsworkflows mit Messverfahren und Instrumenten auch in den empirischen Kulturwissenschaften zu entwickeln.

Die zweiteilige Session *‚Klassische' Methoden neu gedacht* begann mit einem Vortrag von *Julia Thibaut* (Bayreuth) basierend auf empirischem Material zu Tandempartnerschaften mit Geflüchteten. Sie verglich dabei die Heterogenität empirischer Daten im Kontext ihrer Analyse durch Netzwerkforschung und Wissenssoziologie. – Anschließend stellte *Annika Becker* (Duisburg-Essen) ihre Forschung unter Crowdworker:innen mithilfe von Sprachnachrichten vor. Gerade flexible Arbeitskulturen entzögen sich klassischen ethnografischen Methoden. Voice Messaging ermögliche asynchrone Interviews und damit einen pragmatischen Zugang. – Teil zwei begann mit *Fabio Roman Lieder* (München) zum Thema der Hybridisierung von Forschung durch KI. Lieder beschrieb und zeigte neue Methoden der KI-basierten Interpretation qualitativer Daten und argumentierte dafür, die algorithmische Eigenart dieser neuen Hybridakteure ernst zu nehmen. – *Nicolas Dittgen* (Bremerhaven/Vechta) beschäftigte sich im Anschluss mit dem Ethnografieren digitaler Partizipation im musealen Bereich und zeigte, wie digitale Partizipation in Museen, etwa in Form von App-Nutzung, auch mit klassischen Methoden der EKW erforscht werden können. – Abschließend berichtete *Isabella Kölz* anhand ihrer Feldforschung an einer Hochschule über multimodale Forschungspraktiken im Sinne intensiver Kollaborationen mit Forschungspartner:innen zwischen, durch und mit Methoden aus Design und Anthropologie.

Zusammenfassend zeigte die Tagung in Vechta eindrucksvoll, wie Methoden und Perspektiven der EKW bereits viel Potenzial für digitale Ansätze bieten. Sie rief dazu auf, reflexiv, aber eng und konstruktiv mit Techniker:innen zusammenzuarbeiten. Quantitative Methoden als erster erschließender Zugang für große Daten-

mengen, die Verwendung von digital anfallenden Spuren als Sekundärdaten oder zeitversetzte Interviewpraktiken über Messengerdienste könnten sich als Teil eines zukünftigen Methodenrepertoires etablieren. Mit Blick auf die nächste Tagung 2026 in Tübingen, die einen stärkeren Fokus auf generative KI setzen wird, bleibt die Herausforderung, neue digitale Ansätze zu erkunden und einen verantwortungsvollen Umgang damit zu finden. Der Sammelband mit allen Tagungsbeiträgen wird zum Jahreswechsel 2025/26 erscheinen.

Edda Sofie Schwarzkopf, Lukas Griessl, Lucia Sunder-Plassmann
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.16

Buchbesprechungen

Timo Heimerdinger/Marion Näser-Lather (Hrsg.)
Position beziehen, Haltung zeigen!? Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung. Münster: Waxmann 2024, 272 S. (Freiburger Studien zur Kulturanalyse, 7). ISBN 978-3-8309-4869-8.

Die Ankündigung erzeugt Spannung: ein neuer Tagungsband mit Beiträgen zu den politischen Ambitionen und Verwicklungen von empirisch-kulturwissenschaftlicher Forschung – und das in, gelinde gesagt, turbulenten, bedrohlichen Zeiten. Damit werden Diskussionen fortgeführt, die im Fachkontext zuletzt u. a. in den Tagungsbänden „Eingreifen, intervenieren, verändern!?" (Binder et al. 2013), „Dimensionen des Politischen" (Rolshoven/Schneider 2018) oder auch „Wie kann man dazu nur forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie" (Heimerdinger/Näser-Lather 2019) gebündelt worden waren, mit jeweils unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten und begrifflichen Rahmungen.

Der begriffliche Zugang dieses Tagungsbandes sind nun „Positionierungen": Im Zentrum steht weniger das Politische an sich und auch nicht so sehr die Reflexion von Positionalitäten im Sinne zugeschriebener Identitätsmerkmale und damit verbundener Erfahrungen als vielmehr die „inhaltliche oder politische Positionierung [von Forschenden] zu Feldpartner:innen, Ergebnissen und impliziten gesellschaftspolitischen Fragen" (S. 11). Es geht um das Haben und Äußern von Haltungen, Meinungen, Einstellungen und um deren Konsequenzen. Thematisiert werden (a) konkrete, handlungspraktische Fragen in Feldforschungssituationen (Sage ich meine Meinung? Greife ich ein?), (b) zeitgenössische „Rücklauf-" und Wissenschaftskommunikations-Fragen in der Öffentlichkeit – nach deren Social-Media-Strukturwandel, ließe sich hinzufügen (Was streue ich in welcher Öffentlichkeit und was geschieht dann?), aber auch (c) erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Fragen rund um *bias*-Problematiken, die aus Position(ierung)en und Haltungen resultieren können, sowie damit verbundene Forschungs-Gütekriterien. Thematisiert wird schließlich auch (d) die große Frage nach dem politisch-kritischen Anspruch von Wissenschaft (oder auch dem Verzicht darauf). Das ist nicht wenig.

Ich habe das Buch aber zuerst als Lesebuch konsumiert: als reichhaltige Sammlung von Hintergrund-Erläuterungen und Reflexionen, in denen Kolleg:innen fallstudienhaft – und, tagungsbandtypisch, nicht immer entlang der vorgeschlagenen Terminologie – berichten, wie sie und andere sich in ihren aktuellen Forschungen mit (Feld-)Forschungspartner:innen, Öffentlichkeiten und institutionellen Autoritäten auseinandersetz(t)en. Die Fallstudien und die damit verbundenen wissenschafts-

theoretischen Reflexionen fächern die ganze Komplexität des Themenfeldes auf, sie lesen sich ausgesprochen bereichernd und können als Ausgangspunkt für viele weiterführende methodologische Diskussionen dienen – angefangen bei *Hermann Tertilts* lebensweltlich-anekdotischer „Re-Study" der „Turkish Power Boys", über die (selbstbewusst-selbstkritischen) Ausführungen von *Anna Larl*, *Manuela Rathmayer* und *Konrad J. Kuhn*, die von den politischen Verstrickungen des Tiroler Volkstanz-Milieus und ihrer eigenen, auch förderungsbedingten Verstrickung darin handeln, bis hin zu *Marion Näser-Lathers* Überlegungen angesichts ihrer Forschungen über den „gender-kritischen" Sumpf und der Angriffe auf ihre Person durch einige von dessen Bewohner:innen.

Die Kontexte der Fallstudien sind extrem heterogen: So berichtet beispielsweise *Nurhak Polat* in ihrem Text mit *Hagen Steinhauer* von Inhaftierungen und Blacklistings von Tausenden Wissenschaftler:innen in der Türkei, die die (prokurdische) „academics for peace"-Resolution unterschrieben hatten; in einem anderen Text geht es um die Sorge, ob eine praxisorientierte Dissertation förderlich für das eigene akademische Vorankommen sein wird. All dies sind legitime Abwägungen, die offen zu diskutieren lohnt, ihr Nebeneinanderstehen unter dem Positionierungsbegriff kann aber auch ein gewisses Unbehagen erzeugen.

Heimerdinger und Näser-Lather schlagen mit dem Band eine neue Systematisierung positionierungsbezogener Probleme und Strategien vor und beziehen Stellung innerhalb von Diskussionen um intervenierende bzw. aktivistische Wissenschaft. Die Systematisierungsvorschläge finden sich in der Einleitung, mitsamt einer gewinnbringenden fachhistorischen Zusammenschau, und dann vor allem in Näser-Lathers eigenem Beitrag. Sie unterscheidet sieben „Dimensionen" von Positionierung: (1) die relative Situiertheit von Forschenden im Feld (zwischen komplett außen und im Zentrum stehend), (2) die Wertedistanz zwischen Forscher:in und Feld (gleiche vs. unterschiedliche Werte), (3) Positionen im Sinn von Universalismus oder Relativismus, (4) der Grad des Handelns im Feld (Beobachtung vs. Intervention), (5) die Tendenz zu Gesinnungs- oder Verantwortungsethik, (6) die eigene Position in Machtverhältnissen (Hegemonie vs. Subalternität) sowie (7) die Zeit (Anfang vs. Ende eines Forschungsprojekts). Gerade in der Betonung der Prozesshaftigkeit und Vielschichtigkeit solcher Positionierungen während empirischer Forschungen kann dieses Modell Forschenden nicht nur in der EKW dabei helfen, Felddynamiken besser zu verstehen und auseinanderzuhalten sowie vor diesem Hintergrund auch besser durchdachte Entscheidungen bzw. Positionierungen zu treffen. Erschöpfend ist das Modell sicherlich nicht, allein schon, weil sich Ethiken nicht nur nach Webers alter Zweiteilung klassifizieren lassen und gesellschaftstheoretische Positionen nicht nur hinsichtlich relativistischer oder universalistischer Ausrichtungen.

In ihrer eigenen inhaltlichen Positionierung zur Positionierungsfrage plädieren die Herausgebenden für eine Trennung zwischen einer „Analyseebene" und einer

„Positionierungsebene", auch wenn diese sich nur strategisch-fiktiv auseinanderhalten lassen mögen. Sie sprechen sich für das Prinzip der analytischen Distanz aus, um so die Spezifika wissenschaftlichen Arbeitens (im Unterschied z. B. zu Aktivismus oder Lobbying) zu verteidigen. Dies verbinden sie mit einem Bekenntnis zum Weber'schen Werturteilsfreiheitspostulat und wenden sich – wie schon im „Themenkonjunkturen"-Band (2019) – gegen ein in ihrem Verständnis allzu aktivistisches Wissenschaftsverständnis. An Letzterem stört sie vor allem, dass „einige ‚kritisch Forschende' [...] die ostentative Vermischung ihrer eigenen wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit als Qualitätsmerkmal" (S. 26) in Anschlag bringen würden – eine argumentative Verkürzung, die hier an einem Vortrag von Sabine Hess festgemacht wird. Heimerdinger und Näser-Lather halten dagegen: „Zwischen dem erkenntnistheoretischen Caveat der Positioniertheit und Situiertheit auf der einen und einer aktiven Rolle als *public intellectual* auf der anderen Seite besteht unseres Erachtens durchaus ein Unterschied" (ebd.). An solchen Stellen verdichtet sich eine wichtige und seit längerer Zeit schwelende Fachdiskussion (vgl. u. a. den an anderer Stelle veröffentlichten Beitrag von Olga Reznikova zu Aktivismus, „loneliness in the field" und dem Eigenrecht des wissenschaftlichen Forschens, der allerdings mit anderen Argumenten aufwartet). Gleichzeitig gerät m. E. auch manches durcheinander, und sei es an dieser Stelle nur, dass *public intellectuals* ganz unterschiedliche Wissenschaftsverständnisse vertreten können. So dringlich die Diskussion darüber, worin das Eigenrecht wissenschaftlicher Arbeit besteht und bestehen sollte, auch ist, so werden diese Fragen hier letztlich nicht ganz auf der Höhe der (je nach gesellschaftstheoretischen Positionen auch unterschiedlichen) Gegenargumente zur Werturteilsfreiheits-Position verhandelt. Der Fachdebatte täte hier m. E. sowohl eine wissenschafts- und gesellschaftstheoretisch vielfältigere Auseinandersetzung als auch mehr offener Streit gut. Im Band habe ich an dieser Stelle eine prominent-programmatische Gegenposition vermisst, und sei es durch eine Diskussionsrunde oder Kommentare. So bleibt manches in Andeutungen („einige ‚kritisch Forschende'") – und ohne wirkliche Gegenrede. Aber für letztere kann es ja auch andere Foren geben.

Während ich diese Buchbesprechung schreibe, lese ich, dass die neuseeländische Regierung – unter Führung einer rechtspopulistischen Ministerin – die Geistes- und Sozialwissenschaften kurzerhand von der Forschungsförderung ausschließt. In Florida (USA) werfen die Republikaner die Soziologie aus dem curricularen Kernbereich. In all diesen Fällen lautet der Vorwurf: Es handle sich um irrelevante und ideologisch-unwissenschaftliche Wissenschaften. Ob nun die Analyse- und Positionierungsebene feinsäuberlich unterschieden werden oder auch nicht, ob es um mehr oder weniger „politische" Themen geht – in den Augen solcher Kulturkämpfer:innen sind das unwichtige Detailfragen. So wichtig die Reflexion über Positionierung als Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung auch ist – und dazu finden sich in diesem Band viele substanzielle Überlegungen –, so sollten wir nicht

glauben, die Kampagnen und die rechte Agenda gegen die Geistes- und Sozialwissenschaften würden durch mehr Reflexion und bessere Wissenschaftstheorie besänftigt.

Moritz Ege, Zürich
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.17

Stefan Wellgraf/Christine Hentschel (Hrsg.)
Rechtspopulismen der Gegenwart. Kulturwissenschaftliche Irritationen. Leipzig: Spector Books 2023, 270 S. ISBN 978-3-95905-649-6.

Die „vielfältige und verstörende Alltäglichkeit" (S. 10) rechter Populismen zu dechiffrieren ist das Ziel des von *Stefan Wellgraf* und *Christine Hentschel* herausgegebenen und in drei Teile strukturierten Bandes. Die Autor:innen der fünfzehn Beiträge wählen in teils betonter Abgrenzung zu statistischen und politikwissenschaftlich-parteienforschenden Einordnungen einen *verstehenden* Zugang, um der Frage gerecht zu werden, wie rechte Positionierung zu einem alltäglichen und populären Phänomen werden konnte. Denn, so Wellgraf und Hentschel, „[r]echte Popularität in der Gegenwart ernst zu nehmen [bedeutet], die Praktiken und Sprechweisen, Sehnsüchte und Zukunftsimaginationen nachzuvollziehen" (S. 10). In ihrer Einleitung schlagen Hentschel und Wellgraf einen Modus vor, rechten Populismen und dem vermeintlich gesicherten Wissen darüber zu begegnen: das Irritieren. Es gehe darum, Ambivalenzen und verschwimmende Grenzen in öffentlichkeitswirksam vermittelten, allzu eindeutigen Diagnosen aufzuzeigen, wofür es nötig sei, sich „die Finger schmutzig zu machen" (S. 10) und eine gewisse – im weiteren Sinne ethnografische – Nähe zu Feldern rechter Popularität zu suchen. Ein wenig involvierter Blick glätte hingegen womöglich die Gleichzeitigkeit affizierender Einschlüsse in ihrer Verquickung mit Hass und Angst, verwirre Zusammenhänge, rationalisiere Provokationen und impulsive Operationsweisen. Dies würde verkennen, wie es zur Normalisierung rechter Positionierung kommt. Es geht den Herausgebenden ferner um die Rolle kulturwissenschaftlicher Forschung: Wo suchen wir das Populäre des Rechtspopulistischen, und wie vermeiden wir es, selbst einem gewissen kulturellen Populismus zuzuspielen, der sich empathisch an *Ordinary People* orientiert und Spaltungsdiagnosen unhinterfragt reproduziert?

Der erste der drei großen Buchteile versammelt Beiträge, die nach kulturwissenschaftlichen Zugängen zu Konzepten und Konjunkturen des Rechtspopulismus fragen. In einer historisch fundierten Diskussion des Populismusbegriffs und dessen Verwendungsweisen schärft *Moritz Ege* Anknüpfungsmöglichkeiten für eine (Alltags-)Kulturwissenschaft, sich der eigenen fachgeschichtlich begründbaren „(kultur-)populistische[n] Schlagseite" (S. 34) gewahr zu werden. Mit Jim McGuigan argumentiert Ege, dass diese insbesondere im pauschalen Desinteresse an elitären

Kulturbegriffen und einer Abwehrhaltung gegenüber sich wandelnden elitären Dominanzgefügen im rechten Populismus liegen könnte. Mit dem Aufsatz „Luftgebäude und Sammelwut. Konzeptuelle Probleme der Forschung zu rechten Bewegungen" vertieft Stefan Wellgraf das bereits in der Einleitung dargelegte Plädoyer für einen verstehenden Zugang und zeigt am Beispiel seiner Forschungen zu rechten Subkulturen in Ostdeutschland, dass die vorherrschenden akademischen Erklärungsversuche der Eigenlogik seines Feldes nicht gerecht werden. Wie der Titel des Beitrags andeutet, handelt es sich zugleich um eine Generalabrechnung mit Teilen der Forschungslandschaft, die sich auf die „ausgeprägte Sammelwut" (S. 39) archivalischer Arbeiten bezieht, einen „Entlarvungsgestus" (S. 39) bei fehlender „Bodenhaftung" (S. 39) moniert, die Autoritarismusforschung als „theoretisch altbacken" (S. 55) und „tendenziell homophob" (S. 55) diffamiert und auch ethnografische Forschungen nicht unberührt lässt. So diagnostiziert der Autor im Falle der Einordnung einer Forscherin, die im pünktlichen Erscheinen ihrer Interviewpartner eine autoritäre Neigung erkennt, einen „Deutungswahn" (S. 54). Ferner führten methodische Verengungen in der eher quantitativ ausgerichteten Populismusforschung, so Wellgraf, zu einer Entkopplung der Forschenden von den politischen Träger:innen des Rechtspopulismus in der breiten Bevölkerung. *Kristóf Szombatis* Beitrag liefert eine luzide Analyse der politischen Prozesse im postsozialistischen Ungarn. Der Autor zeigt, wie der Neoliberalismus den Boden für den neuen ‚Sozialdarwinismus' der radikalen Rechten ebnete, und füllt damit eine Lücke bisheriger Analysen, die die Rolle liberalkonservativer und neoliberal-sozialdemokratischer Regierender unbeachtet lässt. Szombati thematisiert auch die Problematik, sich auf einen liberalen und europäischen Konsens zu berufen: So seien es gerade (neo-)liberale, proeuropäische Politiken gewesen, die den Weg für den ungarischen Sozialdarwinismus ebneten. Anhand einer ethnografischen Forschung über die *English Defence League* benennt *Hilary Pilkington* Probleme, die erst bei der Forschung zu *„distasteful groups"* (S. 86) auftreten und bei einer „weitgehende[n] politische[n] Übereinstimmung zwischen dem:der Forscher:in und der untersuchten Bewegung" (S. 86) potenziell verschleiert bleiben. Die Reflexion dieser Probleme, so Pilkington, ermögliche wichtige forschungsethische Erkenntnisse über das Verhältnis von Wissenschaft und Aktivismus und über die Anrufung an Forschende, als Sprachrohr zu fungieren.

Der zweite Teil des Bandes widmet sich den Formen rechtspopulistischer Mobilisierung. *Julian Genners* Ausführungen nehmen eine Taxifahrt in Berlin zum Ausgang, auf der sich der Fahrer unerwarteter Rhetoriken bedient, die zunächst an zeitgenössische Diskurse um sogenannte Reichsbürgerschaft erinnern. Jenen Fahrer einzig auf dieser Basis als Reichsbürger einzuordnen, verspreche einen intellektuellen Sicherheitsabstand, trage aber nicht zum Verstehen der rechten Positionierung bei. Wie Genner sehr überzeugend argumentiert, kann es mit einem ethnografischen Vorgehen gelingen, dieses Vokabular und die mit ihm verankerte Unterscheidung zwischen

gesellschaftlicher Mitte und devianten Extremen zu dezentrieren: Genner diagnostiziert in diesem Sinn einen „häretischen Nationalismus" des Fahrers, der erst nach der Einsicht des Forschers für eigene moralische Reflexe kenntlich werden konnte. Christine Hentschel interessiert der gezielte Einsatz rechter Projekte in Katastrophen wie den Überflutungen des Ahrtals im Jahr 2021. Infrastrukturelle Zusammenbrüche werden in rechten *workouts* zur Gelegenheit, die eigene Handlungsmacht angesichts einer mutmaßlich scheiternden Staatlichkeit zu konstruieren und gleichzeitig affektiv an rechte Projekte und Positionen zu binden. *Simon Strick* widmet sich dem Umgang mit der „schwindelnden Desorientierung" (S. 136) des rechtspopulistischen ‚Noise', einer ständigen Inanspruchnahme und Überreizung der Aufmerksamkeit. Am Beispiel des zweiten Amtsenthebungsverfahrens um Donald J. Trump im Jahr 2021 argumentiert der Autor mit dem Bild der Echokammer, um den Nach- und Widerhall rechtspopulistischer Kämpfe in seinen Effekten zu verdeutlichen. Doch auch die populäre Debatte um Rechtspopulismus habe längst selbst echohaften Eingang in die mediatisierte Aufmerksamkeitsökonomie gefunden. Das provokant bezeichnete Unterkapitel „Against Data" (S. 150) möchte darauf aufmerksam machen, dass gerade der geschulte Umgang mit Daten längst auch eine Strategie rechter Mobilisierung ist, für die kulturwissenschaftliche Expertise gefragt ist. Im Zentrum von *Rosa Cordillera A. Castillos* Beitrag steht die Präsenz des rechten Populismus in der Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungsarbeit. Ihre aktivistische Forschung unter in Europa lebenden Filipinos, die den bis 2022 regierenden Präsidenten Rodrigo Duterte und seine dualistisch zwischen tugendhafter Bürgerschaft und brutaler Kriminalität unterscheidende Law-and-Order-Politik (nicht) unterstützten, zeigt die Wirkmacht affektiver Polarisierung. So changieren die von Castillo untersuchten familiären- und Paarbeziehungen zwischen aufgeladenen Gesprächen und Strategien, die Brüche vermeiden sollen: Die Autorin greift zum Begriff des *Time-Outs* und dimensioniert diesen Rückzug aus der politischen Sphäre als antizipierende Praxis – es gehe schließlich auch um die Hoffnung auf ein anderes Danach, soziale Nahbeziehungen jenseits der Polarisierung wieder entspannter fortzusetzen. *Julia Leser* zeigt am Beispiel der politisierten Figur des Wolfes in Sachsen und Brandenburg die Vereinnahmung von Regulierungsbestrebungen durch rechte Populismen und das damit einhergehende Bild des mutmaßlich besonders anfälligen peripheren Osten Deutschlands. Leser macht deutlich, wie die Rückkehr des Wolfes zum für rechte Politiken sinnstiftenden Moment wird, das die Störung einer behaupteten Ordnung bedeute, gegen die es als ein „Angstobjekt" (S. 183) zu mobilisieren gelte. Hier finden sich zugleich Parallelen zu rechten migrationsfeindlichen Kampagnen.

Den dritten und letzten Teil des Sammelbandes zur Normalisierung des Rechtspopulismus in kulturellen Genres und populären Formen leitet *Friederike Sigler* mit einer Analyse rechtsnationaler Tendenzen und deren Protagonist:innen im bildungsbürgerlich-künstlerischen Milieu Deutschlands ein. *Annika Lems* wiederum bietet

einen Einblick auf Grundlage einer ethnografischen Forschung in einem österreichisch-kärntnerischen Dorf. Ausgehend von einer ethnografischen Vignette, die ein Gespräch der Forscherin mit einem Kellner skizziert, der die „drastischen Schritte" Hitlers verteidigt (S. 209), führt uns die Autorin tiefer in das von Traditionsvereinen geprägte ländliche Kärnten. Der Beitrag zeigt, dass „Exklusionsprozesse im Alltag verankert sind, wie Ideen über das Eigene und Fremde entstehen und weitergetragen werden" (S. 213). Die Autorin liefert eine komplexe Analyse, die strukturelle Veränderungen und daraus resultierende ökonomische Knappheit mit „anti-kosmopolitschen Kontinuitäten" (S. 215) zusammendenkt. Dadurch wird deutlich, dass sich faschistoide Haltungen nicht direkt aus der jüngsten Vergangenheit ableiten lassen. Am Beispiel der „populärkulturellen Figur" (S. 223) Andreas Gabalier stellt *Jens Wietschorke* die „Frage nach der diskursiven Herstellung und Verschiebung dessen, was als ‚normal' gilt" (ebd.) und stellt fest, dass Gabalier „unweigerlich in Auseinandersetzungen um den Alltagsverstand verwickelt [ist], die politische Effekte freisetzen" (S. 231). Zentral für den Beitrag sind einerseits empirisches Material zu Gabalier-Fans und andererseits die Reaktionen von Leser:innen auf Medienbeiträge von Wietschorke über Gabalier. Insbesondere letztere bieten einen seltenen Einblick in die Komplexität des gegenwärtigen Rechtsrucks und die Herausforderungen für sich öffentlich positionierende Wissenschaftler:innen. *Kerstin Kock* arbeitet im Beitrag „Female RechtsRap" heraus, wie einzelne Akteurinnen „dem männlich dominierten RechtsRap eine weibliche Spielart hinzu[fügen]" und „an den Rändern des populären Raps als weibliche Repräsentantinnen des rechten Kulturkampfes öffentlich in Erscheinung" treten (S. 243). Zentrales Beispiel ist die Replik der rechten Rapperin Melanie Schmitz „Hetztape" auf Katja Krasavices Musikvideo „Sextape". Kock warnt davor, die „Sichtbarkeit von Frauen innerhalb der Rechten als Ausdruck einer geschlechterpolitischen Demokratisierung" (S. 244) zu deuten, und verweist auf die Problematik, dass jene Frauen in der Rechten, die sich gegen sexualisierte Gewalt engagieren, damit vor allem rassistische Muster tradieren, etwa durch *Othering* von Sexismus und sexualisierter Gewalt. Die Autorin stellt demnach fest, dass die „veränderte Sichtbarkeit von Frauen [...] als Anpassung ihrer Kommunikations- und Mobilisierungsstrategien an das gegenwärtige Geschlechterregime in den Blick genommen werden [muss]" (S. 245). Im letzten Beitrag des Buches arbeitet *Karl Banghard* heraus, wie Rechte die eigene politische Position durch Referenzen auf Frühgeschichte legitimieren – dies sei als eine der „ideologischen Kerndisziplinen der extremen Rechten" (S. 260) anzusehen. Im Zentrum der Analyse steht das Fallbeispiel Wolin, eine polnische Stadt an der deutschen Grenze, in der sich jährlich im August extreme Rechte und „bis zu 30.000 erlebnishungrige Menschen aus den umliegenden Strandbädern" (S. 265) zu einer der „größten frühmittelalterlichen Living-History-Veranstaltungen Europas" (ebd.) treffen. Als Lesende würden wir gerne mehr

über das ethnografische Material – das auf knapp zwei Seiten angerissen wird – und die dahinterliegenden Erhebungsmethoden erfahren.

Mit dem vorliegenden Band ist eine herausragende Zusammenstellung kulturwissenschaftlicher Analysen rechter Kontexte gelungen. Nicht alle Ergebnisse überraschen und irritieren vermeintliche Gewissheiten. Und dennoch verdienen die Beiträge höchste Anerkennung, weil sie nicht nur konzeptionell, sondern auch am Beispiel konkreter Felder zeigen, dass ein immersives Vorgehen begreifbarer machen kann, wie Rechtspopulismen operieren und ihre Versprechungen im Alltag attraktivieren. Dabei wäre eine Diskussion der Grenzen und Fallstricke des gewählten Zugangs zu begrüßen gewesen. Es bleibt außerdem zu fragen, ob die insbesondere in Wellgrafs Beitrag sehr scharfe Kritik an herkömmlichen Populismusforschungen nicht auch wichtige Erkenntnisse vorschnell abschreibt und mögliche Schwierigkeiten am postulierten Modus des Involviert-Seins verkennt.

Und schließlich kommt der Band dem in der Einleitung formulierten Imperativ, man müsse sich zum besseren Verständnis „die Finger schmutzig" (S. 10) machen, nicht so konsequent nach, wie Lesende sich das anhand der vielversprechenden Einleitung vorstellen mögen. Ethnografisch im engeren Sinne arbeitet etwa die Hälfte der Beiträge. Zu einem sich involvierenden Vorgehen in (implizit wie explizit) rechten Feldern liegen im Vielnamenfach bereits weitere Ansätze vor, so etwa Oliver Gedens Studie „Diskursstrategien im Rechtspopulismus" (2007), die Forschungen von Patrick Wielowiejski zu Rechtspopulismus, Homonationalismus und Homosexualität (2018, 2020, 2024) sowie Olga Reznikovas „Wut der Fernfahrer" (2023). Vielleicht zeigen die Lücken und deren nur teilweise Füllung auch, wie schwierig es ist, derartige Forschungen zu betreiben. Es bleibt zu hoffen, dass Forschende der Aufforderung der Herausgebenden, „Rechtspopulismen der Gegenwart" mittels „kulturwissenschaftlicher Irritationen" zu begreifen, nachkommen werden.

Laura Bäumel, Zürich; Felix Gaillinger, Wien
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.18

Olga Reznikova
Wut der Fernfahrer. Ethnografie eines sozialen Protests in Russland. Frankfurt a. M., New York: Campus 2023, 445 S. (zgl. Göttingen, Univ., Diss., 2021).
ISBN 978-3-593-51606-6.

Wo, „wenn nicht in sozialen Bewegungen, werden die Probleme einer Gesellschaft so ausdrücklich artikuliert und Lösungen eingefordert?" (S. 23). Olga Reznikova geht es um das Phänomen ‚Protest', seine wechselseitigen Beziehungsebenen und das strukturelle Kräftemessen des Fernfahrerstreiks in Chimki bei Moskau. Über 80 Interviews sowie Materialien aus teilnehmender Beobachtung bilden die Basis ihrer Ethnogra-

fie. Sie möchte die Geschichte des Protests durch seine Akteur:innen erzählen, um ein dialogisches Verstehen über soziale Umstände und die Ambivalenzen darin zu generieren. Zentral ist dabei die Bedeutung der Rhetorik um die ‚einfachen Leute', denn *„[d]ie* haben Muskeln, sie haben Wut, das muss man berücksichtigen" (Nina, S. 293).

Das Werk ist in zwei Abschnitte gegliedert und von längeren annotierten Interviewpassagen durchzogen. Auf eine einstimmende Vignette, in der Jura, ein Fernfahrer, pointiert Stellung nimmt, folgt die Einleitung aus konziser Zusammenschau der Ansätze zur „Erforschung von Kräfteverhältnissen und Konstellationen" (S. 19 ff.) und einem etwas lehrbuchhaft anmutenden Forschungsstand kritisch-philosophischer Theoriebestände. Der Hinweis, je nach Schwerpunkt, letzteren zu überblättern und direkt zur eigentlichen Ethnografie zu springen (S. 57), liest sich mit einer Mischung aus Ver- und Bewunderung, erschließt sich aber mit der Lektüre deutlich, da er sich an ein entsprechendes Fachkollegium richtet. Da Russischkenntnisse hilfreich, aber nicht notwendig sein sollten, ist das Begriffswörterbuch im Anhang außerdem eine sinnvolle Ergänzung.

Der dominierende Teil II beginnt chronologisch mit der Darstellung, wie sozialer Protest außerhalb von machtvollen Entscheidungsebenen verortet ist und wie diese nicht-intentionale Politisierung konkret in ihrem Feld zwischen 2015 und 2018 vonstattenging. Die „Wut der Fernfahrer" entzündete sich ‚von unten' und ist so Folge auseinanderstrebender Wertvorstellungen, wie hier in Form der de-facto Privatisierung öffentlicher Straßen durch *Platon*, die „Zahlung pro Tonne" („плата за тонны"), die die Fahrer ablehnen. Die LKW-Maut, der ‚wilde Streik' und die Gründung einer unabhängigen Transportgewerkschaft stellen ein Brennglas dar, unter dem die Polarisierung sozialen Protests gegenüber der Dominanz einer Oligarchie durch die moralische Ökonomie unter den Fernfahrern und ihrem Umfeld aus Familien und Unterstützer:innen in der russländischen Gesellschaft hervortritt. Dass die Fahrer „[d]ie Freiräume innerhalb der Makrostrukturen [...] mittels Mikrostrukturen [gestalten]" (Perrig: Trucker – Lastwagenfahrer, in: Kuntz: Arbeiterkulturen, 1993, S. 206), stößt so als berufsethische Basis dieser emotional beladenen Diskurse Subjektivierungsprozesse an, die wiederum die ‚moralische' Mobilisierung eines Protests ‚des Volkes' transformieren.

Die darauffolgenden drei Kapitel gelten Aspekten, die die Konstellationen im Camp sowie sich bildende (prekäre) Allianzen prägen: Die vergeschlechtlichte Fürsorge der Ehefrauen der Fahrer sowie die im Camp stattfindende und die von außen herangetragene Care-Arbeit tragen als soziale Reproduktion (*Zabota*) und „helfende Liebe" (S. 226) zur Ausdifferenzierung der Akteur:innenrollen im *Narod* bei. Figurierte Klassendimensionen und tradierte Bilder des einfachen, machtlosen ‚Volkes' (*prostoj Narod*), das sich korrupten Strukturen einer machtvollen Oligarchie gegenübersieht, entstehen zudem durch antisemitische, verschwörungsmythische

Züge des Protests (‚*gute/schlechte Juden*', S. 272). Reznikovas Sozialisation in einer nicht-religiösen jüdischen Familie prägt das Erfahren dieser von Antisemitismus begleiteten Subjektivierung deutlich. Dass ihr Aufenthalt im Camp dadurch zu einem Dilemma wurde, lässt sich nicht auflösen und offenbart die Grenzen ethnografischen Arbeitens; „keine [...] intersektionale Reflexion [...] kann hier wirklich helfen" (S. 267 f.). Die Ambivalenzen im Feld thematisiert sie weiter anhand der anti-urbanen Gegenüberstellung von Moskau mit Russland, die ihre Entsprechung in Liedern und der Auseinandersetzung mit weiteren Protesten findet. Auch hier sind es Abgrenzungen und Unvereinbarkeiten, die den Protest in Konflikte um u. a. Nation und Moral einbetten.

Das offene Moment des Streiks endete im Mai 2017. *Platon* besteht fort. *Ob* Politik im sozialen Protest im Spiel ist, hat unterdessen jedoch als Erkenntnisinteresse keinen Bestand mehr. Vielmehr ist die Frage danach, *wie* politisch mehr als ökonomische Haltungen und Vorstellungen vom ‚guten Leben' sind, bedeutsam geworden. Ein Nachwort fügt dem „zeitdiagnostische Perspektiven" (S. 387 ff.) hinzu und bietet so beinahe essayistisch Einblick in das fatale Drama „Der einfache Russe und der Krieg" (S. 391), das sich über das *prostoj Narod* als ideologisch-rhetorischer Fixpunkt einer imperialen Agenda gegen die Ukraine entwickelt hat.

Olga Reznikovas ethnografische und aktivistische Begleitung der Fernfahrerproteste verbindet in einer bemerkenswert breiten Konstellationsanalyse Care-, (Anti-)Urbanitäts- und Antisemitismus-Diskurse und liefert insofern eine durchdringende Nahaufnahme eines von Gerechtigkeitsvorstellungen geleiteten Streiks, der nicht frei von Widersprüchen sein kann. Diese nicht auflösen zu wollen, sondern in ihrer oft schwer aushaltbaren Ambivalenz umfassend darzustellen, ist ein Verdienst des Buches.

Wo entsteht aus Wut eine Intervention, wo ist Raum für (unvermutete) Allianzen und welche Ressourcen mobilisieren diese Kräfte? Diese Fragen lassen aus der mit dem Schroubek-Dissertationspreis ausgezeichneten Arbeit auf die Lage einer Welt in neo-faschistischen Zuständen inner- und außerhalb Russlands schauen. Sie machen Reznikovas kämpferische Anrufung zur Solidarität wider völkisches Treiben zu einem hehren, wenngleich notwendigen Aufbäumen engagierter Wissenschaft.

Jana Stöxen, Regensburg
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.19

Adrian Ruda
Der Totenkopf als Motiv. Eine historisch-kulturanthropologische Analyse zwischen Militär und Moden. Köln: Böhlau 2023, 610 S. (mode global, 4; zgl. Dortmund, Univ., Diss., 2022). ISBN 978-3-412-52890-4.

Mal funkeln sie mit Strasssteinen besetzt, mal sind sie mit Stahlhelm behütet – Totenkopfmotive haben in der Massenmode wie auch High Fashion ein vielfältiges Erscheinungsbild und sind umfangreich auf T-Shirts, Saumbändern oder auf Kopfbedeckungen zu finden. Von diesen Beobachtungen ausgehend widmet sich Adrian Ruda in seiner Dissertationsschrift, die am Seminar für Kulturanthropologie des Textilen entstanden ist, der Multivalenz von Totenkopfmotiven. Ziel seiner Studie ist es, die Gegenwart jener Totenkopfmotive in der Bekleidungsmode durch eine historisch fundierte Argumentation nachvollziehbar zu machen. Dabei setzt er den Fokus auf militärhistorische Kontexte. So stellt er einleitend fest, dass in der (kultur-)wissenschaftlichen wie journalistischen Betrachtung jenes Phänomens bisher kaum militärhistorische Kontexte miteinbezogen wurden, vielmehr stand bisher die christliche Ikonografie im Vordergrund. Im Rahmen seiner historisch-kulturanthropologischen Analyse „motivgeschichtlicher Wanderungen" (S. 21) entgegnet er folglich nicht nur jener bisherigen Engführung, sondern auch kulturpessimistischen Einschätzungen, gegenwärtige vestimentäre Verhandlungen von Totenkopfmotiven seien sinnentleert.

Der Grundriss der Studie ist in sechs Analysekapitel unterteilt und beginnt mit der Aufarbeitung von populären Narrationen über karibische Piraten, die bis heute als ambivalente Projektionsfläche für Freiheit, Mut, Risiko und Gewalt fungieren. Ruda räumt hier mit der Vorstellung auf, Piraten hätten Totenkopfsymbole auf Kleidung oder Flaggen als Zeichen der Abschreckung genutzt. Vielmehr handle es sich um populär tradierte Narrative in Literatur, Film und Schauspiel. Jenes Kapitel unterscheidet sich nicht nur durch die Quellenbasis, sondern auch in der Grundanlage, da es keinen unmittelbaren militärhistorischen Bezug hat. Die daraufhin folgenden Kapitel sind chronologisch aufgebaut und untersuchen in erster Linie die militärischen Symboliken und die vielschichtigen Funktionen des Totenkopfmotivs auf Uniformen. Ruda beginnt mit den friderizianischen Totenkopfhusaren in Preußen (1741–1918), deren Nutzung der Totenkopfmotivik grundlegend für die folgenden Einheiten war, denn hier zeigt sich eine zunehmende Abkehr von der christlichen Ikonografie des Memento mori. Außerdem etablierte sich die „Interdependenz mit der schwarzen Uniform" (S. 184), welche mit der sogenannten Schwarzen Schar und später auch durch die SS weiter fortgeschrieben wurde. Dabei hat Ruda nicht nur die Erwachsenenwelt im Blick, sondern widmet sich auch jugendlichen Gruppierungen von den Werwölfen über die Kittelbachpiraten bis hin zu den Punks.

Durch die tiefgehende Analyse seiner beeindruckenden Quellenbasis macht der Autor deutlich, dass sich keine lineare Genese der Totenkopfmotivik feststellen lässt.

Somit erweist sich seine Herangehensweise, sich dem Untersuchungsgegenstand und den vielfältigen Bedeutungszuschreibungen als „travelling concepts" (S. 65) zu nähern, als überaus fruchtbar. Jene Metapher der Wanderungen des Totenkopfzeichens ist auf mehreren Ebenen sehr passend, denn es mäandert nicht nur durch symbolische Bedeutungsebenen oder durch die motivische Umgestaltung, sondern auch am Körper des vorzugsweise männlichen Trägers: vom Kopf (auf Tschako, Helm, oder Tellermütze) an den Hals (als Choker oder Kragenspiegel) auf die Brust (als Abzeichen, Anstecknadel) und / oder an den Arm (etwa als Armbinde). Mithilfe historischer wie aktueller Beispiele, vor allem auch durch zahlreiche Abbildungen und deren versierte Einbindung in die Argumentation, zeigt Ruda, wie Elemente von militärischen Uniformen zu Impulsgebern für die Gestaltung ziviler Bekleidung werden können.

Es gelingt ihm, das immense Spektrum des Symbolgehalts von entgrenzter Aggression (etwa bei den Leibhusaren oder der SS) hin zu freiheitlicher Autonomie und Selbstbestimmung (z. B. bei Kittelbachpiraten oder Punk-Gruppierungen) detailgenau herauszuarbeiten. Damit bestätigt er die bereits in der Einleitung vermutete Bedeutungsvielfalt des Totenkopfmotivs als grundsätzliche Eigenschaft, die er auch als „charakteristische Multivalenz des Totenkopfes" (S. 186) bezeichnet. Mit Blick auf die historische Bedeutungsentwicklung sei diese sogar deutlich differenzierter und paradoxer als bisher angenommen.

Die Relevanz der Studie äußert sich folglich nicht nur durch die gewissenhafte motivgeschichtliche Analyse, sondern auch durch die Rückbezüge zur gegenwärtigen Kleidungskultur – erst recht angesichts der aktuellen Zunahme rechtspopulistischer Kräfte und deren subtiler wie offensichtlicher Bildsprache. Das in mehrerlei Hinsicht gewichtige Werk ist jedoch keine geeignete Reiselektüre. Auch der hohe Preis muss hier erwähnt werden, obgleich er durch die hohe Anzahl der meist farbigen Abbildungen zu rechtfertigen ist.

Ina Hagen-Jeske, Augsburg
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.20

Helen Franziska Veit
Scheitern zwischen Stigma und Show. Performative und emotionale Praktiken des Umgangs mit Misserfolg im Event-Format. Baden-Baden: Nomos 2024, 511 S. (Kultursoziologie und Kulturgeschichte der Gegenwart, 3; zgl. Tübingen, Univ., Diss., 2022). ISBN 978-3-7560-1537-5.

Fuckup Nights sind publikumsstarke Veranstaltungen, bei denen als *Speaker* auftretende Personen ihre *Storys* von persönlichen Erfahrungen der Niederlage, des Scheiterns und von Misserfolgen erzählen und schließlich auch von ihren *Learnings*

berichten. Es geht dabei z. B. um Burnouts, Insolvenzen oder beerdigte Geschäftsideen. Helen Franziska Veit hat sich in ihrer Dissertationsforschung ethnografisch mit diesen Veranstaltungen befasst. Sie analysiert die *Fuckup-Events* (FUE) als Phänomen der Gegenwartskultur und interpretiert die dort vollzogenen „Praktiken des Veröffentlichens und öffentlichen Fühlens" als „praktische Arbeit an (Scham-)Gefühlen und Gefühlsnormen" (S. 12). Mit diesem Zugang fügt sich die Studie in die Bereiche der kulturwissenschaftlichen Performanz-, Populärkultur- und Emotionsforschung ein. Theoretisch orientiert die Autorin ihre Arbeit konsequenterweise u. a. an den Ansätzen von Goffman, Hochschild und natürlich Monique Scheer, der Erstbetreuerin der Studie. Die FUEs interpretiert die Autorin als typische Bestandteile einer auf Selbstbearbeitung, Selbstdarstellung und Selbstoptimierung orientierten Gegenwartskultur, denn sie machen „Werbung für unternehmerische, projektbasierte Lebensmodelle" (S. 21) und befördern – dies ist ein wesentlicher Punkt der Studie – auch und gerade in Darstellungen des Scheiterns ein Ideal des Erfolgs. Auch in den lust- und kunstvoll zur Darbietung gebrachten Erzählungen vom Misserfolg gilt es, auf gekonnte, publikumswirksame, eventuell sogar unterhaltsame, authentische oder mitreißende Art ‚gut' zu scheitern und daraus gezogene Lerneffekte überzeugend zu präsentieren. Was sich auf der einen Seite als eine konstruktive Arbeit an Fehlerkultur geriert, stellt sich auf der anderen Seite als eine konsequente Fortführung von Leistungsimperativen dar. Entscheidend ist daher für die Autorin auch, die FUEs nicht nur in Bezug auf die sprachliche oder textliche Ebene, sondern im umfassenden Sinn als performative Praxis zu untersuchen – und folglich erweist sich auch der gewählte ethnografische Zugang als sinnvoll und instruktiv. In vier ausführlichen Hauptteil-Kapiteln führt uns die Autorin eng am empirischen Material durch die Welt der Misserfolgs-Aufführungen und beleuchtet unter den Begriffen „Bühne", „Authentizität", „Performanz" und „Sichtbarkeit" verschiedene Aspekte der Scheitern-Shows mit Unterhaltungscharakter. Diese offenkundig stark an der Theatermetapher orientierte epistemische Ausrichtung hätte evtl. – auch wenn einschlägige Arbeiten von Erika Fischer-Lichte durchaus rezipiert wurden – eine noch etwas stärkere Verknüpfung mit theaterwissenschaftlichen Ansätzen vertragen. Gleichwohl ethnografisch dicht und theoretisch sicher entwickelt, entfaltet Helen Franziska Veit ihre zentrale These, dass die FUEs in ihrer ganzen Ambivalenz zwischen offenherzigem Bekenntnis zum Misserfolg, Authentizitätsfeier und performativer Beschwörung des Weitermachens letztlich die Erfahrung des Scheiterns hin zu einer neuen Erfolgsideologie verschieben. Das reale Scheitern wird zum „Zwischenergebnis" (S. 429) diminuiert, das eben nicht als definitiv gelten soll, sondern nur eine Verschnaufpause auf dem Erfolgsweg nach oben darstellt. Unweigerlich werden Erinnerungen an das ‚Probleme sind nur dornige Chancen'-Diktum eines heute sehr prominenten deutschen Politikers wach, und völlig zu Recht fragt die Autorin, was denn eigentlich mit jenen sei, die ihr Scheitern als endgültig erleben. Umgekehrt wird jedoch durch die

angestrebte Normalisierung des Scheiterns auch der Erfolg im Rahmen der FUEs zu einer vorläufigen Kategorie und damit insgesamt die transitorische Grundbefindlichkeit „spätmoderner Subjekte" (S. 433) herausgestellt. Diesen oft primär theoretisch-soziologisch proklamierten Befund an einem konkreten empirischen Feld sorgfältig und im Detail ethnografisch rekonstruiert zu haben, ist sicherlich einer der wichtigen Verdienste dieser umfassenden, gründlich gearbeiteten, aber nicht immer leicht zu lesenden Studie. Daher sei zuletzt eine vorsichtig-kritische Anmerkung zu formalen Aspekten erlaubt, denn der Text zeichnet sich auch durch einen exzessiven Zug aus: Trotz des anschaulichen und aussagekräftigen empirischen Materials ist die Lektüre bisweilen etwas langwierig. Das Buch ist mit 511 Seiten für meinen Geschmack insgesamt zu umfangreich und zudem mit einem Ladenpreis von 124 Euro für Privatpersonen eindeutig zu teuer. Gleichwohl soll und wird es den Weg in manche Bibliothek finden, und es sind ihm viele interessierte Leser:innen zu wünschen.

Timo Heimerdinger, Freiburg i. Br.
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.21

Theresa Perabo
Wilhelm Mannhardt und die Anfänge der Volkskunde. Neue Wege der Wissensproduktion im 19. Jahrhundert. Münster: Waxmann 2022, 464 S. (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 23; zgl. Mainz, Univ., Diss., 2020). ISBN 978-3-8309-4479-9.

Mit Theresa Perabos „Wilhelm Mannhardt und die Anfänge der Volkskunde. Neue Wege der Wissensproduktion im 19. Jahrhundert" ist eine Dissertationsschrift vorgelegt worden, die überzeugend darstellt, wie fruchtbar und relevant fachgeschichtliche wissens- und wissenschaftshistorische Studien sein können. Mannhardt ins Zentrum dieser reflexiven Arbeit zu rücken, dient dazu, viel mehr zu vermitteln als eine Forscherbiografie. Es ist Perabos praxeologischer Zugang, der das *Wie* in der Herstellung wissenschaftlichen Wissens befragt und historische Forschungspraxis mit aktuellen Fragestellungen verbindet.

Gegliedert ist die Arbeit neben der präzisen Einleitung (I) und einem ebenso klar und abschließend einordnenden Schlusswort (IX) in sieben inhaltliche Kapitel. Als eigentlicher biografischer Teil dient „eine Lebensskizze" (II), die angenehm kurz(-weilig) ausfällt. Deutlich umfangreicher gestalten sich die beiden nachfolgenden Kapitel zum untersuchten Material und den Quellen. Spätestens hier wird ersichtlich, dass der in der Fachgeschichte häufig genannte Mannhardt in der Forschungspraxis deutlich weniger frequentiert wurde. Ingeborg Weber-Kellermanns Neuauslegung (1965) stellt sicher eine bis in die Folgedisziplinen der Volkskunde wirkende Ausnahme dar. So hält auch Perabo für den Nachlass Mannhardts, der

nach seinem Tod an die Universität Berlin übergeben wurde, fest: „Trotz einer Bestandsgeschichte von hundertvierzig Jahren sind bis in die heutige Zeit insgesamt lediglich zwei umfangreiche Zugriffe auf das Material nachzuvollziehen [...]“ (52 f.). Die Kapitel V bis VIII sind nach den Formen der Mannhardt'schen Wissensproduktion sowie Wissenschaftspraxis benannt und gegliedert: „Theoretisieren“, „Institutionalisieren“, „Forschen“, „Überzeugen“ werden durch Perabos methodische und theoretische Neubefragung sowie Akzentuierung in aktuelle Forschungskontexte gebracht.

537 erschlossene Quellen aus 29 Institutionen und 13 Ländern bilden die breite Basis für die Analyse. Dabei konnte die Autorin auch auf bisher unbekannte oder nur in Manuskriptform vorliegende Quellen zugreifen, wie zum Beispiel auf Mannhardts Austausch mit den Brüdern Grimm oder das Autograf „Das Studium der Volksüberlieferung“ (1864 [Datierung durch T.P.]). Letzteres gilt ihr als zentral „für die Frage nach den Formen volkskundlicher Wissensproduktion in Bezug auf ihr disziplinäres Selbstverständnis in Vergangenheit und Gegenwart [...]“ (107 f.).

Den theoretischen Rahmen der Arbeit bilden Ansätze der kulturanthropologischen Wissensforschung und der *Science and Technology Studies*. Gerade mit dem Bezug zu Bruno Latour liegt der Fokus auf der wissenschaftlichen Praxis in ihren situativen Bezügen, die in den Kapiteln V bis VIII und den jeweiligen Themenfeldern ausgeführt werden.

In ihrer konstruktiv-kritischen Analyse beschreibt die Autorin Mannhardt als einen frühen Volkskundler, der durchaus schon in Ansätzen feldforschend gearbeitet hat, als einen Mythologen, der nicht starr evolutionistisch dachte, und als einen Menschen, der auch aufgrund seiner körperlichen Beeinträchtigungen zwar eine Außenseiterrolle einnahm, aber fächerübergreifend und international dachte und entsprechende Unterstützung gewann.

Wer sich also der (Re-)Lektüre von Mannhardt, einer weiterführenden Auseinandersetzung mit den Anfängen der Volkskunde und kritischer Wissenschaftsgeschichte widmen möchte, der / dem ist Theresa Perabos Studie zu empfehlen. Gerade ihre akribische Quellenarbeit, das erstmals vorliegende kommentierte Publikationsverzeichnis (Anhang A) und die Abschrift zweier Manuskripte (Anhang D und E) machen die Dissertation unverzichtbar für zukünftige Forschungsarbeit.

Felix Linzner, Marburg
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.22

Sandra Eckardt
Pferdewissen. Ein wissensanthropologischer Blick in die Hannoveraner Pferdezucht. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2023, 303 S. (Göttinger Studien zur Kulturanthropologie / Europäischen Ethnologie, 16; zgl. Göttingen, Univ., Diss., 2021). ISBN 978-3-86395-434-5.

Das Wissen um Pferde und Pferdezucht ist ein über Jahrhunderte gewachsenes, in vielen Aspekten immaterielles Kulturgut und zugleich ein regionaler Wirtschaftsfaktor. Die Göttinger Kulturanthropologin Sandra Eckardt bewegt sich auf den Spuren dieses Wissens und begleitet den Arbeitsalltag und die Entwicklung mehrerer Pferdeindividuen von der Geburt bis zum Turniererfolg. Ihre Perspektive entwickelt sie aus der Wissensforschung sowie der *multispecies ethnography*. Die zentralen Fragestellungen lauten: „Was ist Pferdewissen?" und „Wie hat es sich angesichts der gesellschaftlichen Transformationen der vergangenen Jahrzehnte verändert?". Der Fokus liegt auf den aktuellen Bedingungen bei der Herstellung des Wirtschaftsprodukts ‚Hannoveraner'. Der primäre Lokus dieser *multisited ethnography* ist ein landwirtschaftlicher Familienbetrieb.

Wie Eckardt treffend anmerkt, ist der Pferdesport ein ökonomisch und ethisch stark umkämpfter Bereich. Das beginnt bereits bei den Themen Rasse und Zucht. Hier vertritt die Autorin eine zentrale und wichtige These der *Human-Animal Studies* (HAS), nämlich, dass Kategorisierungen der Tierwelt auch etwas über die Menschenwelt aussagen. Beispielsweise hängt die Favorisierung der Hengstlinien mit der insgesamt patriarchal geprägten Reiter*innenwelt zusammen. Die Autorin dekonstruiert genderkritisch diese Zusammenhänge, zeigt aber zugleich alltägliche und habituelle Überschreitungen der Geschlechtergrenzen. Sensibel stellt die Studie die Gefühle der Landwirt*innen dar, das „zärtliche Sprechen der Männer" (S. 59) und die persönlichen Beziehungen zu den Pferden, unter denen es, wie zu erfahren ist, auch ‚Rampensäue' gibt.

Überzeugend analysiert die Autorin außerdem die Blickregime (Foucault) einer globalisierten und standardisierten Züchter*innen-Kultur und geht den interessanten Fragen nach, was diese Normierungen alltagsweltlich bedeuten, wie sie hergestellt und herausgefordert werden. Fragen nach objektiven Maßstäben und moralisch richtigem Verhalten sind hart umkämpft, wobei die wohl schärfste Konfliktlinie zwischen den wissenschaftlich informierten Milieus, auf deren Arbeit die Gesetze basieren, und den Züchter*innen mit ihren lokalen Wissensbeständen verläuft. Diese eint das Ethos der *Horsemanship*, das die Individualität des Pferdes in den Vordergrund stellt, wobei gerade der Kult der Individualität die Grundlage ökonomischen Erfolgs ist. Erhellend ist dabei auch, dass diese Blickregime mit der Geschichte der Fotografie und damit auch mit Experimenten der künstlerischen Avantgarde verbunden sind. Noch heute sind fotografische Konventionen zentraler Bestandteil des züchterischen Zeigens und ‚Sehen-Lernens'.

Darüber hinaus wird ethnografisch dicht die individuelle Entwicklung eines ausgewählten Pferdes in Form einer Langzeitstudie (beachtliche fünf Jahre) von der ersten Leistungsprüfung bis zum Landeschampionat nachgezeichnet. Mit dieser geradezu spannenden Erzählung kann Eckardt anschaulich den Widerspruch zwischen romantischen Gefühlen und kapitalistischer Inwertsetzung darstellen.

Eine Vielzahl an Fotografien aus der Feldforschung sowie visuell-anthropologische Video-Clips ergänzen das Material und sprechen eine sehr einfühlsame Bildsprache.

Die Studie leistet einen wichtigen Beitrag zu mehreren Wissenschaftsfeldern, von denen nur drei hier genannt werden sollen: Zum einen ist die Studie ein gelungenes Beispiel einer feministischen Ethnografie, die gendersensibel argumentiert, ohne dabei Kategorien von Klasse, Schicht und Milieu aus dem Blick zu verlieren. Sie geht mit einer großen Offenheit ins Feld und kommt zu dem bemerkenswerten Ergebnis, dass in der Züchter*innenkultur Milieuzugehörigkeit bedeutsamer ist als die geschlechtliche Identität. Sie leistet zum zweiten, und daran anknüpfend, einen wissensanthropologischen Beitrag jenseits konventioneller Binaritäten von Erfahrungs- und akademischem Wissen in der Tradition Donna Haraways und, speziell für Deutschland, Christina von Brauns und Inge Stephans Klassiker „Gender@Wissen" und geht darüber hinaus. Die gesamte Arbeit zeugt von einer tiefen Durchdringung des heterogenen Felds der Wissensforschung. Nicht zuletzt entwickelt sie eine zeitgenössische Perspektive auf ein Dauerthema der Empirischen Kulturwissenschaft, nämlich der Spannung zwischen Tradition und Moderne, die Warneken einmal als volkskundliches „Unbehagen in der Moderne" charakterisiert hat. Eine Spannung, die Eckardt wohlweißlich in der Schwebe hält.

Besonders hervorzuheben sind nicht zuletzt Eckardts unstillbare Neugierde und der Ehrgeiz, das züchterische Sehen auch für sich selbst zu erlernen. Diese ethnografischen Tugenden machen die Studie so innovativ und zudem auch sehr gut lesbar.

Anja Schwanhäußer, Berlin
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.23

Martina Röthl/Barbara Sieferle (Hrsg.)
Erfahrung. Kulturanalytische Relationierungen. Münster: Waxmann 2023, 245 S.
ISBN 978-3-8309-4683-0.

Trotz zahlreicher Postulierungen der Fachspezifik als eine ‚Erfahrungswissenschaft' blieb der Kern dieser Forderung oder Positionierung unterbestimmt. Selten wurden Versuche unternommen, den Begriff der Erfahrung zu präzisieren. Im Rahmen eines Online-Workshops im November 2020 sollte nun eine konzentrierte Annäherung erfolgen. Mit dem von *Martina Röthl* und *Barbara Sieferle* vorgelegten Band

sind die Ergebnisse, Diskussionen und Fortführungen dieser Zusammenkunft der Fachöffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Am Ende steht keine abschließende terminologische Klarheit – das war weder das Ansinnen von Herausgebenden noch Beitragenden (S. 45) –, sondern eine Vielzahl theoretischer Perspektiven, die überzeugende Denkangebote für die Urbarmachung des Begriffs in der empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschung liefern.

Einleitend ordnen die Herausgeberinnen das Vorhaben ein und benennen klar den Minimalkonsens der Diskussionsbeiträge: Erfahrung gelte es als „historisch entstandenes, sozial formiertes, von Macht durchdrungenes und grundlegendes *kulturelles* Konstrukt" (S. 8) in seiner Relationalität zu begreifen. Davon ausgehend schlagen die Autorinnen vor, besonders nach den „Entstehungsprozessen (inter)subjektiver Erfahrungen", „Ausdrucksformen" und „Möglichkeitsbedingungen" (S. 9) zu fragen. Ein pointierter Überblick über die Beiträge umreißt die Konzepte und Themen, mit denen Erfahrung in Beziehung gesetzt wird. Dabei werden auch die theoretischen Fluchtpunkte deutlich.

Stefan Groths Bearbeitung der Verbindung mit Alltag skizziert vormalige Grundlinien der Diskussionen nach. Punktuell meldet er besonders in Bezug auf Alfred Schütz und Thomas Luckmann Widersprüche an und gelangt schließlich zu einer positiven Bestimmungsmöglichkeit von Alltag. Ein diskurstheoretisches Konzept von „Erfahrung/‚Erfahrung'" (S. 53) stellt in *Sabine Eggmanns* Ausführungen die wechselseitige machtvolle Produktion von Erfahrung und Diskursivierungen scharf und bietet Anknüpfungspunkte für eine kulturwissenschaftliche Gesellschaftsanalytik. Phänomenografisch argumentieren *Patrick Bieler*, *Milena Bister* und *Jörg Niewöhner* anhand ihrer Forschungen in der psychiatrischen Praxis, wie „Erfahrung durch Wissenspraktiken sowohl gesellschaftlich infrastrukturiert wird als auch infrastrukturierend wirkt" (S. 74). Zweifel dominiert *Ingo Schneiders* Ausführungen über Albrecht Lehmanns Grundannahme eines Zusammenhangs zwischen Erfahrung und Erzählen. Dabei wird zwangsläufig auch der Blick auf das Andere der Erfahrung und des Erzählens gelegt. Für ein praxeologisches Verständnis von Erfahrung plädiert *Christine Schmid*, wenn sie auf deren konjunktive und disjunktive Funktionen verweist und dabei auch zentrale methodologische Zusammenhänge der ethnografischen Forschung sichtbar macht. Anhand der geschlechtertheoretischen und feministischen Diskurse um Entkörperung und Naturalisierung zeigt *Victoria Hegner* nicht nur die Produktivität des Blickwechsels zwischen „gesellschaftliche[r] Konstruiertheit von Erfahrungen" sowie „sinnlich-leiblichen Aspekte[n]" (S. 131) auf, sondern sensibilisiert gleichermaßen für sinnige ethnografische Wissensformate. Erfahrungserwerb als prozessuale Entwicklung von *implicit* oder *tacit knowledge* stellt bei *Regina F. Bendix* den Rahmen der Ausführungen dar und liefert Argumente für die Verschränkung multisensorischer ethnografischer Ansätze mit Fragen von Körperlichkeit und Wissen. Barbara Sieferle orientiert sich phänomenologisch-leibtheoretisch mit ei-

nem Verständnis von „Erfahrung als leibliches Zur-Welt-Sein". Ihre „Embodiment-Perspektive" (S. 172) erscheint dabei nicht nur als tragfähiges Konzept, sondern darüber hinaus als Reflexionsfolie, die hilft, ethnografische Forschung als erfahrungsvollen Modus des Zur-Welt-Seins zu begreifen. Wie vielfältig und heterogen Formen des Erfahrens in Lehr-Lern-Settings sein können, verdeutlicht *Sibylle Künzler* aus einer „post-ANT-orientierte[n], praxeographische[n] Perspektive" (S. 179), wobei nicht zuletzt machtbezogene bzw. hegemoniale Dimensionen aufleuchten. Feinsinnig präpariert Martina Röthl Spuren von Erfahrung aus dem Werk Foucaults, setzt diese in Bezug zu dessen Verständnis von Subjektivierung und erweitert dies hegemonietheoretisch. Das von ihr dabei – auch bereits zuvor – vorgeschlagene Konzept der „Subjektivierungspotentiale" (S. 209) vermag es, die diskurstheoretisch bedingt fassbaren (empirischen) Erfahrungen zu integrieren, und leistet damit einen erheblichen Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Subjektivierungsforschung. Abschließend werden bei *Inga Wilkes* Relationierung mit Zeit(en) nicht nur Bezüge zur zeitlichen Selbstverortung und alltäglichen Gesellschaftsdiagnose deutlich, sondern sie sensibilisiert auch für die Temporalität des Erfahrens.

Auch wenn die Beiträge hier nur stark verkürzt – und dadurch um wesentliche Punkte beschnitten – dargestellt werden können, ist es wichtig, sich diese konzeptuelle Breite vor Augen zu führen und den Positionen in dieser Rezension Raum zu geben. Es zeichnen sich Tendenzen zu phänomenologischen und gleichermaßen diskursanalytischen sowie hegemonietheoretischen Konsensbildungen ab – diese sind keineswegs neu, deren Verquickung scheint jedoch sinnig zu sein. Natürlich sind dabei konzeptuelle Auslassungen bemerkbar: Kaum jemand wird die vormals das fachliche Verständnis von Identität prägende Position George Herbert Meads vermissen, womöglich dafür aber postkoloniale oder symboltheoretische Perspektiven. Auch könnten einzelne Stellen herausgegriffen und dabei theoretisch spitzfindig angezweifelt werden – warum beispielsweise bei den Schütz- und Luckmann-Lesarten die ‚Transzendenzen' ausgeklammert bleiben. Weitere Ergänzungen könnten so auch umschiffte Bereiche wie die Domäne des Un-Erfahrbaren, die Partialität von Welterfahrung oder die symbolische Vermittlung einfangen – oder in der Auseinandersetzung begriffliche Demarkationslinien und Ausschlüsse liefern. Eine derartige Pedanterie würde dem Band jedoch nicht gerecht werden.

Es ist ein großes Verdienst der Beitragenden, einen Denkraum für diesen kulturanthropologischen Schlüsselbegriff eröffnet zu haben. Bezogenheit und Bezugnahme der Beiträge aufeinander, die für Sammelwerke beinahe ungewöhnlich sind, werden eben erst in der Überschau deutlich: Sie spannen einen Möglichkeitsraum auf, markieren Momente für ethnografische Blickwechsel, können selbst zueinander in Relation gesetzt werden, ergänzen sich dabei sinnvoll und bieten die Möglichkeit, sich gegenseitig produktiv herauszufordern. Dabei zeichnen sich – am bescheiden formulierten Vorhaben gemessen – bereits recht konkrete Wege zu methodischen

Forschungsprogrammen ab. Es bleibt zu hoffen, dass dem durchweg gelungenen Band eine breite Rezeption und weiterführende Diskussion beschert wird – ganz im Sinne Ingo Schneiders: „Es wäre ja schade, wenn alles geklärt wäre" (S. 94).

Patrick Pollmer, Regensburg
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.24

Mark Dunkley/Lisa Mol/Anna Tulliach (Hrsg.)
Heritage at War. Plan and Prepare. Winwick, GB: The White Horse Press 2024, 238 S. ISBN 978-1-912186-86-0.

Das Victoria und Albert Museum (V & A) in London war Gastgeberin für die 2023er-Tagung, aus welcher der hier besprochene Band hervorging, organisiert gemeinsam mit den *Museum Studies* der University of Leicester. Dass dieses Museum eine tragende Rolle spielt(e) in der Thematisierung und proaktiven Verhinderung von Kriegsschäden und illegitimer Aneignung (bzw. Plünderung) von kulturellem Eigentum, geht auf dessen Aufarbeitung von Zerstörungen dieser Art im Ersten Weltkrieg und die Planung des Evakuierens und Verbergens seiner Sammlungen im Zweiten Weltkrieg zurück. Die Gründung des *Culture in Crisis*-Programms am V & A (https://www.vam.ac.uk/info/culture-in-crisis/) schließlich ist der Vision von Martin Roth zu verdanken, der 2014 als damaliger Direktor dieses renommierten Hauses die Zerstörung von Kulturgütern durch ISIS als Aufforderung an Museen sah, sich aktiv im Kulturgüterschutz in Konfliktgebieten einzubringen (S. 195). *Vernon Rapley* schildert die Genese dieses Programms in seinem Beitrag; er selbst ist heute u. a. Direktor für *Cultural Heritage Protection and Security* am V & A, früher war er Detektiv für Scotland Yard im Bereich Kunst- und Antiquitätendiebstahl und nahm verschiedene Rollen in internationalen Geflechten gegen illegalen Kunsthandel ein. Unter den 14 Autor*innen dieses Bandes ist Rapleys Profil nicht außergewöhnlich. Fast deren Hälfte sind oder waren aktiv in einer Armee. Egal ob in Kunstgeschichte, *Critical Heritage Studies* oder Geografie ausgebildet, sind alle Autor*innen mit der Verhinderung (oder zumindest Reparatur) von Kriegsschäden und dem Schutz von Kulturgut in Kriegszeiten befasst.

Die Zusammensetzung der Autor*innenschaft ist eine wesentliche Erinnerung: Zu leicht vergessen wir, dass sämtliche Kulturerbe-Konventionen der UNESCO zurückgehen auf deren Haager Konvention von 1954, die den Schutz von Kultureigentum im Falle von bewaffnetem Konflikt einforderte. Wenn sich die ethnografische Kulturerbeforschung mit *‚Heritage on the Ground'* befasst, so interessieren etwa Akteur*innen und Praktiken von Nominierungen, Wertsetzungen und ideelle ebenso wie wirtschaftliche Nutzung. Für die in diesem Band versammelten Beiträger*innen sind die Werte insbesondere ideeller Art gesetzt; fokussiert werden konkrete Kultur-

güterverluste und Möglichkeiten der Prävention in Konflikt- und Kriegssituationen. Ebenso scheint Krieg als eine bis jetzt nicht verhinderbare menschliche Konstante aufgefasst zu werden, was angesichts der militärischen Ausbildung mancher Beiträger*innen nicht überrascht. Dennoch erscheint das am Ende der Einleitung präsentierte Experiment, ChatGPT um ein ‚Sonnet' zum Thema „Kulturgüter-Zerstörung in Konflikten" zu bitten, etwas zu naiv. Die Autor*innen *Mark Dunkley*, *Anna Tulliach* und *Lisa Mol* meinen zu diesem in Gänze abgedruckten Gedicht mit dem Titel *Shattered Beauty: On War's Cultural Cost*: „What is significant in the poetry produced by ChatGPT is the clear connection between tangible cultural artefacts and the intangible human mourning of loss for those artefacts" (S. 20). Zumindest die letzten Reime der künstlichen Intelligenz irritieren: „Let history be a testament to learn; from devastation, unity we'll earn" (S. 21). Denn: Letztendlich ist der ganze Band ein Zeugnis dafür, dass die Zerstörung von Kulturgütern, ob als besonders perfide Kriegstaktik oder als nachlässiger oder unwissender Akt, zu den Kollateralschäden von Konflikt und Krieg kaum Lerneffekte hervorgebracht hat, was die basalen Instinkte unserer Spezies betrifft. Zumindest sollte ChatGPT gelernt haben, dass Menschen aus Kriegserfahrungen nicht genug lernen – aber vielleicht hat hier der Algorithmus für ‚Sonnet' die Belesenheit der KI verdrängt.

Die zehn Kapitel sind hälftig unterteilt: Im ersten Teil wird das Lernen aus der Vergangenheit bearbeitet, im zweiten stehen die Möglichkeiten von Prävention und Schutz im Vordergrund. Das erste Kapitel widmet sich einem gut belegten Fall aus der alten Geschichte – der Zerstörung des zweiten Tempels in Jerusalem im Eroberungskrieg der Römer im Jahr 70 n. Chr. *Kevin Malmquist* durchsucht verschiedenste schriftliche Quellen nach Spuren antiken Kriegsrechts, die auf den Umgang mit sakralen Gütern und Kunst hinweisen. Er findet Kritik an Plünderungen, die jedoch auch als ‚üblich' aufseiten der Gewinner bezeichnet wurden. ‚Militärische Notwendigkeit' war und bleibt ein legitimer Grund für die Zerstörung von kulturellem Eigentum (S. 35). Ob der Heerführer Titus vorhatte, den zweiten Tempel zu zerstören, bleibt in der Quellenlage unschlüssig, möglich erscheint sowohl Intention wie auch ein unkontrolliertes Wüten der Soldaten. Die Disziplin römischer Soldaten sei nicht so idyllisch gewesen, wie das in manchen Repräsentationen erscheine (S. 39). Malmquists Quellenstudium bezeugt die fast unveränderte Problemlage, was den Umgang mit Kulturgütern im Krieg und während Besetzungen betrifft. Auch im zerstörten Tempel wurden offenbar manche verbliebenen Raumstrukturen genutzt, genauso wie kämpfende Parteien der Weltkriege des 20. Jahrhunderts Paläste, Museen und sakrale Bauten nutzten, um Truppen temporär einzuquartieren. Die folgenden Kapitel sind im 20. Jahrhundert angesiedelt. *Carlotta Coccoli* präsentiert, was Italien aus den Kulturgüterverlusten des Ersten Weltkriegs lernte, welche Gesetze Italien in den 1930ern erließ, um z. B. Sakralbauten vorbeugend zu schützen und museale Sammlungen zu verbergen. Italien war damit quasi führend in der Fürsorge um Kulturei-

gentum. Sodann betrachtet sie die Arbeit des angloamerikanischen Museums „Fine Art and Archives Program" (MFAA, eines von vielen Akronymen für temporäre oder dauerhafte Organisationen für kriegsbedingten Kulturgüterschutz), welches ab 1943 nur unter strikter militärischer Anleitung (S. 52) in Italien zu agieren begann. In den zwei folgenden Kapiteln wird die Entwicklung von Kulturgüterschutz des Vereinigten Königsreichs präsentiert (*Roger Curtis* und Mark Dunkley); es werden die Lehren dargestellt, die Südkorea aus dem Zweiten Weltkrieg (wo die Rolle der US-Armee sehr kritisch kommentiert wird) und dem Koreanischen Krieg für den Kulturgüterschutz zog – eine besonders frustrierende Situation, da dieser Konflikt im Effekt in einem Waffenstillstand eingefroren bleibt (*Chang-hun Yang*).

Mitherausgeberin Lisa Mol, eine Geografin, beschäftigt sich im fünften Beitrag mit steinernen Kulturerbestätten, den Langzeitschäden, die Gestein im Lauf von Jahrhunderten bis Jahrtausenden aufweist, und den wissenschaftlichen Möglichkeiten, kriegsbedingte Schäden herauszuarbeiten und für forensische Untersuchungen zur Verfügung zu stellen. Die Faktoren, die hier zusammenkommen, sind bedrückend: Welche (stets neuen) Waffen wurden in welchem Kontext unter welchen Wetterbedingungen aus welcher Distanz in welcher Umwelt eingesetzt? (S. 96). Sie präsentiert ein relativ einfaches Formular zur Beschädigungseinschätzung (S. 105), auf dessen Basis forensische Untersuchungen allenfalls eingeleitet werden können. Letztere haben an Interesse gewonnen, seit völkerrechtlich tätige Jurist*innen absichtliche Zerstörung von Kulturgut in Konfliktsituationen vermehrt strafrechtlich verfolgen. Die Beweisaufnahme gestaltet sich kaum eindeutig: „Unfortunately, whether a heritage site has been damaged through deliberate targeting or accidental crossfire can be extremely difficult to conclusively prove" (S. 109).

Die Beiträge des zweiten Teils sind unter den Titel „Preparing for the Present" gruppiert. Neben dem bereits erwähnten Beitrag von Rapley schildert *Ankie Petersen* im sechsten Kapitel ihre Arbeit als Liaison-Offizierin für Kultureigentumsschutz in der niederländischen Armee. Auch sie greift auf Rettungsaktionen im Zweiten Weltkrieg zurück – hier spezifisch Ereignisse, die auch in George Clooneys Spielfilm „Ungewöhnliche Helden" von 2014 thematisiert wurden. Da auch niederländische Soldaten heute hauptsächlich als Schutztruppen in ‚fremdem' Gebiet eingesetzt werden, sind Kurse zur *cultural awareness* Teil des Programms vor der Entsendung, wo ein Minimum an Wissen auch über Kulturerbe der zu schützenden Region vermittelt wird. Dabei werden nicht nur materielle Dimensionen in den Blick genommen, sondern auch Narrative und Rituale, die Kulturerbe verankern und allenfalls auch zu Handlungen motivieren (S. 125 f.); dadurch soll auch die digitale Kriegsführung unter Nutzung solcher Bedeutungscluster Beachtung finden. *Tim Le Berre* schildert den Wandel der Kulturgut-Handhabe im Kontext von Krieg und Konflikt in Frankreich von 1870 bis zur Gegenwart. Beachtenswert ist hier etwa die Anordnung von 1939, keine historischen Monumente zur Installation von Verteidigungswaffen zu

nutzen, damit die deutsche Propaganda dies nicht nutzen könne, um solche Kulturgüter zu vandalisieren (S. 160). Dieses achte Kapitel zeigt eindrücklich, wie sich die Kompetenz des Kulturgüterschutzes verdichtet und verändert hat – waren die Beauftragten früher Kulturerbe-Expert*innen in Uniform, so sind es heute kuratorisch gebildete Offizier*innen bzw. militärische Kulturerbe-Profis. Im neunten Kapitel rückt *Amira Sadik Aly* die wichtige Rolle von NGOs für den Kulturgüterschutz in Ägypten seit den systemverändernden Unruhen ab 2011 in den Vordergrund. Hier resultierten die Unruhen des arabischen Frühlings anfänglich in diversen Schäden und Plünderungen. Unterschiedliche Interessenvertreter*innen fanden sich in der Folge zusammen, um kulturministeriale und zivile Anliegen zum Kulturgüterschutz in Form von Bildungs- und Trainingsinitiativen aufzubauen und an konkreten Fällen zu implementieren.

Für Kulturwissenschaftler*innen sind nicht nur die konkreten Fallbeispiele und die Positionalität der Autor*innen von Interesse. Es gibt auch einiges zu lernen über Organisationen, die sich dem Kulturgüterschutz verschrieben haben. So etwa die private Non-Profit-Organisation „ALIPH", die auf ihrer letzten Sitzung im Dezember 2024 gerade ihre Zielsetzung erweitert hat, um nicht nur Kulturerbe in Konfliktgebieten, sondern auch Gefährdung durch Klima- und Umweltkatastrophen mitaufzunehmen (https://www.aliph-foundation.org/en). Auch „Blue Shield" wird mehrfach beleuchtet, so im Vorwort, der Einleitung sowie in Kapitel 3 und insbesondere Kapitel 7, in welchem *Manana Tevzadze* ein zweijähriges, von der lokalen „Blue Shields"-Gruppe durchgeführtes Projekt in der georgischen Stadt Gori – situiert an der seit 2008 durch Russland bedrohten neuen Grenzziehung – zusammenfasst. „Blue Shield" ging aus den gemeinsamen Bestrebungen der vier großen NGOs für Archive, Museen, Monumente und Bibliotheken hervor (ICA, ICOM, ICOMOS, IFLA) und bezweckt u. a. internationales Eingreifen, wenn Kulturgüter bedroht sind. Sie vermittelt Strategien der Vorbereitung auf Risiken und bildet Expert*innen auf nationaler und regionaler Ebene aus (S. xix; „Blue Shield"-Website: https://theblueshield.org/about-us/who-we-are/). Das kleine georgische Fallbeispiel von Tevzadze zeigt eindrücklich, wie die Wissensvermittlung und Trainingseinheiten in ziviler und militärischer Kooperation einem kulturhistorischen und ethnografisch orientierten und für die Regionalgeschichte sehr wesentlichen Museum Perspektiven und konkrete Handhaben zur Verfügung stellten, um den Schutz zu verbessern.

Sowohl die 1954er Haager Konvention wie auch die vielen lobenswerten Aufarbeitungen und Initiativen, die in „Heritage at War" vorgestellt werden, bezeugen den enormen Einsatz, den bedrohte Kulturgüter generiert haben. Was höchstens marginal thematisiert wird, aber nicht nur zu Schaden an Kulturgütern, sondern immer wieder an Umwelt und Mensch führt, ist die sinnlich-emotionale Macht von Uniformen, militärischer Ausbildung und Kriegserleben, Menschen in unmenschliche Zerstörungsentitäten zu verwandeln – Menschen, die, wenn sie überhaupt überleben,

selbst wiederum lebenslänglichen Schaden von ihren Taten davontragen. Le Berre kommt diesem Dilemma in seinem Beitrag am nächsten, wenn er einleitend anmerkt: „Between destruction and protection, we'll see that the soldier's position is as singular as it is ambivalent when it comes to considering his relationship with cultural property in the context of military operation" (S. 150). Kulturgüter (wert-)schätzen zu können, ist eine Frage von Bildung, in Teilen auch von sozialer Schicht (sind doch manche Kulturgüter höchst exklusiv) und von Frieden. Nur in konfliktfreien Zeiten kann eine gruppenübergreifende Auseinandersetzung mit und Wertschätzung von kulturellem Erbe überhaupt greifen. Die UNESCO zielt mit ihren Kulturerbe-Konventionen im Prinzip darauf, materiellen und immateriellen Kulturgütern Status als Erbe der Menschheit – statt partikularen Interessen wie Nationen oder Ethnien – zu verschaffen. Doch selbst der Wettbewerb darum, wessen Kulturgüter diesen Status erreichen, hat kompetitive Aspekte, und nur mit Mühe wachsen v. a. im Bereich des immateriellen Kulturerbes die Nominierungen, die von mehreren Staaten gemeinsam getragen werden.

Regina F. Bendix, Göttingen
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.25

Florian Schäfer/Janin Pisarek/Hannah Gritsch
Fabeltiere. Tierische Fabelwesen der deutschsprachigen Mythen, Märchen und Sagen. Köln: Böhlau 2023, 255 S. ISBN 978-3-412-52757-0.

Vor mir liegt ein von der Designerin Antje Kharchi optisch überaus ansprechend gestaltetes Buch, fadengeheftet, gedruckt auf hochwertigem seidenmatten Papier, ausgestattet mit kunstvoll arrangierten Farbfotografien, und dennoch lehrt uns dieses Werk das Gruseln, denn es handelt von tierischen Schreckgestalten, die Mythen, Märchen und Sagen bevölkern: Aufhocker lauern ihren Opfern in Wäldern und Hohlwegen auf und lassen sich nicht mehr abschütteln, Wurmdämonen lösen tödliche Krankheiten aus, Drachen speien Feuer und verbreiten auf ihren Raubzügen Angst und Schrecken, Werwölfe stehen mit dem Teufel im Bund und beißen wild um sich, Kindern im Alpenraum wurde damit gedroht, die Habergeiß, ein ziegenähnliches Wesen mit Pferdehufen, würde sie holen, wenn sie nicht artig sind.

Der Biologe Florian Schäfer, die Erzählforscherin Janin Pisarek und die Fotografin Hannah Gritsch haben es sich nach dem Erfolg ihres ersten gemeinsamen Buches „Hausgeister!" (2020) zur Aufgabe gemacht, Geschichte, Entstehung und Verbreitung von Fabeltieren in populären Erzählungen des deutschsprachigen Raumes aufzuzeigen.

Der Mensch der vorindustriellen Zeit vermutete hinter numinosen, unerklärlichen, furchterregenden Phänomenen sonderbare Tierwesen am Werk und raunte sich

Schauergeschichten über deren Praktiken zu. Solche Gestalten sind nicht in Fabeln anzutreffen, wie der Laie vermuten könnte. Tiere in Fabeln sind Personifikationen menschlicher Eigenschaften, die in didaktischer Absicht vorgeführt werden. Die Fabeltiere, die das Autorenteam Schäfer / Pisarek porträtiert, begegnen dagegen ausschließlich in mündlichen Überlieferungen und auf ihnen basierenden literarischen Texten wie Mythen, Volksmärchen, Sagen und Legenden und greifen als Dämonen schädlich in die Lebenswelt des Menschen ein. Erste Spuren solcher Ungeheuer finden sich in der Antike; Reisende berichteten bei der Heimkehr von „Hundsköpfigen, Sirenen, Harpyien und Seeungeheuern" (S. 16) und trafen als vermeintliche Experten bei den Zuhörenden, die die Berichte nicht überprüfen konnten, auf offene Ohren. In den Sagen des 19. und 20. Jahrhunderts sind Tierdämonen nicht das Ergebnis von Seemannsgarn, sondern werden interpretiert als verfluchte Verbrecher, die als Wiedergänger in Tiergestalt umgehen müssen, bis sie ihre zu Lebzeiten auf sich geladene Strafe verbüßt haben oder durch Dritte erlöst werden. Hier verweisen die Autoren zu Recht auf die erzieherische Funktion, die die furchteinflößenden Wesen erfüllen. Dämonologische Sagen – das wird hier einmal mehr bewiesen – kanalisierten Ängste, warnten vor Tabuverletzungen und Normverstößen und beförderten den christlichen Arme-Seelen-Glauben.

Auch wenn der Text ohne Fußnoten auskommt, so wird doch immer wieder und vor allem durch das ausführliche Literaturverzeichnis (S. 251–254) deutlich, dass er sich überwiegend aus den Märchensammlungen des 19. und den volkskundlichen Befragungen des frühen 20. Jahrhunderts speist. Mit Fabeltieren in Comics („Die Dilldappen" oder das Pummeleinhorn der Grafikerin Steffi Engel), in modernen Redensarten („Rasselböcke mit jemandem fangen"), in der Marketingwelt (das geflügelte und gehörnte „Elwetritsch" in der Pfalz), in Videospielen (geschuppte Drachen in „The Elder Scrolls"), im Immateriellen Kulturerbe (Drachenstich in Furth im Wald) und seit den 1970er-Jahren auch in der Kinderliteratur („Die unendliche Geschichte" von Michael Ende) wird aber auch in einer Respekt gebietenden Rundumschau der Fortbestand des Topos in der Gegenwart dokumentiert. Selbstverständlich fehlt auch nicht der Verweis auf das Weiterleben dieser Kreaturen in Fantasy-Epen wie „Harry Potter", „Herr der Ringe" oder „The Witcher".

Nebenbei zeigen Schäfer und Pisarek auch den positiven Impact der Beschäftigung mit Fabelwesen auf das wissenschaftliche Arbeiten auf: Faszinierend nachzuvollziehen, dass die Drachenforschung in der Frühen Neuzeit maßgeblich zur Herausbildung neuer Forschungsmethoden beigetragen hat. Die Naturforschung wandte sich von antiken Autoritäten ab und ging dazu über, Hypothesen zu formulieren, neue Theorien zu entwickeln und überprüf- und reproduzierbare Ergebnisse zu generieren. Motivierte Naturforscher sammelten und analysierten Fossilien und Tiermaterial, die als materielle Indizien für die Existenz von Drachen herangezogen wurden und die furchterregende Spezies damit entzauberten. Diskurse um das Einhorn

haben die Formen der Wissensgenerierung von der reinen Textanalyse über die Narratologie, die kulturelle Erzählforschung, die empirische Forschung und schließlich die angewandte Erzählforschung in Psychologie, Medienwissenschaften und Bildung entscheidend beeinflusst. Die wechselnden Interpretationen der Berichte, Zeichnungen, Traktate zu Fabeltieren legen beredtes Zeugnis davon ab, dass vergangene Falschannahmen nicht nur in Sackgassen führten, sondern dazu beitrugen, dass sich die Menschheit „empor irrte" (Gerhard Vollmer). So liefert das vorliegende Werk nicht nur ein vergnüglich-schauriges Kaleidoskop der tierischen Fabelwesen, sondern kann zugleich gelesen werden als Geschichte der kontinuierlichen Erweiterung und Verfeinerung unseres Wissens über die Natur und über kulturelle Zusammenhänge durch empirische Forschung und theoretische Analysen.

Heidrun Alzheimer, Bamberg
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.26

Daniel Loick
Die Überlegenheit der Unterlegenen. Eine Theorie der Gegengemeinschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2024, 297 S. ISBN 978-3-518-30039-8.

Zu besprechen ist hier kein Buch der Empirischen Kulturwissenschaft. Daniel Loick ist Philosoph und Sozialwissenschaftler und lehrt seit 2020 als Professor für Politische Philosophie und Sozialphilosophie an der Universität Amsterdam. Als Vertreter einer vierten Generation der Kritischen Theorie hat er gewichtige Beiträge zu Eigentum und Abolitionismus, zur kritischen Theorie des Rechts und der Staatsgewalt vorgelegt. Regelmäßig mischt er sich auch in politische Debatten der Gegenwart ein.

In „Die Überlegenheit der Unterlegenen" entwirft er nun eine Theorie der Gegengemeinschaften, die auch für unser Fach – wiewohl erkennbar nicht aus diesem – von Interesse sein mag. Der Kern von Loicks Argument lässt sich bereits dem Titel entnehmen. Es geht ihm zum einen um die Konstitution und Praxis von Gegengemeinschaften, die er durch drei Merkmale definiert sieht: Es handele sich, erstens, um Gemeinschaften „in einem weiteren Sinne des Wortes, das heißt um relativ stabile und eingespielte Formen der Sozialität, die auf der expliziten oder impliziten Bestätigung ihrer Mitglieder beruht" (S. 16). Darunter seien verwandt-, freund- oder nachbarschaftliche Zusammenhänge ebenso zu fassen wie politische Bewegungen oder subkulturelle Gruppen. Im Kontrast zu allen möglichen Gemeinschaften seien Mitglieder von Gegengemeinschaften, zweitens, „gesellschaftlich unterdrückt oder marginalisiert, das heißt, sie unterliegen Formen von ökonomischer, politischer, sozialer oder kultureller Herrschaft" (ebd.). Entscheidend für den Charakter als *Gegen*gemeinschaft sei schließlich, drittens, ihre „entweder intentionale oder implizite Distanzierung von dominanten gesellschaftlichen Strukturen [...], die von subtilen

Vorbehalten bis zu offener Opposition reichen kann" (ebd.). Als „Bündel von Praktiken" seien Gegengemeinschaften relativ verbindlich und stabil, zugleich als konstitutiv offen und nicht essentialistisch zu verstehen. Explizit rückt Loick sein Konzept der Gegengemeinschaften, neben Rahel Jaeggis Begriff der ‚Lebensform', auf den er sich stützt, in die Nähe anderer Konzepte wie Subkultur (Birmingham'scher Provenienz), Gegenöffentlichkeit (Fraser) oder *Undercommons* (Harney/Moten).

Die Stoßrichtung des Buches geht über ein Abzirkeln von Gegengemeinschaften zum anderen jedoch weit hinaus: Loicks zentrale These lautet, dass Gegengemeinschaften, wiewohl unterdrückt und marginalisiert, eine spezifische Überlegenheit ausprägten: Gegenüber hegemonialen Gruppen hätten ihre Mitglieder spezifische Vorteile in epistemischer, normativer, ästhetischer und affektiver Hinsicht. Nicht trotz, sondern gerade vermittels ihrer sozialen Positionierung hätten sie also Zugang zu besserem Wissen, besseren Werten, Ausdrucksweisen und Gefühlen. Nach Loick „wissen, wollen, fühlen und träumen sie nicht nur anders als die Mitglieder dominanter Gruppen, sondern besser" (S. 8).

Diese Dimensionen einer zunächst kontraintuitiv erscheinenden Überlegenheit der Unterlegenen liegen auch der Gliederung des Buches zugrunde: Nach einer dichten Einführung und einer Diskussion verschiedener Figurationen von ‚Überlegenheit' folgen vier Kapitel, die sich dem Wissen, der Normativität, der Ästhetik und der Affektivität von Gegengemeinschaften widmen. Nach einem weiteren Kapitel zum „Rätsel der Subjektivierung" (S. 217), zu Praktiken der Bewusstwerdung und der Frage, wie sich soziale Situierungen in politische Perspektiven transformieren, schließt das Buch mit einem kämpferischen Plädoyer für intersektionale Allianzen von Gegengemeinschaften als – mit Marx und Engels gesprochen – „wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt".

Basis von Loicks gesamter Argumentation ist Hegels Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft, die er kritisch diskutiert und unter Bezugnahme auf insbesondere feministische und dekoloniale Standpunkttheorien erweitert, aktualisiert und praxeologisch reformuliert. Herrschaftsverhältnisse sind in dieser Perspektive grundlegend eben jenes: Verhältnisse, Relationen. Der ‚knechtische Standpunkt' ist dabei jener, der notwendig sowohl den eigenen wie den ‚herrischen' Blick inkorporiert und so zu einer umfassenderen, komplexeren, besseren Sicht der Wirklichkeit sowie einer gelingenderen Sozialität gelangt. Loick geht dabei in doppelter Hinsicht über Hegel hinaus: Indem er das Verhältnis nicht, wie jener, allein auf die Kategorie und Erfahrung von Arbeit gründet, sondern für unterschiedlich gelagerte Herrschaftsachsen öffnet (*race*, *class*, *gender* ...). Und indem er die Prozessualität und Kontingenz, mithin das Politische, des Verhältnisses explizit in Rechnung stellt: Das ‚knechtische' Bewusstsein ist jenes, das grundsätzlich nicht mit sich versöhnt sein kann. Die Kultur – bei Loick mit Hegel: die ‚Sittlichkeit' – von Gegengemeinschaften „verbleibt in einer ständigen Spannung, einem ständigen Konflikt: mit ihren sozialen

Antagonist:innen, mit ihrer gesellschaftlichen Umgebung, mit anderen (Gegen-)Gemeinschaften, mit sich selbst" (S. 11). Gerade an und in ihnen artikuliert sich so die grundlegende „Konfliktualität des Sozialen" (S. 71).

Epistemische, normative, ästhetische und affektive Vorteile von Gegengemeinschaften sind dabei, so wird Loick nicht müde zu betonen, „keine Gegebenheiten, sondern Errungenschaften. Sie erschließen sich nur unter bestimmten Bedingungen und durch bestimmte Praktiken. Es gibt also einen Abstand oder eine Spannung zwischen einer gesellschaftlich formierten Perspektive und einer, die durch beherrschte Gruppen aktiv erarbeitet wurde" (S. 9 f.). In weitgreifenden Sondierungen und gestützt auf eine beeindruckende Breite an Literatur führt er in diesem Sinne exemplarisch Bewegungen wie die historischen Gemeinschaften flüchtiger Versklavter (*Maroon-Communities* und *Quilombos*), queere Subkulturen, Flucht- und Migrationsbewegungen, antirassistische Bewegungen gegen Polizeigewalt, Momente der *Black Radical Tradition*, feministische *consciousness raising*-Zusammenhänge, *disability*-Aktivismen oder queerfeministische *communities of care* an.

Loicks in mehrfacher Hinsicht herausforderndes Buch lässt sich auf verschiedene Weise lesen: als konzise Einführung in die Geschichte, Spielarten und Kritik von Standpunkttheorien, als kritische Auseinandersetzung mit einer unkritisch gewordenen Kritischen Theorie, als theoretische Perspektivierung gegenwärtiger gesellschaftlicher Verhältnisse im Horizont ihrer Veränderung, als gesellschaftstheoretischer Versuch, das Ganze zu denken, und zwar gegen eine unangreifbare Totalität, schließlich auch als Herausforderung von Wissenschaft und epistemischer Praxis selbst, nämlich von ihren verschiedenen Rändern. Dabei lässt sich „Die Überlegenheit der Unterlegenen" nicht nur aus unterschiedlichen Blickwinkeln lesen, sondern trotz des komplexen Gegenstands auch ausgesprochen gut und flüssig. Denn ungeachtet spezifischer Erkenntnis- oder wissenschaftlicher Verwertungsinteressen ist das Buch durchzogen von einer Fülle erhellender Beobachtungen, Gedanken und Begriffe, die geeignet sind, den kulturanalytischen Blick zu verschieben bzw. scharfzustellen.

Es bleibt bei einem solch ambitionierten Versuch nicht aus, dass nicht alles gleichermaßen gelingt. Drei Punkte seien genannt: Erstens, dem Aufbau und auch wohl Entstehungsprozess geschuldet (Teile des Texts basieren auf früheren Veröffentlichungen), zeigen sich gewisse Redundanzen. Der Kernsatz von der epistemischen, normativen, ästhetischen und affektiven Überlegenheit wird verschiedentlich wiederholt und auch qua Gliederung durchdekliniert. Man mag dies als willkommene Repetitio verstehen; bei mir zeitigte das Wiedererkennen dem Grunde nach verstandener Argumente zur Mitte des Buches hin leichte Ermüdung. Schwerer wiegt, dass Loick die Mechanismen seines zentralen Arguments trotz größter Anstrengungen nicht aufs Letzte zu plausibilisieren vermag: Wie entstehen Gegengemeinschaften im Einzelnen? Was heißt jeweils Überlegenheit, woher rührt sie und wie zeigt sie

sich? Im Kern landet Loick, so scheint es, bei der verständlichen, doch reichlich leeren Formel: Kontingenz plus Kampf. Weil er letzteren prinzipiell und potenziell überall erkennen will, setzt er sich auch – ich meine: unnötig – dem Vorwurf voluntaristischer Romantisierung aus. Vor dieser hatte schon Loicks Kritische-Theorie-Urgroßvater Adorno gewarnt: „Die Glorifizierung der prächtigen underdogs läuft auf die des prächtigen Systems heraus, das sie dazu macht" (They the People, in: Minima Moralia 1969 [1951], S. 25). Dies hat, drittens, unmittelbar damit zu tun, dass die Empirie bei Loick reichlich kurz kommt, in der Regel nämlich nur als Aufhänger für theoretische Erörterungen. So beginnt ein Abschnitt mit der verheißungsvollen Ansage, man müsse sich von Hegels formalem Schema lösen, um sich „Phänomenen von Herrschaft und Knechtschaft in ihrer empirischen Gestalt zuzuwenden" (S. 53). Was folgt, sind weitere Ausführungen von erheblicher Abstraktion. Mit dem empirischen Blick und Material fallen auch naheliegende Bezüge aus, etwa zu Studien, Argumentationsfiguren und Debatten in der Tradition der *Cultural Studies*, die das Zeug hätten, die Konturen von Gegengemeinschaften zu schärfen.

Nun ist „Die Überlegenheit der Unterlegenen" jedoch, wie eingangs signalisiert, kein Werk der Empirischen Kulturwissenschaft. Und so wäre es auch zu verstehen: als Angebot und Ansporn für die weitere Forschung. Produktiv könnte das Buch in diesem Sinne nicht allein für die kulturanthropologische Bewegungs-, Sub- oder Gegenkulturforschung sein. Inspirierend mag es auch auf Forschungen zur Politischen Anthropologie, zur Anthropologie des Staates und des Rechts, zu Migration, Erinnerungspraxen und Geschichtspolitik, zu alternativen Ökonomien u. a. wirken. So wäre Loicks Buch auf eine weitere Weise zu lesen: als Herausforderung der EKW, sich einer möglichen Überlegenheit der Unterlegenen, der Konstitution und Artikulation von Gegengemeinschaften aufs Neue und mit den eigenen Mitteln zu nähern. Es dürfte sich jedenfalls lohnen, in den Dialog zu treten.

Joachim Baur, Dortmund
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.27

Maximilian Hoor
Urbanes Radfahren und Mobilitätskulturen im Wandel. Eine Synthese aus empirischer Kulturanalyse, Mobilitäts- und Verkehrsforschung am Beispiel städtischer Fahrradszenen in Berlin. Berlin: Kadmos 2024, 453 S. (Kaleidogramme, 206; zgl. Berlin, Univ., Diss., 2023). ISBN 978-3-86599-572-8.

Mit dem Buch „Urbanes Radfahren und Mobilitätskulturen im Wandel" legt Maximilian Hoor seine Dissertationsschrift vor, die sich den Fragen der städtischen Verkehrsplanung in Berlin annimmt und dabei Ansätze der Verkehrsforschung mit einer empirischen Kulturanalyse der Berliner Fahrradszene verwebt. Zentral führt Hoor

dabei den Begriff der Mobilitätskulturen an, der als breit gefasstes Konzept sowohl planerische, politische und wissenschaftliche Perspektiven auf den urbanen Verkehr umfasst als auch soziale, (sub-)kulturelle und historische Positionen miteinbezieht (S. 80). Ziel des Buches ist es also, die ziel- und menschenorientierte ‚Integrierte Verkehrsplanung' um eine kulturelle Dimension des urbanen Radfahrens zu erweitern.

Maximilian Hoor nimmt sich damit ein ambitioniertes Projekt vor, nämlich die weitgehend quantitativ arbeitende Verkehrsforschung mit der qualitativen empirischen Kulturanalyse zu verschränken. Der umfangreiche Forschungsstand der Arbeit zeigt bereits eindrücklich, dass die beiden disziplinären Felder sehr zielführend zusammengebracht werden können. Ausgehend von der Mobilitätskulturenforschung bewegen sich die angeführten Forschungen über eine akteurszentrierte, integrierte Verkehrsplanung und kulturtheoretische Begriffsbestimmungen bis hin zu Themenfeldern der *Cultural Studies* und Kulturanthropologie wie etwa Populäre Kulturen, Erzählungen und Mythen, soziale Distinktion, Lebensstile sowie Jugend- und Subkulturen. Dabei vergisst Hoor nicht, die enge Verwobenheit zwischen Kultur, Wirtschaft, Raum, Identität und Politik zu betonen und damit kulturelle Hegemonien in Bezug auf die Rolle des Fahrradfahrens in automobil geprägten Innenstädten zu veranschaulichen.

Diese im Vorfeld ausgeführten theoretischen Überlegungen erlauben im Weiteren eine umfassende empirische Analyse urbaner Fahrradkulturen in Berlin. So beginnt Hoor damit, das Fahrrad als Verkehrsmittel sowie Planungs- und Politikgegenstand zu beleuchten. Das erste empirische Kapitel befasst sich demnach mit der Geschichte europäischer Fahrradkulturen und der Genese des Fahrrads vom bürgerlichen ‚Spaßobjekt' hin zum Alltagsverkehrsmittel und Distinktionsmerkmal urbaner Gesellschaften (S. 164). In Anlehnung an die *Cycling Studies* leitet Hoor unterschiedliche kulturelle Formen der Fahrradnutzung ab, die von der alltäglichen Nutzung bis zum Radsport reichen und damit einhergehend unterschiedliche Bedarfe im städtischen Raum erzeugen. Anschaulich werden diese Bedarfe besonders durch die dichten Beschreibungen radverkehrspolitischer Initiativen in Berlin. In lebendig erzählten Beobachtungsprotokollen werden Organisationsstrukturen und Beteiligungsformate der Initiativen veranschaulicht, die Hoor anschließend in die kommunalen Diskurse einordnet. So erlaubt es die feldforscherische Perspektive, Emotionalität und Betroffenheit der organisierten Akteur*innen (wie auch des Forschers) abzubilden und die versachlichte Verkehrsplanung und -politik zu ergänzen. Die Feldnotizen wie auch das persönliche Engagement des Autors in einzelnen Initiativen lassen Einblicke in konfliktreiche Situationen zu und verdeutlichen die konstante Aushandlung individueller Positionen, institutioneller Machtgefälle und das Spannungsfeld zwischen Aktivismus und professionalisierter Interessenvertretung.

Wie divers und facettenreich Fahrradkulturen sind, zeigt Hoor anhand des Fahrrads als Lifestyle- und Sportobjekt. Der Forscher nutzt im zweiten empirischen Kapitel vornehmlich Interviewausschnitte mit Vertreter*innen der Szenen. Hierin zeigen sich die enge Verbundenheit der Akteur*innen zum Fahrrad als Sport- und Verkehrsmittel, aber auch die Spannungen zwischen den Szenen, die Kritik an der Kommerzialisierung der Subkultur und die Rolle des Fahrrads als sozioökonomisches Statussymbol. Besonders deutlich wird die Funktion des Fahrrads zur sozialen Distinktion in den Beschreibungen sich versammelnder Praktiken: Von Kleidung, Fahrradmarken, Ausstattungen, Aufsuchen von Szenelokalen bis hin zu Wohnungseinrichtungen und Fahrstil zeigt Hoor mit seinem empirischen Material, wie sehr Habitus und Wissen die Zugehörigkeit zu oder Ausgrenzung aus der Szene bedingen (S. 267–283).

Anhand der dichten und tiefgreifenden Analyse sowohl der Berliner Fahrradszenen als auch der politischen Akteur*innen in der Radverkehrsplanung veranschaulicht das Buch sehr gelungen die Komplexität urbaner Transformationsprozesse in den Mobilitätskulturen. In den Diskussionen und Ableitungen der Analyseergebnisse legt Maximilian Hoor dar, wie eine Synthese der vermeintlich getrennten Welten zwischen Verkehrspolitik und empirischer Kulturanalyse stattfinden kann. Das politische Engagement des Forschers tritt am Ende der Arbeit noch einmal deutlich zutage, wo er zu neuen Mobilitätskulturen aufruft und „eine grundlegende Veränderung der Planungskultur“ (S. 390) fordert. Hoor löst hier sein Versprechen ein, Ableitungen für die angewandte Radverkehrsplanung festzuhalten, die letztlich auch als Empfehlungen zu verstehen sind. Ein umfangreiches Glossar hilft Laien und Szeneneulingen, die Sprache der Fahrradkulturen zu verstehen, und baut eine Brücke zwischen den Welten der Verkehrspolitik und den Räumen der Subkulturen.

Kritisch lässt sich zu Maximilian Hoors Publikation anfügen, dass das erhobene empirische Material in der Textfülle stellenweise untergeht. Bei Interviewauszügen wäre es schön, noch etwas mehr über die Sprecher*innen zu erfahren sowie deren Hintergründe und Rollen innerhalb der Fahrradkulturszenen. Zwar werden die Interviewpartner*innen zu Beginn kurz aufgelistet, jedoch nicht pseudonymisiert (obwohl sich die Interviewpartner*innen für eine Pseudonymisierung aussprachen, S. 137) und tauchen daher im Text nur als nummerierte Interviews auf. Im Lesefluss hätte eine Vorstellung der interviewten Personen an den zitierten Passagen die Positionen, aus denen sie sprechen (können), unmittelbarer verständlich gemacht.

Dennoch ist das vorgelegte Werk von Maximilian Hoor zum urbanen Radfahren in Berlin ein sehr gelungenes Beispiel für eine disziplinenübergreifende und engagierte Ethnografie. Das Buch arbeitet sehr detailliert heraus, dass sich Fahrrad- und Mobilitätskulturen nicht allein auf der Straße abspielen, sondern einen kulturellen Teppich aus Identifizierung, Szenezugehörigkeit, Aktivismus, Lifestyle, Mode und Trend, Wertschöpfung und Vermarktung sowie Wissen, Tradition und Macht weben. Zudem verhandelt die Arbeit nicht nur reflexiv die Position der Forschenden im Feld,

sondern sie zeigt auch eindrücklich, wie ethnografisches Schreiben eine Vielzahl von Publika adressieren, Spannungsfelder adäquat beschreiben und Komplexitäten durchdringen kann.

Florian Grundmüller, Göttingen
https://doi.org/10.31244/zekw/2025/01.28

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Jens Adam,
Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg, Fakultät 6 Architektur, Bauingenieurwesen und Stadtplanung, Fachgebiet Kulturmanagement, Konrad-Wachsmann-Allee 2, 03046 Cottbus, adamj@b-tu.de

Frauke Ahrens M.A.,
Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Oettingenstr. 67, 80538 München, frauke.ahrens@ekwee.uni-muenchen.de

Manuel Bolz M.A.,
Georg-August-Universität Göttingen, Kulturanthropologie / Europäische Ethnologie, Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen, manuel.bolz@uni-goettingen.de

Laura Brammsen M.A.,
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Seminar für Europäische Ethnologie / Volkskunde, Johanna-Mestorf-Str. 5, 24118 Kiel, brammsen@volkskunde.uni-kiel.de

Prof. Dr. Čarna Brković,
Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Film-, Theater-, Medien- und Kulturwissenschaft, Fach Kulturanthropologie / Europäische Ethnologie, Jakob-Welder-Weg 20, 55128 Mainz, carna.brkovic@uni-mainz.de

Nicolas Dittgen M.A.,
Deutsches Schifffahrtsmuseum / Leibniz-Institut für Maritime Geschichte, Hans-Scharoun-Platz 1, 27568 Bremerhaven, n.dittgen@dsm.museum

Dr. Dennis Eckhardt,
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Institut für Soziologie, Kochstr. 4, 91054 Erlangen, dennis.eckhardt@fau.de

Lukas Griessl,
Eberhard Karls Universität Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Burgsteige 11, 72070 Tübingen,
lukas.griessl@uni-tuebingen.de

Florian Grundmüller M.A.,
Georg-August-Universität Göttingen, Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen,
florian.grundmueller@uni-goettingen.de

Kyra Hardt M.A.,
Kulturanthropologisches Institut Oldenburger Münsterland, Museumsstr. 25, 49661 Cloppenburg, hardt@kai-om.de

Prof. Dr. Timo Heimerdinger,
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Maximilianstr. 15, 79100 Freiburg, heimerdinger@ekw.uni-freiburg.de

Marlene Käding,
Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Oettingenstr. 67,
M.Kaeding@campus.lmu.de

Ass.-Prof. PD Dr. Marion Näser-Lather,
Universität Innsbruck, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Fach Europäische Ethnologie, Innrain 52d, A-6020 Innsbruck,
marion.naeser-lather@uibk.ac.at

Dr. Olga Reznikova,
Universität Innsbruck, Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Innrain 52, A-6020 Innsbruck, olga.reznikova@uibk.ac.at

Fabian Schaar,
Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Oettingenstrasse 67,
f.schaar@campus.lmu.de

Prof. Dr. Monique Scheer,
Eberhard Karls Universität Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Burgsteige 11, 72070 Tübingen,
monique.scheer@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Christiane Schwab,
Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Oettingenstr. 67, 80538 München,
c.schwab@ekwee.uni-muenchen.de

Edda Sofie Schwarzkopf,
Universität Trier, Trier Center for Digital Humanities (TCDH), Universitätsring, 54296 Trier, s2edschw@uni-trier.de

Prof. Dr. Manfred Seifert ,
Philipps-Universität Marburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Deutschhausstr. 3, 35032 Marburg, manfred.seifert@staff.uni-marburg.de

Lucia Sunder-Plassmann,
Universität Vechta, Fachbereich Kulturwissenschaften, Driverstr. 22, 49377 Vechta,
lucia.sunder-plassmann@uni-vechta.de

Dr. Libuše Hannah Vepřek M.Sc.,
Eberhard Karls Universität Tübingen, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Burgsteige 11, 72070 Tübingen,
libuse.veprek@uni-tuebingen.de

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft.
Journal for Cultural Analysis and European Ethnology
(bis 2021 Zeitschrift für Volkskunde)
Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft
(www.dgekw.de)
herausgegeben von Regina Bendix, Claus-Marco Dieterich, Anne Dippel,
Timo Heimerdinger, Manfred Seifert, Markus Speidel, Thomas Thiemeyer,
Barbara Wittmann und Sabine Zinn-Thomas

DGEKW Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft

Anschriften der Redaktionen:
Aufsatzteil und Forum (aufsaetze@zekw.de): Regina Bendix (Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Göttingen); Anne Dippel (Institut für Designforschung, Braunschweig sowie Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften, Jena); Timo Heimerdinger (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Freiburg); Thomas Thiemeyer (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen);
Berichte (berichte@zekw.de): Manfred Seifert (Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Marburg);
Buchbesprechungen (rezensionen@zekw.de): Markus Speidel (Münchner Stadtmuseum, München); Barbara Wittmann (Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Bamberg); Sabine Zinn-Thomas (Landesstelle für Alltagskultur, Stuttgart)
Abstracts: Bearbeitet von Ramona Lenz

Die Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft durchläuft ein Peer-Review-Verfahren. Sie ist indiziert in der MLA International Bibliography, im Arts & Humanities Citation Index und bei Scopus (Stand April 2021). Die Zeitschrift ist in weiteren Datenbanken zur Indizierung vorgeschlagen.

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:
Die Zeitschrift erscheint in zwei Halbjahresbänden. Der Bezugspreis beträgt im Abonnement jährlich 52 €, ein Einzelheft kostet 26 € (je inkl. 7 % MwSt.). Alle Preise zzgl. Porto- und Versandkosten. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements. Alle Beiträge der Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft. Journal for Cultural Analysis and European Ethnology (ZEKW) erscheinen unter der Lizenz Creative Commons BY 4.0. Die veröffentlichten Beiträge dürfen Sie unter den Bedingungen der Lizenz frei nutzen. Es findet keine exklusive Übertragung von Verwertungsrechten („copyright transfer") an die Zeitschrift statt. Die DGEKW e.V. (als herausgebende Körperschaft der ZEKW) stellt den Autor:innen keinerlei Kosten für die Publikation (Article Processing Charges, APC – beziehungsweise Book Processing Charges, BPC) sowie für die Einreichung (Submission Charges) in Rechnung.

ISSN 2752-1591 E-ISSN 2752-1605
© Waxmann Verlag GmbH, Steinfurter Str. 555, 48159 Münster
Internet: www.waxmann.com, E-Mail: info@waxmann.com
Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster
Satz: satz&sonders, Dülmen
Printed in Germany

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C016439

Martina Röthl,
Barbara Sieferle (Hrsg.)

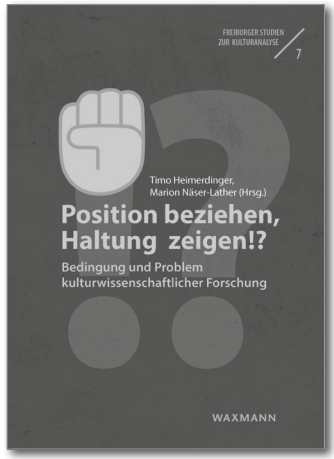
Erfahrung – Kulturanalytische Relationierungen

2023, 248 Seiten, br., 34,90 €,
ISBN 978-3-8309-4683-0
E-Book: 30,99 €,
ISBN 978-3-8309-9683-5

Im Fokus des Bandes steht der kulturwissenschaftliche Schlüsselbegriff der ‚Erfahrung', an den auch die zentralen analytischen Konzepte der Europäischen Ethnologie/der Empirischen Kulturwissenschaft anschließen. ‚Erfahrung' rekurriert sprachlich auf den Commonsense eines scheinbar natürlichen und authentischen subjektiven Prozesses. Allzu leicht wird übersehen, dass ‚Erfahrung' eine kulturelle Form der menschlichen Auseinandersetzung mit der Welt ist – und damit historisch wandelbar und sozial kontingent.

Die versammelten Beiträge nähern sich ‚Erfahrung' in relationaler Weise, d.h. indem sie jeweils Verhältnisbestimmungen zu anderen kulturtheoretisch relevanten Begriffen und Konzepten vornehmen. Dadurch gelingt es, die Vielfalt und Breite möglicher theoretischer Bezugspunkte und Ansätze offenzulegen, ‚Erfahrung' dabei aber auch kulturanalytisch zu präzisieren.

WAXMANN
www.waxmann.com



Timo Heimerdinger,
Marion Näser-Lather (Hrsg.)

Position beziehen, Haltung zeigen!?

Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung

Freiburger Studien zur Kulturanalyse, Band 7, 2024, 272 Seiten, br., 36,90 €, ISBN 978-3-8309-4869-8

E-Book: 32,99 €, ISBN 978-3-8309-9869-3

Die Beiträge des Bandes beziehen sich auf so unterschiedliche Felder wie Forschungen in Palästina, Präimplantationsdiagnostik, Volkstanz oder Ethnografien von Jugendbanden und rechten Bewegungen. Die dabei aufscheinenden Dilemmata und Zielkonflikte, Lösungsansätze und Formen des Umgangs mit dem Themenkomplex zeigen, dass Positionierungen und Haltungen oftmals selbst Effekte des Forschungsprozesses sind.

Timo Heimerdinger (Hrsg.)
Unter Mitarbeit von Lena Deinaß

Mensch\lernt\ Maschine/lernt/Mensch

<KI-Entwicklung im Kontext>

Freiburger Studien zur Kulturanalyse, Sonderband 10, 2024, 90 Seiten, br., 24,90 €, ISBN 978-3-8309-4955-8

E-Book: 21,99 €, ISBN 978-3-8309-9955-3

Künstliche Intelligenz wird immer alltäglicher und ist trotzdem noch ungewohnt. Maschinen sollen lernen, menschliches Verhalten zu imitieren und Menschen zu unterstützen. Menschen müssen lernen, mit diesen so neuartig auftretenden Maschinen umzugehen, ihr Tun einzuschätzen, zu bewerten und zu nutzen. Dieser Band ist das Ergebnis eines empirisch-kulturwissenschaftlichen Projekts, das sich zwei Kontexten der Begegnung zwischen Mensch und KI ethnografisch genähert hat: einem Roboter-Labor, wo Greifarme lernen sollen, sich selbstständig neue Bewegungen anzueignen, und einer Altenpflegeeinrichtung, die Arbeitsabläufe digitalisieren will.

WAXMANN
www.waxmann.com
info@waxmann.com